„Süd=West“

„Süd-West“

Kriegs- und Jagdfahrten

von

Schröder Stranz.

Berlin W. 30.

Wilhelm Süsserott
Hofbuchhändler
Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

1911

517/10162

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

48/37081

Erst besinn's! Dann beginn es mit
voller Kraft!
Lieber in der Blüte des Lebens
dahingerafft,
Und in kühnem Ringen der Menschheit
genützet,
Als nach sorglosem Leben an Stecken
gestützet.

S. S.

Meinem verehrten Führer während des Feldzuges,
Herrn Hauptmann **Freiherrn von Welck,**
in Dankbarkeit gewidmet.

Schröder Stranz.

Archangelsk, den 15. Oktober 1910.

Meinen Dank sage ich an dieser Stelle allen, die mir bei vorliegender Arbeit ihre Hilfe geliehen haben. Vor allem bin ich diesen schuldig, den Herren des Oberkommandos der Schutztruppen durch die mir Einsicht in die Kriegsakten gewährt wurde, den Herren, die mir bei der Beschreibung der Gefechte durch Lieferung von Material und Korrekturen halfen und Herrn Oberst von Wrochem.

Ich habe mich bemüht das mir bewiesene Vertrauen durch wahre Schilderungen zu rechtfertigen und bitte, mir für eine eventuelle Neubearbeitung Korrekturen zugehen zu lassen.

Wenn ich den Kolonien mit diesen Schilderungen Freunde erworben habe und Anhänger für eine ähnliche Ansicht der Eingeborenenfrage, wenn ich in der deutschen Jugend Interesse weckte und sie mit vorbereitete auf das was uns in den nächsten Jahrzehnten bevorstehen mag, dann ist ihr Zweck erfüllt. Mein ganzes Sein, Fühlen und Denken gab ich für diesen Gedanken.

Schröder Stranz.

Inhalts-Verzeichnis.

			Seite
Kapitel	1.	Die Ausreise	1
„	2.	Durch die Namib	18
„	3.	Der Kriegsmarsch beginnt	23
„	4.	Von Omaruru bis Etaneno	34
„	5.	Mitten in Feindesland	38
„	6.	Okowakuatjivi, Okanjanda bis Osondjache	59
„	7.	Der Entscheidungskampf am Waterberg	78
„	8.	Der Typhus	121
„	9.	Der Ueberfall in den Okawakabergen	131
„	10.	Weiter zur Sandfeldsperrung	139
„	11.	Okomiparum	143
„	12.	Eine schwere Patrouille — Neues.	156
„	13.	Von Weihnachten bis Ostern	186
„	14.	Wieder frei	201
„	15.	Letzte grosse Patrouille ins Sandfeld	218
„	16.	In stiller Zeit	245
„	17.	Owikokorero	268
„	18.	Zurück an die Bahn und zur Küste	277
„	19.	Heimwärts	284

Kapitel I.

Die Ausreise.

März 1904.

Der jüngste Einjährige im Maikäferregiment war ich und genoß mit meinen Zwillingsschwesterchen die lustige Winterzeit der Reichshauptstadt Berlin.

Die Gesellschaften, Maskenfeste, Theater und Konzerte, das gefiel uns Landkindern. Wir kosteten alle die Freuden mit wonniger Jugendlust.

Da kam der Krieg in Süd-West und nach kurzem Überlegen meldete ich mich als Freiwilliger für den ersten Transport.

Aber ich war minderjährig, das Erlaubnistelegramm meiner Eltern kam zu spät, und als wir eines Tages nach dem Konzert die Linden passierten, sahen wir die Krieger mit klingender Regimentsmusik zum Bahnhof ziehen.

So froh mein Schwesterchen war, daß ich da nicht in der Reihen marschierte, so traurig war ich. Und beinah' hätte ich auch den nächsten Transport verpaßt, weil meine Meldung nicht weiter gegeben war. Da erlaubte mir der Hauptmann, mein Heil auf dem Oberkommando der Schutztruppe zu versuchen.

Nach zwei Tagen waren alle Formalitäten erledigt. Ich war ein deutscher Reitersmann und dampfte vergnügt auf zehn Tage zum Abschiednehmen nach Hause. —

Und nun waren wir eingekleidet, formiert und marschierten zum Lehrter Bahnhof.

Der Weg vom Ordonnanzhause an war dicht mit Menschen besetzt, die uns mit Hurra begrüßten und herzliche Abschieds-

worte zuriefen. Die Regimentsmusik zog mit klingendem Spiel voran. Unsere Herzen schlugen höher. Wir waren stolz, für die Ehre des Vaterlandes, für unsern Kaiser ins Feld ziehen zu dürfen!

Auf dem Bahnhof sprachen wir uns ja noch einige Augenblicke, liebe Mutter und Schwester. Aber bald tönte das Kommando: „Stillgestanden!“ „Augen — links!“ durch die Bahnhofshalle. Unseres Deutschen Reiches Kronprinz schritt grüssend die Front ab und brachte uns so den Abschiedsgruß unseres geliebten Kaiserhauses. — Es war ein erhebender Moment! — Dann stiegen wir ein. Die Musik spielte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ und langssam setzte sich der Zug in Bewegung.

Als ich Euch weinend zurückbleiben sah, wurde mir der Abschied doch schwerer als ich's geglaubt. Konnte es nicht sein, daß ich, heil zurückkehrend, hier die Eltern oder Geschwister nicht mehr am Leben fände?

Die nächtliche Bahnfahrt bis Hamburg verlief ziemlich still; wohl jeder dachte an die Lieben, die er im deutschen Vaterlande zurückließ und manchem glänzten die Augen.

Am nächsten Morgen kamen wir in „Hamburg am Petersenkai“ an. Wir schifften uns gleich auf unserer schmucken „Lucie“ ein. Mit einigen hundert Mann zusammen wurde ich in einem Zwischendeckraum untergebracht, in dem die Betten genau wie in der Kaserne, zwei übereinander, nur viel enger, aufgestellt waren. Dann wurden etwa 50 Pferde und viel Proviant verladen. — Gegen Abend traten wir in Reih und Glied an und wurden von Seiner Exzellenz Generalleutnant von Bock und Polach verabschiedet.

Um 7 Uhr heulten die mächtigen Dampfpfeifen das Abfahrtszeichen durch die Hafenstadt, und langsam glitt unser Schiff durchs Wasser. Vom Lande Tücherschwenken und die letzten Grüße, von uns ein dreifach donnerndes Hurra auf unsern erhabenen, obersten Kriegsherrn und dann aus 500 Kehlen „Heil dir im Siegerkranz“, von der Schiffskapelle begleitet! Ein wahres Höllenkonzert brach dann los. Die Sirenen und Dampfpfeifen aller, in dem großen Hafen liegenden Schiffe setzten ein. Tief grollten die Stimmen der Ozeanriesen und laut übertönten Hunderte von schrillen Pfiffen, Lauten jeder Art für Minuten alles andere Großstadtgeräusch. Die Stille

darauf war eigenartig. Allmählich erst fand jeder von uns die Umgebung, die alten Laute wieder.

Einige kleine Dampfer folgten uns noch lange Zeit.

An allem sahen wir große Teilnahme. Nicht nur die Gedanken der Angehörigen, nein, die des ganzen deutschen Volkes schienen uns hinaus in den Erdteil zu begleiten, in dem wir für Deutschlands Ehre kämpfen und viele von uns auch sterben sollen. Den meisten ist's wohl bewußt, daß sie sehr Schwerem entgegengehen. Aber der Gedanke, daß alle in der Heimat lebhaft für uns und die gemeinsame Sache fühlen, das läßt uns freudig in die Zukunft sehen.

Inzwischen war es dunkel geworden. Am rechten bergigen Ufer der Elbe zogen all die reizenden Villen mit hell erleuchteten Fenstern inmitten ihrer Parkanlagen an uns vorüber; — der letzte schöne Blick auf deutsches Festland! —

Am nächsten Morgen weckte uns schon das Geräusch der Wogen. Das freie Meer, die Nordsee, war erreicht. Neuwerk, das letzte Stückchen deutsche Erde, entschwand bald unseren Blicken. —

Bis gestern morgen hatten wir eine steife westliche Brise, die den meisten von uns die so viel gepriesene Seekrankheit brachte. Schreckliche Bilder sah man da an Bord, durch die man, mit gütiger Beihilfe der Schiffsschwankungen, leicht zum Opfern bewogen werden konnte. Glücklicherweise ging Poseidon, schon genügend versöhnt, an mir vorüber. Ich spürte nur zwei Tage lang einen sonderbaren Drang nach oben, wenn das Schiff in die Tiefe ging, ein Gefühl, als ob der Magen nicht so schnell mit hinunter könnte, sondern einen sanft, aber doch energisch nach oben aufhalten wollte. Wenn wir wirklich einmal einen tüchtigen Sturm durchmachten, würde ich diesem Druck wahrscheinlich auch unterliegen. Frische Luft, regelmäßiges Essen und vor allem Zusammenreißen hilft viel.

Im Kanal dauerte Wind und Seegang an, bis wir ihn halb passiert hatten. Es war wie in der Nordsee eine herrliche Fahrt.

Von vor Dover ab fuhren wir einen Tag dicht an der englischen Küste mit ihren weißen Felsen und Häusern entlang. Am Ausgange des Kanals bekamen wir auch Frankreich bei Quessant in Sicht und nahmen vom „preußischen Grenadier", einem schwarzweißen Leuchtturm Abschied. Der

Wind hatte sehr abgeflaut, und so passierten wir zu verhältnismäßig günstiger Zeit den gefährlichsten Teil unserer Reise, den Meerbusen von Biscaya und die „Spanische See". Die lange ozeanische Dünung kam aber von der Seite und setzte das Schiff in schönste seitliche Schwingungen. Alles was nicht niet- und nagelfest war wurde unbarmherzig hin- und hergeschleudert. Wir Landratten boten zuerst ein wunderbares Bild. Auf Deck hatte sich vorn alles ausgestreckt, und sowie heftigere Bewegungen kamen, kugelte und kegelte ein fluchendes, schreiendes und lachendes Durcheinander herum.

Ein schon älterer, echter Ostpreuße schimpfte schon eine ganze Zeitlang leise vor sich hin. Ich pürschte mich vorsichtig an und hörte nun, wie er mit hilfesuchendem Blick über den „Zwack" der Schwankungen lamentierte. — Es war so urkomisch, ich mußte schließlich laut auflachen, half ihm aber dann an eine günstigere Stelle.

Es war wunderbar, daß niemand über Bord ging, und daß so wenig seekrank wurden. —

Schlimm haben es die Pferde. Sie stehen auf verschiedenen Decks, jedes in einer so kleinen Bucht, daß sie sich kaum bewegen können. An Hinlegen ist nicht zu denken. Um das Stürzen zu verhindern, hängen sie mit dem Körper in Segelleinwandmatten. Die armen Tiere scheinen sehr zu leiden und größtenteils seekrank zu sein.

Seit gestern bin ich in eine Kajüte zweiter Klasse (allein) gezogen und werde nun auch zweiter Klasse verpflegt. Das Essen ist reichlich und gut wie im Zwischendeck. Wir haben am Tage drei warme Hauptmahlzeiten. Das Publikum ist gemischt, nach den Tischmanieren zu urteilen. Ich kann von manchen Passagieren lernen, da viele schon in Deutsch-Süd-West-Afrika oder irgendwo anders im Auslande gewesen sind. — Morgen oder übermorgen landen wir in Las Palmas (spanisch), um Kohlen und lebendes Fleisch zu nehmen. Wir sollen 4—5 Stunden Aufenthalt haben und kommen hoffentlich an Land. Dort wird die erste Schiffspost abgegeben. Morgen früh müssen alle Karten und Briefe beim Feldwebel sein.

Das Wetter war heute wieder wundervoll. Es wird jeden Tag wärmer, nur der Wind ist noch immer ziemlich kühl.

Ich wünschte, Ihr könntet so manches von dem Schönen, hier mit genießen. Der Atlantische ist doch zu wunderbar

und jeden Tag, ja jede Stunde und Minute verschieden. Manchmal stehe ich stundenlang an der Reeling und sehe zu, wie sich die hohen Wogen an dem Schiffsrumpf brechen, dann alle möglichen Formen bilden und schäumend wieder zerfließen. Die Farben gibt wohl kaum eines Malers Pinsel wieder. Vom blendendsten Weiß bis zum tiefsten Stahlblau, wundervoll frisches Grün und sogar zartestes Rosa sieht man im Wasser harmonisch glänzen. — Wie Silber blitzen die Wellen, wenn Sonne oder Mond darauf scheinen, — und dazu das Rauschen der See und die gleichmäßigen Bewegungen des einsamen Schiffes! —

Eben haben wir Abendbrot gegessen. Ihr habt noch mitteleuropäische Zeit, zehn Minuten bis neun Uhr, wir ein Viertel nach sieben.

Jetzt beginnt allmählich der Dienst an Bord. Wir haben am Tage eine halbe Stunde Freiübungen, außerdem Instruktion über Wundenbehandlung, die Volksstämme der Kolonie, Pferdebehandlung usw. In Süd-West werden wir nämlich alle beritten gemacht und heißen schon jetzt „Reiter".

Außer in Las Palmas halten wir noch einmal auf der Fahrt, um schwarze Arbeiter an Bord zu nehmen.

Höhe der Bissagos-Inseln.

Zum 14. abends war uns Las Palmas angesagt. Bald nach dem Nachmittagskaffee besetzte ich deshalb, wie schon öfter, die äußerste Bugspitze, den vorteilhaftesten Platz, den man als Zwischendeckspassagier finden kann. Dann sahen wir am Horizont eine hohe, dunkle Nebelwand. Die Anfahrt war großartig. Die Nebelmassen nahmen immer festere Gestalt an und schließlich lag ganz Gran Canaria im Scheine der Abendsonne vor uns. Ihre schon dunkeln Berge waren von Wolken gekrönt. Die weiße Stadt mit den flachen spanischen Dächern am Ufer, die Landhäuser in den hochgelegenen Schluchten und dazwischen das Grün der Bananen, Orangen, Palmen und Kakteen gab dem Bilde ein ganz eigenartiges Gepräge.

Leider brach die Nacht zu schnell herein. Als die Anker auf den Grund des Hafens rasselten, war es schon vollständig dunkel. Von der Insel selbst hatten wir wegen der Dunkelheit, und weil wir nicht an Land durften, nur wenig. Aber das Treiben im Hafen wurde desto anziehender. Hier lagen die verschiedensten Schiffe aller Länder. — Kleine Boote der Spanier durchflitzten den Hafen und steuerten, fast alle auf unsere „Lucie“ zu. Unter Johlen, Schreien, Singen und pantomimischen Beteuerungen priesen die Insassen dieser Boote alle möglichen Sachen an: „Seidenwaren, Stickereien, Uhren und vor allem Südfrüchte!“ Sie warfen ihre Leinen an Bord und fingen nun mit uns Soldaten einen tüchtigen Handel an. Da konnte man interessante Studien machen, das heiße, leicht erregbare Blut der Spanier mit dem kühlen, nordischen vergleichen. An den Leinen wurden in Körben hauptsächlich Apfelsinen an Bord befördert. — Für 20—40 Stück bezahlte man 1 Mark. Ein Händler hatte ganz riesengroße Dünnschalige, 18 Stück für 1 Mark. — Ich habe mir Apfelsinen, Bananen, Feigen, Nüsse

und Wein erstanden, bin aber mit den Feigen (in Kistchen à 25 Pfennig) und dem Flaschenwein riesig hereingefallen. Apfelsinen und Bananen waren sehr gut. Von den Seidenstoffen habe ich nichts gekauft, weil man in Süd-West wohl doch bald alles Gepäck los wird.

Bis 10 Uhr dauerte dieses Gewimmel um unser Schiff; dann mußten die Käufer zu Bett.

Am nächsten Morgen wurde ich durch laute Dampfsignale geweckt. Während des Ankleidens fing die Maschine schon langsam an zu arbeiten, und als ich an Deck kam, hatte ich das Vergnügen, uns beim Schein der Morgensonne gerade den Hafen verlassen zu sehen. Lange Zeit fuhren wir an den Ufern von Gran Canaria entlang und freuten uns an den steilen, hochragenden Bergen. —

Die Fahrt beginnt nun etwas kriegerischer zu werden. Sechs bis zehn Mann sind täglich mit Schleifen von Säbeln und Seitengewehren beschäftigt. Außerdem wird eifrig nach der Scheibe geschossen und Instruktion über die Kriegslage in Süd-West, Wundenbehandlung und vieles andere gehalten.

Ich habe hier zufällig ein sehr gutes Buch: „Kriegsführung in den Kolonien“ von einem Soldaten gekauft. Es ist sehr interessant und lehrreich. Mit der Browning treffe ich schon ganz gut. Auf 35 m Kopfscheibe von 7 Schuß 5 Treffer. Wenn später aber die Ziele leben und wieder schießen, wird's wohl nicht ganz so gut gehen.

Vorgestern hielten die Offiziere ein Übungsschießen ab. Sie hatten sich fast alle an der Backbordseite mit Militärgewehr und Repetierpistole oder Revolver postiert und eröffneten auf vorderschiffs ins Wasser geworfene Flaschen ein lebhaftes Feuer. Die Ohren müssen sich erst ordentlich an dies scharfe Geknatter gewöhnen. Sie schmerzten vielen. Durch das viele Schießen werden die Gewehrläufe auch so heiß, daß man sich an ihnen tüchtig die Finger verbrennen kann.

Das Meer wird jetzt immer interessanter. Jeden Tag sehen wir Hunderte von Schweinsfischen. Alle halbe Stunde taucht ein neuer Zug auf, um uns einige Zeit in tollen Sprüngen zu begleiten. —

Die letzte Woche war wundervoll. Diese Tropennacht, schon in der Nähe der afrikanischen Küste auf dem Ozean werde ich nicht vergessen. Schon in der Dämmerung sah

ich einige leuchtende Funken in dem Gischt der Bugwelle springen. Als ich dann zwischen 2 und 4 Uhr nachts wieder Posten stand, hatte ich ein fast märchenhaftes Schauspiel: Das ganze Bugwasser, der Schaum der nächsten Wellen leuchtete in wunderbarem, ewig wechselnden Licht, und in dem meist zartblauen Scheine der Bugwelle sprangen Tausende von glitzernden Funken zwischen hand- und kopfgroßen Gebilden, die wie Feuerkugeln in allen Farben glänzten. In der Ferne lag die See rabenschwarz und darüber ein vielfach von wilden, zerrissenen Wolken bedeckter, südlicher Sternenhimmel in seiner vollen Pracht!

Plötzlich blitzt's in dunkler Ferne: zwei breite, leuchtende Streifen schießen in eigenartig zitternder Bewegung direkt auf das Schiff zu. Am Bug angekommen, schwenken sie aber ein und entpuppen sich als Delphine. Bald gesellten sich noch viele andere zu den ersten und ließen sich von dem großen, dunklen Koloß in lustigem Spiel jagen. Hell leuchteten Wasser und Spritzer, wenn sie aus der Luft in ihr nasses Element zurückkommen, oder wenn ein Schwarm kleiner Fische auseinanderstob. Ein großartiges Feuerwerk und Farbenspiel in dunkler Nacht während die meisten anderen schliefen. —

Die Tage werden immer wärmer, und wir in unserer freien Zeit immer fauler. Auf allen Decks werden die Sonnensegel gespannt und überall Ventilatoren angebracht.

Ich hatte mir's gerade im Rauchzimmer bequem gemacht und fing an, an Euch zu schreiben, als der Ruf: „Afrika in Sicht!" durchs Schiff tönte! Das zündete! Jeder eilte an Deck und auch ich versuchte, meinen Bugplatz zu erobern.

Da lag eine Bucht jenes Erdteils vor uns, auf dem wir zwei Jahre fechten, unserem Leben Inhalt und Festigkeit geben oder fürs Vaterland sterben sollten, eine niedrige Küste mit fremdartiger, tropisch schöner Vegetation, nur an einer Stelle von einem felsigen Berge als Wogenbrecher überragt. In halber Höhe, auf einem kleinen Plateau, sieht man eine Anzahl heller Häuser in dem dunklen Grün. Das ist „Monrovia", die Europäerstadt; links an den Berg gelehnt sind die Häuser und Hütten der Eingeborenen.

Von der Reede aus ist es ein sehr nettes Bild. In der Unterstadt muß es ziemlich schmutzig sein, nach den hundert Schwarzen zu urteilen, die von dem dortigen Vertreter der Firma

C. Woermann an Bord gebracht wurden.

Auf der Bergspitze steht ein kleiner Leuchtturm und eine halbzerfallene Burg, die einen daran erinnert, daß Monrovia die Hauptstadt eines ebenso zerfallenen Negerreiches, der Republik Liberia, ist. Sie ist ein Resultat der Aufhebung des Sklaventums. Von Amerika aus wurden viele der glücklich Befreiten hier angesiedelt. Viel Gutes scheint jedoch nicht damit geschaffen zu sein; denn die meisten sollen es nicht so gut haben, wie früher unter der nicht zu strengen Herrschaft. Es wäre sicher gut für Liberia, wenn wir uns seiner etwas annähmen. Viel deutsches Kapital steckt schon in dem Lande. — Bald nachdem wir unsere Ankunft durch einen Böllerschuß bekannt gemacht hatten, belebte sich die Bucht mit vielen schwarzen Punkten, den Kanoes der Eingeborenen. Mit riesiger Schnelligkeit waren die schwarzen Jungen da. Sie sprangen aus ihren ausgehöhlten Baumstämmen und tauchten nach den ihnen in Massen zugeworfenen Geldstücken. Wir mußten viel über die nackten, schwarzen Gestalten mit dem schönen Körperbau und den häßlichen Gesichtern lachen. Wie die Padden hopten sie ins Wasser und fingen das Geld immer noch beim Fallen. — Ein ganz kleiner Kerl machte die besten Geschäfte. Den Mund schon über und über voll Geld quetschte er noch immer sein: „money, money, money!“ heraus. Einige andere imponierten uns mächtig mit deutschem Gesang. „Der kleine Kohn“ hatte seine Verbreitung sogar bis hier in den schwarzen Erdteil erfahren. Unterdessen waren unsere schwarzen Arbeiter auch angelangt und überschwemmten das Schiff. Der Strom riß, wie es schien, auch manches mit; denn ich hörte am andern Tage mehrfach von verschwundenen Sachen. Na, es „klauen“ ja alle Schwarzen; die Crooboys arbeiten doch aber noch dabei, und das muß man ihnen hoch anrechnen. Für die West-Afrika-Dampfer und die großen Faktoreien an der ganzen Westküste sind sie deshalb kaum entbehrlich.

Die schwarzen Vertreter der Republik waren unterdessen abgefertigt worden, und so ging's wieder weiter, dem Äquator unaufhaltsam näher.

Die Hitze wird von Tag zu Tag unerträglicher. Die Sonne steht mittags fast senkrecht über unseren Köpfen. Es ist den meisten recht dösig zumute. Auch an Fischen und Vögeln sieht man, daß es ganz fremde Gewässer sind, die wir durch-

fahren. Bis etwa vor Maderia konnte man ganze Scharen der bekannten Raubmöwen beobachten. Jetzt begleiteten uns in Landnähe einige Pärchen brauner Möwen. Schweinsfische umschwärmen das Schiff oft zu Hunderten in tollen Luftsprüngen. Von Zeit zu Zeit hebt sich ein Schwarm fliegender Fische aus dem Ozean, um 10—150 m über ihm dahin zu schweben und dann plötzlich wieder zu verschwinden. — Ihr Aufstehen und Einfallen erinnert mich sehr an Rebhühner. Daß ihr Flug oft recht hoch ist, gibt die Tatsache einen Beweis daß uns schon vor Monrovia einige auf dem hohen Deck landeten. — In weiter Ferne schicken Wale ihre Fontänen in die Luft, und in der Nähe des Schiffes sieht man ab und zu die dreieckigen Rückenflossen der gefährlichsten Raubfische, der Haie, langsam das Wasser durchschneiden.

Jetzt decken wir mittags unseren Schatten mit den Füßen. Es herrscht fast vollständige Windstille und drückende Hitze. Der Äquator ist in kurzer Zeit erreicht. —

Die Schiffsmannschaft und vor allen der Barbier waren schon einige Tage geheimnisvoll beschäftigt. Wir wußten ja alle, was kommen sollte; aber niemand bekam etwas zu sehen. Das „Garn", das der „Timmermann" uns andächtigen Zuhörern in schwülen Abendstunden spann, handelte in der letzten Zeit meist von merkwürdigen und abenteuerlichen Linientaufen; und endlich war auch für uns der Tag, der 21. April da, an dem wir getauft werden und in die Reihen der „Seebifohren Minschen" treten sollten.

Neptun war die Sache aber doch wohl etwas umständlich, von uns 500 Seelen jede einzelne vorzunehmen, und so wurde die Sache im Ramsch gemacht. Alle Soldaten mußten Schuhe, Strümpfe, Rock und alles Unnötige ausziehen, so daß wir nur Hemd und Oberhose anhatten. — So stürmten wir nach einigen vergeblichen Versuchen durch einen mit der Schiffsspritze verteidigten Engpaß und wurden dabei gründlich getauft. Aber das war nur der Anfang! Unser Hauptmann hatte schon vorher befohlen, daß sich alles mit den Eßnäpfen bewaffnen sollte und so entstand eine fürchterliche Wasserschlacht. Alles begoß sich untereinander. Die Spritzen sandten ihre Wasserstrahlen dazwischen und sorgten nachhaltig, daß im Nu kein trockener Faden mehr auf Deck war. Unsere Gefäße werden immer größer; immer mehr Schläuche werden angeschraubt. — Die

Offiziere der Kompagnie stehen aber noch trocken auf der hohen Ladungslucke im Vorderschiff. — Da gibt unser Hauptmann ein Zeichen, und sofort ergießt sich auch über die für uns sonst Unantastbaren ein kalter Strahl. Schnell haben sie ebenso wie wir Eimer ergriffen und schlagen sich auf das hohe Promenadendeck durch. Dort zogen sie ihre Röcke aus und verteidigten sich heldenmütig gegen die Soldaten. Eimer auf Eimer wurde gewechselt und die Spritzen taten, was sie nur irgend konnten.

Bald waren sämtliche Offiziere und Passagiere des Schiffs beteiligt. — Sogar unser gestrenger Herr Major von Mühlenfels wurde mit kräftigem Guß begrüßt, den er mit stoischem Gleichmute über sich ergehen ließ. —

Um die Eimer gab es verschiedentlich harte Kämpfe. — Jemand hatte sich der Taufe entziehen wollen, sich bis aufs Unterzeug ausgezogen und ins Bett gelegt. Er hatte sich aber arg verrechnet. Seine Flucht wurde entdeckt. Von Offizieren aufs Promenadendeck geschleift, wurde er doppelt und dreifach eingeweiht. Einmal naß, ergriff auch er einen Eimer, ging die Treppe bis zur Hälfte hinunter und begoß einen ganzen Schwarm von uns. Da sprang aber ein Soldat vor, übergoß ihn erst wieder mit einem Eimer, warf den seinen weg und faßte den des andern. Keiner wollte nachgeben; auf beiden Seiten faßten noch je 6—8 Offiziere und Mannschaften an und zerrten unter Wasserfluten so gut sie konnten. Wir, die Soldaten, siegten natürlich, weil wir in der Mehrzahl waren. —

Am Abend war, leider nur für die Passagiere erster Klasse, die richtige Taufe. Wir haben es aber wenigstens gut mit angesehen und setzten uns im Speisesalon zweiter Klasse ebenso wie die Passagiere der ersten, um eine Bowle zusammen. Es wurde sehr lustig und spät, oder vielmehr früh. —

Am nächsten Tage sah man manchen Seekranken auch unter den Mannschaften, die Freibier von Neptun erhalten hatten. Aber ich glaube fast, es lag nicht allein daran, daß der Wind aufgefrischt hatte und die See etwas unruhiger ging. —

Der Wind kommt immer stärker von Süden, uns direkt entgegen. Das Schiff macht schon wieder bedenkliche Schwankungen. — Das ist eine Freude, wenn sich der riesige Schiffskoloß auf die höchsten Wogenrücken hebt, um dann zischend wieder ins nächste Tal zu schießen, wenn die schweren Seen

ruckend übers hohe Vorderschiff gehen und ihr weißer Gischt bis zur Kommandobrücke spritzt. —

Swakopmund erreichten wir dadurch einen Tag später. — Mit großer Erwartung sahen wir dem Streifen Land entgegen, der uns in den nächsten Stunden unser langersehntes Reiseziel zeigen sollte. Und was zeigte er uns? Sand, Sand, Sand und dahinter in nebliger Ferne kahle, wild zerrissene Gebirgszüge. Das war die Namib, die Wüste, die uns im ersten Willkommen unser Werk noch schwerer erscheinen lassen wollte, als es schon war. —

Für den, der nicht darauf vorbereitet, war der Anblick deprimierend. Ich hörte einen Mann zu dem andern sagen: „Das ist Afrika? Dat hatt ick mir janz anders vorjestellt! Palmens mit bunte Papajeien und Affens soll't et hier doch jeben!" — Aber die meisten wußten, daß wir in kein Paradies zogen.

Wir ankerten auf der Reede von Swakopmund, und da nur noch eine mäßig starke Brandung stand, wurden wir bald ausgeschifft. In großen Körben wurden alle mit den „Winschen" in die Boote gelassen, oder wir kletterten auf schmalen Fallrepps herunter. Da mußte man vorsichtig und fix sein. Die großen Boote schwankten etwa 4—5 m hoch und nieder und es hieß gerade hineinspringen, wenn sie fast oben und dicht am Dampfer waren. Die Pferde wurden an breiten Gurten um den Leib heruntergelassen. Eine Pinasse schleppte dann das volle „Beach-Boot" bis zur steinernen Mole, und nach 21 langen Tagen hatten wir endlich wieder Land unter den Füßen. Ein sonderbares Gefühl! Der Körper behielt noch das Gefühl der Seebewegungen und die Erde, die stand doch still!

Durch tiefen Sand wurden wir dann auf einen Platz geführt, auf dem mehrere große Zelte und große hölzerne Einzäunungen für die Pferde standen. In den Zelten wurden wir einquartiert. Bald begann die Ausgabe aller Sachen, die wir im Felde gebrauchten. Zuerst erhielt jeder Mann zwei wollene Decken, von denen die eine als Woilach unter dem Sattel und die andere nebst einer wasserdichten Zeltbahn und dem großen Reitermantel während des Ritts hinten auf den Sattel geschnallt werden sollte. Dann gab es Sättel, Packtaschen, Kandaren, Trensen, Gurte, Kochgeschirre, Gewehrschuhe und, was sonst noch zu unserer Ausrüstung gehörte.

Das Essen, das es irgendwo gab, verpaßte ich am ersten Tage, und so legte ich mich zum erstenmal auf afrikanischer Erde hungrig zu Bett. Es war meine Schuld.

Mit Sergeant Kohlmeyer machte ich mir ein schönes Lager im weichen Sande zurecht und so schliefen wir in unseren warmen vier Decken und zwei Mänteln die erste Nacht sehr schön auf der fremden Erde.

An den nächsten Tagen gab's viel zu tun. Die Infanteristen hatten täglich vier Stunden Reiten und wurden mit den Pferden vertraut gemacht. Die Kavalleristen hatten Stall- oder vielmehr Kraaldienst, und ein Teil des Bataillons mußte beim Verladen des Proviants in die Bahn und in Schuppen tätig sein. Außerdem mußten wir eine Sicherheitswache stellen und so gab's vieles mehr.

Nichts destoweniger lernte ich Swakopmund mit seinen Eigenheiten schon kennen. Ein Einjähriger der kurz vor uns hier angekommenen Artillerieabteilung, ein Dr. iur... hatte es mir gezeigt. Wir aßen für grauenhaft teures Geld in Hotels zusammen Mittag und hatten, gemeinsam durch den tiefen Sand der Straßen watend, einige Einkäufe gemacht und uns die ein- und zweistöckigen Häuser der Stadt angesehen. Alles war auf Gelderwerb und ein möglichst angenehmes Leben in der Hitze des Tages und der Kälte nachts eingerichtet. Jedes dritte Haus war ein Hotel oder ein sogenannter „Store", ein Laden, in dem man fast alles kaufen konnte, außer den Sachen, die man gerade brauchte; denn die waren von den vorher angekommenen Truppenteilen schon lange weggeschnappt worden, und der Ersatz, der noch länger schon wieder bestellt war, sollte draußen auf der Reede in den Dampfern liegen. Da mußte man also auf manches verzichten, denn erst mußte alles, was zum Kriege gebraucht wurde, ausgeschifft werden. — Einige öffentliche und private Häuser sehen ganz nett aus. Auch haben einige Straßen auf einer Seite Trottoir und, um den Güterverkehr in dem Sande zu erleichtern, gibt es verschiedentlich Schienenwege für Pferdeloren. Sogar einige winzig kleine Gärten kann man vor den Häusern sehen. Von frischen, hier gewachsenen Früchten, gibt es nur Tomaten, die man, auf alle möglichen Arten zubereitet, in den Hotels bekommt. Alles übrige wird per Bahn aus dem Innern oder jetzt im Kriege meistens von Kapstadt bezogen. Früher mußte so-

gar Wasser von auswärts gekauft werden. Jetzt hat Swakopmund aber eigene Wasserleitung. Sehr schmerzlich ist es mir, daß man dies Wasser nicht ungekocht genießen kann. Die Typhusgefahr ist zu groß.

Auch die Umgebung von Swakopmund lernten wir schon kennen. Ich glaube, es war Sonntag, da machte unser Hauptmann mit einer größeren Kavalleriepatrouille einen Übungsritt nach Nonidas, der ersten Bahnstation auf der Strecke Swakopmund-Windhuk. Zu meiner großen Freude durfte ich trotz meines Sandhasentums mit und wählte einen hohen Dragonerrappen als Reittier. Leutnant Graf Arnim, der in Nonidas einen Posten für argentinische Pferde unter sich hat, führt uns auf dem kürzesten Wege in östlicher Richtung hinein in die Namib. Nur Sand und Steine waren zu sehen. Nicht ein Grashalm grünte in dieser hügeligen Wüste. Der Weg war an einigen halbverwehten Spuren, an leeren Konservenbüchsen, Flaschen und bleichenden Knochen erkennbar. Nonidas war aber bald erreicht. Dicht an der Bahnstation liegt wie eine Oase eine mit niedrigem Gestrüpp und Gras bewachsene Fläche, die von dem Swakoptale begrenzt wird. Hier weideten Hunderte von Pferden, Rindern und Maultieren, der nächsten Truppen harrend. Wir hielten oben an der Station und sahen uns das Bild an. Dann ritten wir zu dem spärlichen Rinnsal im Flußlaufe herunter, um unsere Pferde zu tränken. Aber die verwöhnten deutschen Kavalleriepferde schätzten kein „brackiges“ Wasser. Mein Gaul war nicht zum Saufen zu bewegen. Außerdem hatte er noch eine andere äußerst angenehme Angewohnheit, wie ich das schon beim Herritt mit wenig Freude gemerkt hatte; er „klebte“ ganz greulich und das sollte ich jetzt noch genauer erfahren. Die andern hatten das Tränken entweder schon aufgegeben oder sie waren damit fertig und hielten etwas weiter ab auf dem hohen Ufer. An Saufen war bei meinem Rappen nun gar nicht mehr zu denken. Sehnsüchtig schaute er hinauf auf die Höh', und so wie ich aufsitzen wollte, ging er ab. Ich hielt ihn, nahm die Trense nur wenig fester, und, so wie ich meinen Fuß im Bügel hatte und aufgesessen war, stieg das Biest kerzengerade in die Höhe und überschlug sich nach hinten. — Einen Augenblick lag das Pferd auf meinem Schenkel. Als ich versuchte, mich zu befreien, sprang es auf und schleifte mich im Galopp auf das steinige Ufer zu. Zum Glück

riß meine Stiefelsohle, und ich brauchte nicht mehr weiter mit. Ich konnte mir auch Schöneres denken, als so den Abhang hinaufgezerrt zu werden.

Als ich dann meine Knochen zusammengesammelt hatte, stiefelte ich meinem lieben Roß nach und fand es oben schon gefangen. Nun kam ich an einem hohen Balkengerüst vorbei, auf dem ein zahmer Pavian an langer Kette saß. Mein Rappe fing gleich wieder an zu zittern und wollte weg, weit weg von diesem Ungetüm. Ich wollte ihm aber die vollständige Unschädlichkeit dieser lieben Tierchen beweisen und brachte das ängstliche Pferd ziemlich dicht heran. Doch mit der Lieblichkeit des Tierchens da oben hatte ich mich ganz verrechnet. Denn plötzlich sprang der Affe, auf den ich nicht genügend geachtet hatte, wie der Blitz auf uns herunter. Nur einer riesigen Flucht meines fürsorglichen Rappen hatte ich es zu danken, daß das Scheusal in seine Kette sprang und mein Hut vor Mißhandlung geschützt wurde. Nun hätte ich ihn eigentlich aus Dankbarkeit weiter behalten sollen. Aber als ich dann noch merkte, daß der edle Rappe an dem afrikanischen Grase mäkelte, zog ich es vor, ihn nach meiner Heimkehr andern zu überlassen und mich auf die Suche nach einem neuen zu begeben.

Ich entdeckte bald ein urhäßliches, langhaariges Luder von Pferd; ein polnischer Jude mochte es in seinem Trödelwagen gefahren haben, ehe es zum Schlachtroß avancierte. Ich untersuchte den Braunen etwas genauer und fand, daß er tadellos klare Sehnen, gute Hufe und großen Hunger hatte. Ich sattelte ihn bei der nächsten Gelegenheit und er ging alles, was ich haben wollte, fast ohne Nachhilfe und mit großer Ausdauer. Sergeant Kohlmeyer (Kavallerist) lachte mich erst mit dem struppigen „Elefanten-Küken“ aus, zuletzt riet er mir aber doch, diesen Braunen zu nehmen. Ich tat es, und da jeder sein Pferd, das ihn fortan treulich durch alle Gefahren tragen sollte, nach seiner Braut oder dem besten Freunde benannte, so taufte ich den Braunen „Walter“. —

Schon bei dem ersten längeren Ritt, den ich durch die Güte des Hauptmanns wieder mitmachen durfte, freute ich mich sehr über meine Wahl. Diesmal ging es nicht in das Innere des Landes. Wir ritten über die trockene, mit einigen Büschen und Gras bewachsenen Swakopmündung hinweg und dann an dem Strande des Atlantischen Ozeans in südlicher Richtung ent-

lang. Es war gerade Ebbe und wir gewöhnten unsere Pferde in den stehengebliebenen Pfützen an das durchqueren von Wasser. Sie bestanden diese Proben fast alle gut. Dann ritten wir Schritt für Schritt direkt in die Brandung des Atlantischen Ozeans. Es ging zuerst wunderschön, wenn sich auch einige Pferde vor den heranrollenden Wellen fürchteten und ihnen das hin- und zurückflutende Wasser unheimlich vorkam. — Am weitesten hatte sich der Trompeter Unteroffizier Edling gewagt. Die Wellen spritzten ihm schon oben in die hohen, gelben Stiefel, als er plötzlich samt seinem Roß in den kühlen Fluten verschwand. Pudelnaß paddelten sich beide in den nächsten Sekunden wieder heraus und wurden am Licht der Sonne mit schallendem Gelächter begrüßt. Dann wich alles ängstlich aus. Man dachte wohl etwas an ins Wasser gefallene Hunde, deren erster Akt nach solch einem Bade doch ein weithin spritzendes Ausschütteln der Nässe ist; und wie die beiden triefenden Gestalten so dastanden, konnte man uns den Vergleich wirklich nicht übelnehmen.

Afrikanische Sonne trocknet aber schnell, und als wir nach einer halben Stunde die Schnelligkeit unserer Pferde in einem lustigen Galopp versuchten, war das Bad sicher schon halb vergessen.

Jetzt ging es mühsam eine sandige Anhöhe hinauf und oben, auf oft schmaler Höhe in der Kolonne zu Einem weiter reitend, genossen wir ein Bild, so eigenartig, wie es mir vordem noch nie beschrieben war. Ich ahnte garnicht, daß es so etwas gäbe. — So weit unser Auge reichte, wie überall in der Namib, Sand, Sand und wieder Sand! Aber das war keine glatte, wüste Fläche! Wie ein Meer mit unendlich kunstvollen Wellen lag es vor uns; und auch der Vergleich paßt nicht, denn der Wind hatte hier, außer haushohen glatten Wogen mit wirklich überfallenden Köpfen, noch viele andere Figuren aus Sand zusammengeweht, die man im Wasser nie sehen wird. Da wechselten tiefe Trichter und sonderbar gewundene Täler mit hohen Bergrücken ab; und alles war von weichen Rundungen oder haarscharfen plötzlich gebrochenen Linien begrenzt. — Meilenweit kein Baum, kein Stein oder Grashalm, nur diese eigenartigen glatten Figuren, und darüber flimmerte und zitterte die heiße Luft in der afrikanischen Sonne. —

Wir ritten zurück. Ich fütterte meinen Walter mit Brot

und dann ging's zu Bett.

Unsere Zeit in Swakopmund ist jedoch nun abgelaufen. Übermorgen geht unsere Kompagnie, die 12. des I. Regiments als die erste des Bataillons Mühlenfels ins Innere ab. Unsere Offiziere sind: Herr Hauptmann Freiherr von Welck, die Herren Leutnants Ehrhardt, Plenzke, Kaufmann, Link und Herr Assistenzarzt Dr. Meyer. —

Entschuldigt bitte, wenn ich jetzt nicht mehr so ausführlich schreibe. Ich denke, es wird in mancher Zeit nicht gehen. Eine Bitte habe ich noch, macht Euch keine zu großen Sorgen um mich. Ich weiß, daß Ihr, wenn es sein muß, Euren Sohn gerne für unser deutsches Vaterland hergebt. Aber denkt an frühere Kriege. Jede Kugel trifft doch nicht und, wie ich bis jetzt noch immer Glück im Leben gehabt habe, so hoffe ich auch freudig, daß mich mein Gott hier vor zu Schlimmen bewahren wird. Nun herzliche Grüße! Guten Mut und auf ein frohes Wiedersehn!

Kapitel II.

Durch die Namib.

Unseren ersten Tagemarsch haben wir glücklich überwunden. Bei Sonnenaufgang waren wir von Swakopmund abmarschiert und hatten in Nonidas Tränkstation gemacht. Mittags kamen wir hier in Richthofen, dem ersten Nachtquartier, an. Wir lernten gleich einige Schwierigkeiten unseres neuen Lebens kennen; unser selbstgekochtes Essen, Graupensuppe mit etwas Rindfleisch, war angebrannt, und wir waren seit vier Uhr morgens unterwegs. Zum Abendbrot gab es von widerlich, salzigem Brackwasser gekochten Tee. Brot war nicht einmal für Geld aufzutreiben. Die Pferde kamen in einen hölzernen Kraal, wie in Swakopmund, und wurden noch mit deutschem Heu und Hafer gefüttert. Das Wasser nahmen sie ungern, aber sie waren durstig wie wir. Die Nacht schlief ich, trotz der Kälte, in Woilach und Mantel gehüllt, den Sattel als Kopfkissen benutzend, verhältnismäßig gut.

Um vier Uhr wurde geweckt, wir besorgten die Pferde, und bei Sonnenaufgang ging's weiter durch ungastlichen Sand, Steine und öde Gebirge. — Die Sonne brannte schrecklich! — Wir führten die Pferde oft lange Strecken am Zügel und waren froh, als wir am Nachmittag, die Bahnstrecke in engem Gebirgspasse verfolgend, das Stationsgebäude von Kahnrivier erblickten. Es liegt in einem kleinen Gebirgskessel mit sehr hohen, steilen Wänden. Das Wasser ist wieder salzig und demgemäß schmeckten Speise und Trank. Die Kälte nachts war empfindlich. Früh ging es wieder weiter. Man freut sich erst auf die wärmende Morgensonne, aber wenn sie dann blutrot am weiten Wüstensaume aufgeht, dann wünscht man sie dort bannen zu können.

Unheimlich schnell steigt sie höher und höher, und ihre Strahlen fallen immer senkrechter auf uns Söhne des Nordens. Wenig Nahrung, wenig Wasser gibt es! — Da werden Mensch und Tier immer matter. Kein Wort, keinen Laut geben wir unnütz von uns, um uns nicht noch durstiger und matter zu machen. Nichts belebt den Sinn; so weit wir blicken, Wüste — heiße weite Sandflächen und starre tote Gebirgszüge. Die Luft haucht uns zuweilen wie mit glühendem Atem an, sonst liegt sie regungslos, im Sonnenbrande flimmernd. Am schlimmsten leiden einige Infanteristen, die sich die ersten Märsche zu Pferde leichter gedacht haben, und die Reiter, deren Pferde trotz der Sporen schon anfangen zurückzubleiben. Gegen 3 Uhr nachmittags sahen wir dann endlich Iakalswater vor uns liegen. Es begann etwas Pflanzenwuchs, und der Kompagniehund, der uns in Kahn zugelaufen war, jagte sogar ein Karnickel auf. Dies und ein frischer Luftzug brachte etwas Leben in die Kolonne, und in kurzem Trabe hatten wir die Station erreicht. — Wir sattelten ab und hätten uns am liebsten gleich in den spärlichen Schatten gelegt. Aber erst kamen die Pferde. Noch einmal ging's eine gute halbe Stunde durch Hitze und Sand zur Wasserstelle mit unsern Futterbeuteln und dann wieder zurück ins Lager. — Die Verpflegung war diesmal gut; aber es war mir, wie vielen anderen, nicht möglich, etwas herunterzubringen. Die Pferde waren auch alle ziemlich kaput, und so sollten wir hier einen Ruhetag haben. In der Nacht war ich Wachthabender der Kraalwache. Die Pferde, vor allem die, die in Deutschland schon in Kavallerieregimentern waren, stehen noch recht unruhig. Sie rissen sich vielfach los. —

Am andern Morgen wurde der Hauptmann telegraphisch zum Gouverneur gerufen und reiste per Bahn nach Karibib voraus. Auch einige ganz kaputе Reiter wurden auf die hochbeladenen Wagen gesetzt. — Ich schrieb diese Zeilen im Schatten, auf der Erde liegend. Tische und Stühle wird es im nächsten Jahr wohl nicht mehr für uns geben; es ist bis jetzt noch recht unbequem alles, sogar im Liegen essen zu müssen. Aber das ist ein geringer Kummer. Mit Gesundheit und gutem Mut geht es lustig weiter, dem Feinde entgegen. —

Um acht Uhr mußten wir schon zu Bett, (ich sage noch immer zu Bett, trotzdem wir auf harter Erde, den Sternenhimmel als Dach, schlafen), halb zwei Uhr nachts

ging es aber schon wieder heraus aus dem Woilach, denn wir sollten in nächtlichem Ritt Kubas, auch eine Bahnstation, erreichen. Die Pferde wurden noch einmal getränkt und gefuttert, und dann ging's unter der Führung des ältesten Leutnants, Herrn Leutnant Plenzke, in die Nacht hinaus. — Das war ein lustiger, schneller Ritt durch die nächtliche Felsenlandschaft. Die Vegetation nahm zu und an einigen trockenen Flußbetten, die wir durchquerten, mußte man sie sogar reich nennen. Gegen Morgen machten wir einen längeren Halt in Dorstrivier, einem traurigen kleinen Nest von zwei Häusern, wie es der Name ja schon verrät. — Die Pferde wurden getränkt, und wir aßen ein Stück trocken Brot zu selbst gekochtem Kaffee. Dann ging's wieder weiter, zur linken Hand kahle Gebirgszüge und rechts die südwestafrikanische Grassteppe, mit vielen verschiedenen Dornbüschen bestanden. —

Ich ritt ziemlich weit vorn und sah öfter Hühner und zwei kleine Antilopen, die mit unsern Rehen viel Ähnlichkeit haben, flüchtig werden. Unser Hund fing auch irgendein Tier, von dem ich aber nicht weiß, was es war.

Ungefähr um 11 Uhr erreichten wir Kubas. — Die Wasserstelle war nicht ganz so weit entfernt wie in Iakalswater. Aber dafür bot sie wieder schlechteren Inhalt. Gegen Mittag hatten wir uns schon unser Essen zusammengebraut und stillten den größten Hunger an Graupensuppe und etwas Rindfleisch. Ich hatte zwei Nächte zum größten Teil schon gewacht und so legte ich mich um halb neun Uhr mit den andern um den Dornenkraal zum Schlafen nieder, in dem unsere Pferde mit Spannfesseln an den Vorderbeinen standen. Ich war sofort weg. — Plötzlich höre ich dumpf ein Krachen und Brechen, ein Geräusch wie ferner Donner auf dem Boden und einen Schuß. — Wie lange ich geschlafen hatte? Es war zehn Uhr! — Und das Geräusch? Unsere Pferde hatten den Kraal durchbrochen, waren über die Schläfer hinweggesetzt und in Karriere in der Nacht verschwunden! Eine reizende Überraschung! Was mochte der Grund sein? Waren es Herero, die uns die Pferde durch irgend eine List entführt hatten? Die Posten hatten weder Menschen noch Raubzeug bemerkt! — Aber der Schuß? — Mit der Ruhe war es natürlich für diese Nacht wieder vorbei. Ich kam auf Posten und stand bis zum nächsten Mittag um zwölf Uhr. Morgens war gleich eine Patrouille ausgeritten, um unsere

Pferde zu verfolgen, und jetzt wurde ich von der Wache abgelöst, um mit noch einigen andern, unter Assistenzarzt Meyer, per Bahn nach Dorstrivier zurückzufahren und die dorthin gelaufenen Pferde zu holen. — Mit Essen war's wieder mal Essig.

Wir stiegen mit unsern Sätteln auf den gerade von Karibib gekommenen Leerzug. Ich erwischte einen guten Sitzplatz, den Bremsersitz auf einem Waggon, mußte aber dafür bei steilen Abhängen mitbremsen. Die Berge ging das Bähnle mit seiner Spurweite von 60 cm, vor allem wenn fast die Spitze erreicht war, recht langsam hinauf. Hinunter ging's aber immer mit Schnellzugsgeschwindigkeit. Man soll übrigens kaum glauben, was für riesige Lasten das kleine Ding die gewaltige Steigung von Swakopmund bis Windhuk hinaufbefördert. Es erfordert allerdings auch ihre und der Bahnbeamten volle Kraft, uns, die Truppen im Felde, ausreichend mit Nahrungsmitteln, Munition, Kleidung und so weiter zu versorgen. —

Unsere armen Tiere in Dorstrivier sahen zum großen Teil recht zerschunden aus. Die Spannfesseln hatten wunde Stellen gerieben, und der oft dichte Dornbursch hatte blutige Spuren am ganzen Körper hinterlassen. — Es war uns erst nicht recht erklärlich, wie die Tiere mit ihren Fesseln so weit laufen konnten. Manche schienen auch in scharfem Gestein gestürzt zu sein; denn sie trugen vorne weite offene Wunden, und einige Pferde fanden wir tot und andere garnicht wieder. Zurück nach Kubas ging es mit den Handpferden quer durch den Busch. Wir suchten noch weiter nach fehlenden Pferden und fanden auch schließlich noch zwei.

In Kubas feierte ich ein Wiedersehn mit meinem Walter. Er war nicht weit gelaufen und hatte sich gegen Abend an der Wasserstelle eingefunden. Durst hat er nämlich immer, noch größeren als ich, und das will viel sagen. Wenn er noch nicht an der Reihe ist, kann man ihn kaum bändigen, so zieht es ihn nach dem kostbaren Naß, auch wenn's brackig oder sonst nicht gut ist. Aber wenn er dann seinem Namen volle Ehre machend 3—5 Eimer intus hat, hält er's auch wieder eine Weile aus. Den Spitznamen „Elefantenkücken", den ihm damals Kohlmeyer im Scherz gab, hat er nämlich in der Kompagnie behalten. Manchmal ist das treue Vieh aber auch zu tolpatschig. Wenn ich ihn z. B. hinter mir herlaufen lasse, tritt er mir fast regelmäßig die Sporen ab, und wenn ich mich dann ärgerlich um-

drehe, guckt er mich so urdämlich und schuldbewußt an, daß ich nicht weiß, ob ich ihn strafen oder ob ich lachen soll.

Die Pferde waren jetzt alle bis auf etwa zehn wieder beisammen. Manche waren bis Iakalswater zurückgelaufen. Die ganze Geschichte gab uns aber eine Lehre. Wir schliefen von jetzt ab immer mit dem Gewehr neben uns und bewachten die Pferde noch schärfer. — Es war schon lange dunkel, da legte ich mich übermüde und hungrig zur Ruhe. Aber trotzdem ich nun drei Tage und drei Nächte bei großen Anstrengungen und wenig Essen fast ohne Schlaf gewesen war, konnte ich noch nicht einschlafen. Ich mußte an die ferne Heimat denken, wo Ihr heute Deinen Geburtstag, liebe Mutter, feiert. — Wart Ihr wohl alle gesund und in froher Gesellschaft, wie sonst, an dem Tage beisammen? Könnte man doch einmal hinübersehen! —

Der Hauptmann war von Kubas wieder angelangt und so ging es am nächsten Tage weiter. In zwei Tagemärschen ritten wir über Ababis und Habis nach Karibib, das ich als erster betrat, da ich von der Spitze vorgeschickt wurde, unsere Kraals zu erfragen.

Kapitel III.

Von Karabib nach Okombahe und Omaruru.

Der Kriegsmarsch beginnt.

Karibib, das ist nun schon eine der größeren Städte unserer jungen Kolonie. Es macht einen sehr viel freundlicheren Eindruck als Swakopmund. Aber verirren kann man sich beim besten Willen nicht darin. Das Bahnhofsgebäude, einige Hotels und Privathäuser sehen recht nett aus. Stores gibt es auch genügend. Sogar zu essen gibt es die Hülle und die Fülle.

Wir liegen hier wieder wie in Swakopmund in Zelten. Die Pferde stehen in Dornkraalen und werden wie immer von einer Wache beschützt und in Ordnung gehalten. Zum Tränken führen wir sie ein kleines Stückchen Weg bis zu einer schönen großen Farm hinaus. Es ist da an den großen Tränkrinnen mit Pumpen am einfachsten. — Die Umgebung der Stadt ist die gewöhnliche Dornbursch- und Grassteppe. Nach allen Seiten sind aber höhere und niedrigere Gebirgszüge zu sehen. In der Nähe unserer Pferdekraale liegt die Kaffernwerft. Die Pontoks, in denen die Schwarzen wohnen, sind elende Hütten wie höhere Maulwurfshaufen von Stöcken, Reisig, Gras, Fellen und Säcken. Sie haben nur eine niedrige Öffnung, durch die die Insassen hinein- und hinauskriechen, und die auch gleichzeitig als Rauchabzugsloch dient. Sie sind unglaublich schmutzig, wie die Eingeborenen, die hier hausen. Hier wohnen aber auch keine reichen oder keine vornehmen Herero oder Kaffern.

Man fängt jetzt schon an, Unterschiede zwischen den Schwarzen zu machen. Erst sahen sie einem alle gleich schwarz

aus. —

In den Tagen, die wir hier verbrachten, ruhten wir einmal wieder etwas aus und halfen sonst wie in Swakopmund bei dem Umladen der Güter, die die Bahn heraufbefördert; außerdem wurde die Kompagnie weiter fürs Feld ausgerüstet. Wir bekamen Ochsenwagen und eine zweirädrige Ochsenkarre mit der hier üblichen Bespannung. Dann wurde uns Leutnant der Reserve Schluckwerder der alten Schutztruppe zum Beraten als Dolmetscher und Fährtensucher zugeteilt.

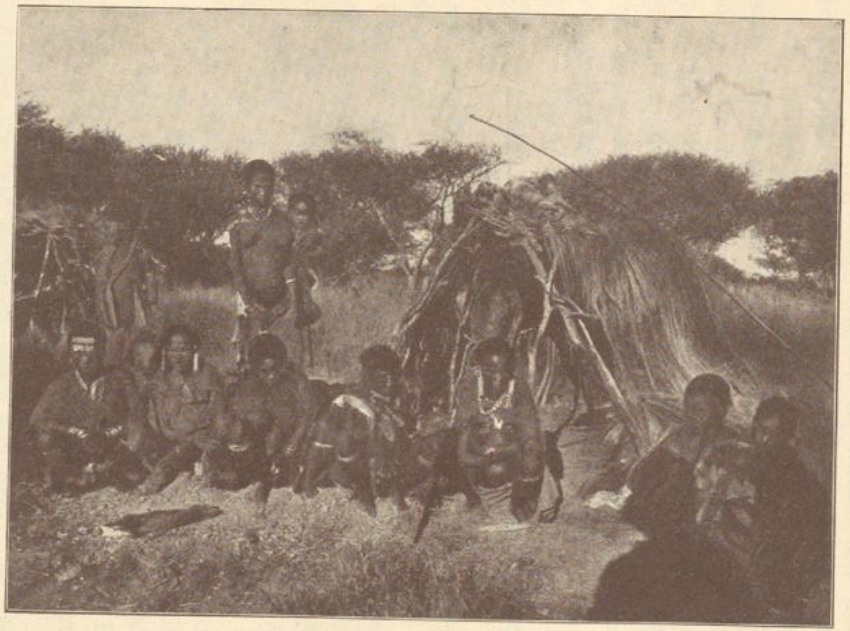
Übermorgen, am 16. Mai sollen wir abrücken, wie gesagt wird, auf vierzehn Tage, um die Gegend um das Erongogebirge von feindlichen Banden zu säubern und in Okombahe, das einem bis jetzt treuen Bergdamara-Häuptling untersteht, einmal wieder deutsche Truppen zu zeigen.

Unser Hauptmann hat es natürlich schwer in diesen Tagen. An alles Mögliche und Unmögliche muß er denken; denn wir bekommen draußen im Felde nichts, müssen uns hier auf alles einrichten. —

Die übrigen Kompagnien des Bataillons sind auch schon angelangt. Sie bleiben aber vorläufig hier und gehen dann nach Waldau oder Okahandja. Wir in der Zwölften freuen uns, daß wir als die Ersten ins Feld kommen; wenn es auch recht schwer werden wird, so ohne Kenntnis des Landes und vor allen Dingen noch so wenig an das Klima, die große Hitze am Tage und die Kälte des Nachts, gewöhnt. —

Wir standen neben unsern Pferden angetreten. Der älteste Leutnant meldete dem heranreitenden Hauptmann die Kompagnie; der genau bestimmte Inhalt der Packtaschen wurde noch einmal nachgesehen und dann traten die Unteroffiziere ein. — Ein Kommando ertönte: „Stillgestanden!“ — „Aufgesessen!“ — „Bataillon soll chargieren — geladen!“ Wir wurden eingeteilt, die Pferdehalter bestimmt und dann schwenkten wir mit Sektionen ab. Der Kriegsmarsch begann. Die Gewehre wurden von jetzt ab nur zum Reinigen oder zum Apell entladen. —

Der Hauptmann führte mit uns drei Korporalschaften, das Gros. Am Tage vorher war schon eine Korporalschaft aus etwa 20 früheren Kavalleristen bestehend unter dem zugeteilten Leutnant der Reserve Schluckwerder als sichernde Avantgarde mit einer Karre vorausmarschiert, und hinter uns fuhren, sehr viel langsamer als wir, unsere beiden Wagen mit einer Korporal-



Buschmannswerft.

Scheues Zwergenvolk, über einen grossen Teil Süd-Westafrikas, aber wenig zahlreich, verbreitet.

schaft als Bedeckung. Die letzte, die 6.Korporalschaft hatten wir leider in Karibib zum Arbeits- und Wachtdienst zurücklassen müssen.

Der Marsch ist wie gewöhnlich. Die Schwarzen reiten nur mit an der Spitze. Trab, Schritt und Führen wechselt in regelmäßigen Abständen ab, wenn nicht der Boden, der oft schlechten, steinigen oder sandigen Pad (Weg) eine bestimmte Marschroute vorschreibt. Das Gelände ist immer die Steppe. Zeitweise wird der Dornbusch aber so dicht und die Pad so eng, daß wir je nach dem in der Kolonne zu Einem reiten müssen. Dann geht es wieder durch weite, freie Grasflächen, auf denen die Bäume und Büsche nur vereinzelt stehen. Sandige, trockene Riviere (so heißen die Flußbetten) werden durchquert und manchmal geht es durch wilde Felspartien.

In lichterem Busch sahen wir plötzlich rechts einige schwarze Gestalten verschwinden. Unter Leutnant Kaufmann ging eine kleine Patrouille (ich war dabei) sofort im Galopp hinterher. Aber trotz aller Schnelligkeit und allen Suchens war nichts von den Kerlen zu finden. Wir gaben es schließlich auf und folgten wieder der Kompagnie, die weiter voraus geritten war.

Um die Mittagszeit waren wir in der Nähe des Erongogebirges angelangt, wir passierten ein etwas Wasser führendes Rivier und fanden am jenseitigen Ufer unsere Avantgarde beim Ruhen. Das Ziel des ersten Tagemarsches Ameib war erreicht. Die Pferde wurden abgesattelt, getränkt und dann mit Spannfesseln auf unserm Lagerplatz zum Weiden freigelassen. Jeder hatte vorläufig für sein Tier aufzukommen, die Posten waren nur zur Sicherung des Lagers da. Wir suchten uns etwas Schatten und legten uns hin, um auf die Wagen mit Proviant zu warten. Der Vortrupp marschierte nach unserm Eintreffen gleich weiter. —

Da sehe ich wie plötzlich, etwa um drei Uhr, ein nervöser Kavalleriegaul den Kopf hochwirft und nach dem bewachsenen jenseitigen Ufer des Riviers sichert. Ich sprang sofort auf mein Pferd zu; denn das andere hatte nur einen Moment gestanden und war dann in vollem Karriere auf das Lager zugerast. Alles stutzte erst einen Moment, und als dann ein schriller Pfiff ertönte, ging die wilde Jagd wieder, wie damals in Kubas, zügellos in westlicher Richtung von dannen. — Das war hart!

Seit vorigem Abend ohne Essen, mußten wir nun im Sonnenbrand hinter unseren Pferden her! — Außer mir hatten noch fünf Mann ihre Gäule gehalten. Etwa fünfzehn Pferde waren ganz in der Nähe des Lagers und wurden zurückgetrieben. Wir sattelten und los ging's mit Gewehr und Patronengurt wie wir gerade standen, die übrigen wanderten zum Teil zu Fuß und ritten, auf dem ersten eingefangenen Gaul blank weiter. Einer ritt sogar auf blankem Pferd nur mit Hemde, Patronengurt und Hut angetan, in der Hand das Gewehr. — Bei der Verfolgung eines Pferdes kam ich weit von der Patrouille ab und ritt lange durch recht schwieriges Gelände. Wirrer Fels wechselte mit dichtem Dornbusch, der mir manchen Tropfen Blut abzapfte. Vier Pferde belohnten aber meine etwa 4—5stündige Mühe. Meinen Walter hatte ich, als ich rückwärts ein Stück auf der Pad entlangritt, dem Hauptmann zum Weiterreiten abgegeben und so hatte ich den größten Teil auch auf blankem Pferde machen müssen. Als wir bei Dunkelheit ins Lager zurückkehrten wurde uns die Freudenbotschaft gebracht, daß unsere Ochsenwagen mit dem Proviant auf der Pad liegen geblieben wären. Nun ging's hungrig zu Bett oder vielmehr auf Wache, die noch verschärft wurde, da von einer Patrouille auf Schwarze in den nahen Bergen geschossen worden war. — Die Nacht verlief ruhig. Unsere Wagen trafen mit geschossenem Beutevieh, einer Kuh und einem Kalbe, ein, und wir bekamen Essen und Kaffee. Von hier marschierten wir nach Ogoab, einer kleinen Wasserstelle im Gebirge, wo wir von Herero schrecklich zugerichtete tote Bergdamara (Kaffern) fanden.

Der Marsch bis Utip am nächsten Tage war sehr schwer. Wir hatten gehofft, mittags oder nachmittags in einem Rivier Wasser zu finden. Die Löcher waren aber versiegt, und unsere stundenlange Erdarbeit schaffte nur so wenig dickes schmutziges Naß, daß nur die wenigsten etwas bekommen konnten. — Erschwerend ist noch, daß wir kein Brot haben und morgens nur Kaffee genießen können. Erst am späten Nachmittag oder Abend, wenn die Wagen uns erreicht haben, erhalten wir Mehl oder Erbswurst, Fleisch, Cornedbeef oder Reis. Das müssen wir uns in Kochgruppen zu dreien und vieren selbst kochen. Und mit der Kunst hapert es arg bei den meisten.

Auch an diesem Tage kamen wir nach langem Suchen ziemlich matt zu der klaren Felsenwasserstelle. Es war schon

dunkle Nacht. Beim Tränken hatte ich viele Mühe, daß mir mein Walter nicht ins Wasserloch stürzte. Aber wenn man wirklichen Durst kennt, kann man einem Tier, das sich nicht beherrscht, so etwas recht nachfühlen. Nach einem so glühend heißen, wasserlosen Marschtage reizt eine blanke Wasserfläche unwiderstehlich, dem ganzen Körper das edle Naß durch ein Bad zu gewähren und mit vollen Zügen davon zu trinken. Aber wir stehen anscheinend kühl beim Tränken unserer Tiere. Nur verstohlen taucht einmal eine Hand ins Wasser. Wir müssen erst unsere treuen Pferde versorgen und dann Kaffee oder Tee kochen. Ungekochtes Wasser zu genießen ist wegen der Typhusgefahr verboten. — Wenn man dann nicht auf die Wache kommt, schläft man nach dem Abendessen todmüde, auf harter Erde ein. Doch gegen Mitternacht oder Morgen weckt einen die unerbittliche Kälte regelmäßig. Immer wieder zupft man am Mantel und Woilach, um die kleinen Ritzen zu verstopfen und so wenig wie möglich von der eigenen Wärme entfliehen zu lassen.

Diese Nacht regnete es auch noch etwas. Aber unter der Nässe werden wir nicht mehr lange zu leiden haben, denn wir sind schon im Anfang der Trockenzeit.

Lange vor Tagesanbruch wurden wir geweckt, denn uns stand ein langer, beschwerlicher Marsch bevor. Wir mußten, wenn wir nicht über 24 Stunden ohne Wasser bleiben wollten Okombahe abends erreichen. Für das Gros war das leicht; aber unsere Korporalschaft war heute an der Reihe unter Herrn Leutnant Kaufmanns Führung, die Ochsenwagen zu decken, und mit denen geht es unbändig langsam vorwärts.

Vor dem Abmarsch wurden die Pferde noch einmal getränkt, und dann ritten wir, eine Spitze von vier Mann, gleich hinter dem Haupttrupp ab. Hinter uns kamen je nach der Übersichtlichkeit des Geländes 1—3 Verbindungsreiter. (Nach den Seiten klärte die Spitze mit auf) und dann die Ochsenwagen, große, schwere mit doppeltem Segelleinen bespannte Gefährte, die von 18—24 Ochsen gezogen werden. Das Geschirr ist sehr primitiv. An langer, dicker Kette sind glatte, hölzerne Stangen als Joche befestigt, die dem Ochsen auf dem Nacken liegen. Zwei an jeder Seite daran angebrachte, schmale, aber feste Brettchen, die „Jochscheite", sitzen links und rechts vom Halse und werden unter dem Halse durch einen von Ochsen-

fell gedrehtem Strick, „die Struppe", zusammengehalten Außerdem ist jedes zusammentreckende Ochsenpaar an den riesigen Hörnern mit Ochsenstricken aneinander gefesselt. Auf der Vorkiste sitzt der Baas, diesmal der Proviantunteroffizier. Die vordersten Ochsen führt der schwarze Tauleiter und neben dem unendlich langen Gespann windet sich der Treiber, auch ein Schwarzer, durch die Büsche. An seiner großen Bambusstange sitzt oben eine noch längere Schwippe mit feinem Vorschlag aus Wildleder. Mit dieser Peitsche treibt er die Ochsen durch Knallen und Hiebe an. Sehr gut eingefahrene Gespanne, wie sie meistens die Buren haben, werden nur durch Zuruf regiert. Jeder einzelne Ochse hat seinen Namen, der einem einzelnen in der Not, von den Buren durch die Nottaufe gegeben wird. Es ist eine sehr wirkungsvolle, aber grausame Einrichtung. Der Ochse wird angebunden und von Zeit zu Zeit unter Anrufung des Namens, den er tragen soll, scharf gepeitscht. Sowie der Name dann gerufen wird, legt sich das Tier mit aller Kraft ins Zeug. —

Vor, hinter und zwischen den beiden Wagen ritt also der größte Teil der Korporalschaft und zum Schluß, wie bei jedem marschierenden Truppenteil, ein wenig zurückbleibend, die den Rücken deckende Nachspitze. —

Vorn an der Spitze hatten wir einmal einen famosen Anblick. Ein Sprung von etwa 80 Springböcken verhoffte rechts von der Pad. Die Tiere sind etwa so stark wie unser Dammwild, haben lyraförmige Gehörne und eine gelblichbraune Decke, die an jeder Seite einen breiten weißen Längsstreifen trägt. In hohen Fluchten kam das ganze Rudel dicht an uns vorbei. Ich vergaß zu schießen, so brillant sah es aus, wenn sie die hohen Büsche überfielen. Sie bogen ihnen nicht aus und schienen auch oft zu springen, wenn sie ebenso bequem hätten daran vorbeijagen können. —

Von Vögeln fiel mir der schöne und besonders häufige Schlangenadler mit seinem hellblauen Gefieder auf. Er ist etwas größer als unser Hühnerhabicht, hat aber sehr viel höhere Ständer. Unter den verschiedenartigen Büschen, Bäumen und Pflanzen weiß ich leider noch nicht Bescheid. Nur die, die guten Schatten geben, kannten wir schnell und suchen sie in den Ruhepausen gern auf. Aber lange wurde heute nie gerastet, es ging immer sehr bald wieder weiter. —

Uns begegneten auch Eingeborene. Es waren Buschleute, Angehörige eines Zwergvolkes, das überall im Lande zerstreut wohnt und von Jagd, Viehdiebstahl und dem lebt, was die Natur ihm selbst bietet. Es sind kleine Menschen mit rötlichbrauner Hautfarbe und wolligem Haare. Diese kamen gerade von der Jagd. Sie trugen als Waffen Pfeile, Bogen und einer einen Vorderlader. Ihre Jagdbeute bestand aus einem Klippbock und einer Antilope derselben Art, wie ich sie damals auf dem Ritt nach Kubas schon gesehen hatte. Diese Antilopen sind geringer wie unsere Rehe und tragen, wie alles Wild hier, lange kein so schönes Gehörn wie jene, sondern nur ein paar schwarze kleine Spießchen. — Die Buschleute konnten uns weder nützen noch schaden. Sie hatten auch, glaube ich, irgendeinen schriftlichen Ausweis, auf den Leutnant Kaufmann sie weiterziehen ließ. — Allmählich rückte Okombahe näher. Wir stießen auf weidende Pferde und Rinderherden. Es war das Vieh der Militärstation und der reicheren Bergdamara. Wir waren froh; denn es war spät am Tage. Wir waren müde, hungrig, durstig und unsere Tiere nicht minder.

An der kleinen Militärstation, die am Anfang der schönen großen Werft steht, ließen wir unsere Wagen stehen und ritten die Reihen der großen Lehmpontocks entlang zu dem breiten wasserreichen Rivier hinunter.

Unsere Kompagnieschwarzen, fast alles Okombaher Bergdamara, wurden mit lautem Jubel von ihren Verwandten und Freunden begrüßt. Das Händeschütteln und Küssen wollte gar kein Ende nehmen, dazwischen das lebhaft und ausdrucksvoll hervorgebrachte Gespräch, vielmehr Geschnatter, mit den vielen sonderbaren Schnalzlauten! — Die Gestalten der Männer und Frauen sind mittelgroß und schön. Die Gesichtszüge zeigen allzusehr den Neger. Aber der ganze Ort ist christlich und seine reichen Bewohner gehen demgemäß auch europäisch gekleidet; d. h. in Pariser neuester Mode darf man sich die schwarzen jungen Damen nicht vorstellen.

Außer den häßlichen Gesichtszügen mißfällt uns Europäern bei den Frauen das kurze Wollhaar. Das wissen sie, scheint's auch sehr gut; denn sie winden immer ein weißes oder farbiges Tuch um den Kopf.

Unwillkürlich hatten wir bei diesem bunten Bilde etwas verweilt und tränkten jetzt unsere Pferde. Dann ritten wir

einem befestigten Hause, einem jetzt leerem Store und Farmergehöft zu und sattelten auf dem von Mauern umgebenen Hofraum ab. Gleich Ruhe gab es noch nicht; erst sollten die Pferde etwas Weide haben, und da wir durch die Lehren der letzten Zeit schon klüger geworden, unsere Tiere nur am Anbindriemen grasen ließen, mußten wir alle außer der Wache wieder zu den grünen Flußufern. —

Da ertönte nach einer halben Stunde der Ruf „die Herero!" Schnell waren wir auf den Gäulen und im Galopp sprengte alles dem Lager zu. Es wurde gesattelt. Ohne Ruhe und seit gestern abend ohne Nahrung, ging es in schärfstem Tempo fort. Die Herero, die Vieh rauben wollten, schienen uns hier aber nicht vermutet zu haben; denn sie rissen aus und machten eine lange Verfolgung notwendig. — Ein feindlicher Häuptlingssohn wurde erschossen und ein Schwarzer verwundet. Die Patrouille am nächsten Tage hatte keinen weiteren Erfolg. Für eine Zeitlang werden die Herero hier aber wohl die Lust am Viehraub verloren haben.

Leider habe ich beide Ritte nicht mitmachen können, da mein Hauptmann mein Pferd, Patronengurt und Gewehr gebrauchte. Nachts kam ich aber als Wachthabender auf eine Feldwache und das entschädigte mich; denn der Wachtdienst ist verantwortungsvoll und gegen diesen gewandten schwarzen Feind äußerst schwer. Augen, Ohren und Nase muß man angestrengt brauchen, und doch bemerkt man in dunkler Nacht nicht alles, was um einen her im Busch oder hinter größeren Steinen vorgeht.

Ein tüchtiger Gewitterregen kam herunter. Bei dem grellen Licht der Blitze konnte man oft weit sehen. Wir wurden ordentlich durchgeweicht und froren wie die Schneider.

Am andern Tage, es war Pfingstsonntag, schickte der Bergdamarahäuptling, dessen Sohn Andreas wir als ersten Dolmetscher und Fährtensucher bei der Kompagnie haben, unserem Hauptmann einen fetten Hammel als Gastgeschenk. Ein entsprechendes Gegengeschenk wurde gemacht und wir waren der Leute hier wieder etwas gewisser.

Die Frauen kamen mit großen Töpfen frischer Milch, die wir, allerdings zu ziemlich hohen Preisen, kauften und wahrhaft genossen. Von dem Proviantunteroffizier wurde außer Reis und Fleisch noch Mehl und Salz ausgegeben und wir ver-

suchten zum erstenmal, uns Brot zu backen.

Was das geworden ist, könnt Ihr Euch vielleicht denken. Daß man erst einen Teig machen muß, wußten wohl die meisten. Aber wie dünn oder dick mußte er sein, was gehörte dann noch alles hinein, und wie lange mußte die Geschichte erst ziehen, bis sie reif zum Backen war? Von alledem hatten wir keine Ahnung! Wie sollten wir auch? Ich für meine Person hatte wenigstens früher nie daran gedacht, daß ich mal „Mädchen für alles" sein und Kleider flicken, Pferde putzen, Wäsche waschen, kochen und vieles andere mehr, plötzlich machen würde. Mein Teig, den ich in Ermangelung eines Backofens im Kochgeschirr auf glühende Kohlen gestellt und von allen Seiten mit eben solchen Kohlen umschüttet hatte, fing an zu duften, als ob's was würde! — Ob wohl nachher wirklich ein Brot zum Vorschein kommt? Am liebsten hätte ich nachgesehen, aber da hatte mir jemand, der mehr davon verstand als ich, gesagt, eine halbe Stunde müßte es wenigstens backen und so setzte ich unterdes in einer leeren Konservenbüchse, die ich in der Nähe gefunden hatte, den Reis mit Wasser und Fleisch auf. — Plötzlich roch es mir so sonderbar, und ich sah unter dem Kochgeschirrdeckel ein dünnes feines Rauchwölkchen aufsteigen! Donnerwetter, das gehörte doch wohl nicht dazu! — Da hielt ich's für geraten, nun doch einmal nachzusehen! — Das Geschirr war heiß! Ich verbrannte mir wieder einmal die Finger, kriegte dann aber schließlich doch etwas heraus, was schwarz aussah und nach Angebranntem roch. Da hatte ich den Salat (ach, wenn's doch welcher wäre!) Innen war's Kleister und außen Kohle. Was dazwischen saß, es war nicht viel, hob ich mir erst mal als Brot auf, die Kohlen warf ich schweren Herzens weg und aus dem Kleister kochte ich Klieben oder Mehlsuppe, oder sonst so etwas Ähnliches. Fast allen andern war's ähnlich gegangen. — Daß man Hefe oder Sauerteig dazu haben muß, daran hatte niemand gedacht, und wenn jemand so schlau gewesen wäre, würde es doch wenig genützt haben, da wir so etwas nicht hatten.

Dieses erste Brotbacken hatte üble Folgen. Der Magen und Unterleib war durch das viele Hungern in den letzten Zeiten ziemlich angegriffen und vertrug das schwere Zeug mit der ungewohnten Milch nicht. Fast alle Leute der Kompagnie litten sehr während des kommenden Marsches.

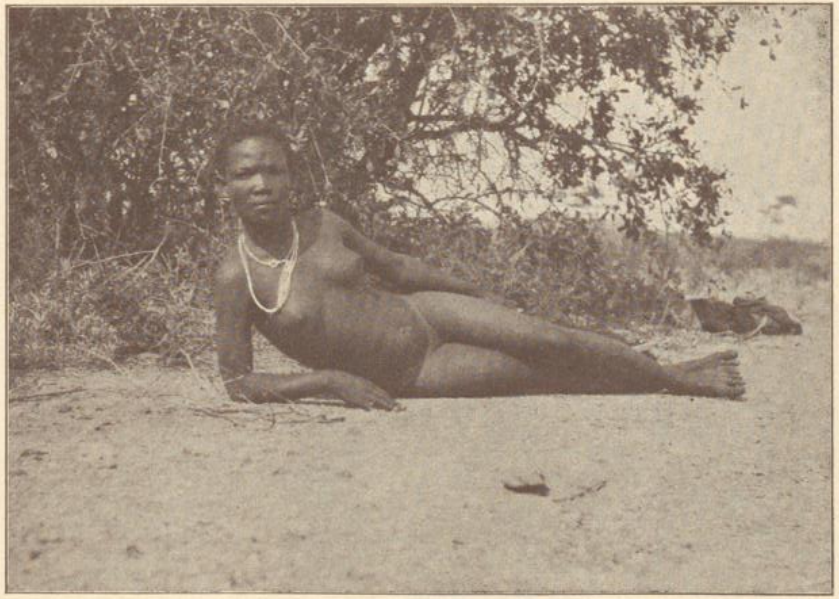
Gemüse oder Kartoffeln waren leider nicht aufzutreiben. Die sonst reichen Gärten in und an dem Rivier waren in diesen unruhigen Zeiten arg vernachlässigt worden.

Am Nachmittag des dritten Tages rückten wir wieder ab und ließen leider wieder einige Leute zur Vermehrung der kleinen Besatzungsabteilung zurück. Dabei war ein Gefreiter Stiegel, Jäger, der mir außer dem Sergeanten Kohlmeyer bis jetzt der beste Kamerad gewesen war. —

Gleich zu Anfang sahen wir an dem parkartig mit schönen hohen Bäumen bestandenen Rivier die ersten Palmen in Deutsch-Südwestafrika. Es waren schöne Fächerpalmen. — Beim Weiterreiten kamen wir durch eine Gegend, in der viele ganz sonderbar spitze Lehmtürme in die Luft ragten. Sie hatten eine bis zu zwei Mannshöhen und darüber. Viele waren aber auch vom Regen ganz rund und niedrig gewaschen. Es waren Termitenhügel, von denen Ihr sicher schon gehört oder gelesen habt. —

In ziemlich scharfem Marschtempo ging es weiter und weiter. Die dritte Korporalschaft, bei der ich stand, sollte so schnell wie möglich Omaruru erreichen. Den Grund kannte ich nicht. Wir ritten, einen etwa dreistündigen Halt abgerechnet, die ganze Nacht durch und kamen am andern Tage gegen 11 Uhr, wie immer verstaubt und müde, bei den ersten Häuserruinen von Omaruru an. Kein lebendes Wesen war zu erblicken, öde standen die Mauern im heißen Sonnenbrand. Erst am jenseitigen Ufer des „Eisib" oder Omaruruflusses kamen uns deutsche Soldaten entgegen und führten uns in die alte Feste, die uns zum erstenmal auf afrikanischem Boden ein verschließbares Zimmer zum Schlafen bieten sollte. Wir lagen zwar mit unserer Zeltbahn und dem Woilach auf bloßem Steinflur, aber es schlief sich wieder einmal herrlich ohne den kalten Luftzug. Als wir am andern Nachmittag eben von der Pferdeweide nach Hause ritten, kam auch die Kompagnie an. Uns wurde bekannt gemacht, daß die Herero die Heliographenstation Etaneno besetzt hätten, und daß wir sie wieder nehmen und in guten Verteidigungszustand setzen sollten. Das war auch der Grund zu unserm schnellen Herritt. Große Freude herrscht darob im ganzen Lager. Das wird hoffentlich ein gutes Gefecht geben, und wir haben einen Lohn für unsere Mühen.

Die Freude ist aber nicht ganz rein. Erstens müssen wir



Buschmannmädchen, etwa 13 Jahre alt.

Schöne Körperformen findet man viel, hauptsächlich bei den Hererofrauen.
Etwa vom 18. Lebensjahr an altern die Linien.

unseren ältesten Leutnant, Herrn Leutnant Plenzke, als Typhuskranken zurücklassen. Und zweitens sind unsere Pferde bei dem geringen Kraftfutter und den anstrengenden, heißen Märschen sehr heruntergekommen, so daß wir sie unter den Kavalleristen hier zurücklassen und zu Fuß weitermarschieren müssen. Nur das Allernotwendigste können wir auf die Wagen packen; denn wir müssen alles rechnen und für lange Zeit Proviant und Munition mitnehmen. Der Nachtransport ist wegen der Wasserverhältnisse in erster Linie und dann wegen der geringen Wagen- und Zugviehzahl, die der Schutztruppe zur Verfügung steht, äußerst schwierig. Wir dürfen uns nicht darauf verlassen.

Schwer wird mir die Trennung von meinem getreuen Walter. Ich habe damals wirklich sehr viel Glück bei der Wahl gehabt. Er ist ein wenig tolpatschig und ich habe es schwerer beim Putzen seines zottigen Felles als die andern mit ihren glatten Pferden. Aber ich habe sonst keine Not mit dem Tiere, während die vieler anderer Reiter schlapp machten, verendeten, gedrückt wurden und an allem Möglichen litten. Wenn Walter einmal seinen schlauen Tag hat, kommt er sogar schon auf unseren früheren Hundepfiff: „Lang, kurz, kurz!“ Kennt Ihr ihn noch? —

Nun wieder einmal adieu auf längere Zeit! Ich freue mich, noch heute geht's weiter, dem Feinde entgegen.

Kapitel IV.

Von Omaruru nach Etaneno.

Der Rest der Kompagnie wurde in drei Züge eingeteilt, und freudig rückten wir, die Gewehre wieder einmal auf dem Rücken, als echte Sandhasen, durch den einzigen, wieder belebten Teil von Omaruru am Nachmittag um vier Uhr ab.

Wir marschierten nur 18 km und blieben die Nacht an einer Wasserstelle, die, glaube ich, Epako hieß. Nach dem langen Reiten war das Gehen für uns, und vor allem für mich, der ich schon früher schlecht zu Fuß war, eine höchst unangenehme Geschichte.

Ich hatte nach den paar Kilometern schon Blasen an den Füßen. Die Temperatur nachts fiel, wie oft, unter Null; aber es gab gut zu essen, denn die Ochsenwagen halten nun fast mit uns Schritt. Auch stehen wir morgens nicht mehr so früh auf, da wir ja nur für unsern Kaffee zu sorgen haben. — Unsere Zeltbahn und die Decken sind schnell wieder verladen und dann geht's, wie auch an diesem Morgen, um halb sechs Uhr dem Tage entgegen.

Wir marschierten den ganzen Vormittag bis etwa halb zwölf Uhr mit Ausnahme einer Rast von 20 Minuten. Dann wurde geruht und Mittag gekocht. Um halb zwei Uhr kam in fliegender Hast ein schwarzer Bote, in seiner hoch erhobenen Rechten an einem Stocke einen Brief tragend: Ein Wagen, der mit neun Mann der alten Schutztruppe vorausgeschickt war, läge zerbrochen auf der Pad, nicht mehr weit von der kleinen Heliographenstation Okowakuatjivi. Die Station selbst sei von etwa dreihundert Hererokriegern angegriffen und umzingelt! Die Wagenbedeckung sei in schwieriger Lage und erwarte eben-

falls einen Angriff. Beim Packen schlangen wir schnell noch einige Bissen von dem erst halb verzehrten Mittag hinunter und eine Viertelstunde später befanden wir uns schon auf dem Eilmarsch, zur Hilfe unserer hartbedrängten Kameraden.

Voran ging ausgeschwärmt eine schwarze Spitze, die Augen der Truppe. Dann kam die dritte Korporalschaft unter Leutnant Kaufmann auch ausgeschwärmt, um der Kompagnie für den Fall eines plötzlichen Überfalls Zeit zum Aufmarschieren zu verschaffen. —

Ich war am linken Flügel, also links von der Pad.

Es wurde eine arge Tortur! Mit den wunden Füßen, noch halb hungrig und recht wenig in der Feldflasche, ging's durch den oft dichten Dornbusch, über Felsen, durch Gras und Kraut, das uns in einem Rivier bis über den Kopf ging. — So schnell es nur bei den vielen Hindernissen gehen wollte, arbeiteten wir uns vorwärts. Die Dornen rissen manch Loch in den festen Stoff der Uniform, und Gesicht wie Hände zeigten blutende Risse. — Nachts wurden wir durch einen andern Zug abgelöst und wenn die Pad auch alles andere war als eine deutsche Straße, wir erholten uns richtig beim Weitermarschieren und dem Gedanken, bald an den Feind zu kommen. —

Immer weiter ging es über Berge und Täler hinweg, bis wir im hellen Mondschein nachts um ein Uhr endlich die Station erreichten.

Wir hatten heute geleistet, was Menschen leisten können. Wir hatten in diesen schwierigen Verhältnissen einen Marsch von ungefähr 60 km gefechtsbereit zu Fuß gemacht und es war umsonst.

Von den Herero fanden wir nur zwei Tote, die übrigen Gefallenen hatten sie nebst dem lebendigen Vieh der Station mit fortgenommen.

Die kleine Karrenbesatzung hatte sich noch rechtzeitig zur Station durchgeschlagen und hatte tapfer die Angriffe des übermächtigen Feindes zurückschlagen helfen. Bei einem Ausfall auf die beratenden Häuptlinge hatten sie guten Erfolg gehabt, hatten dann aber bei dem darauffolgenden feindlichen Angriffe das Vieh nicht mehr genügend schützen können. Es wurde genommen und der Feind war befriedigt abgezogen.

Am liebsten hätten wir uns sofort auf die Verfolgung gemacht, aber das wäre zu Fuß aussichtslos gewesen. — Der

Herero kommt mit seinem Hundetrab zu schnell vorwärts, vor allem, wenn er, wie jetzt, sicher weiß, daß eine deutsche Kompagnie ihm auf den Fersen ist. — Wenn wir doch Pferde hätten! — Jetzt half uns aber nichts mehr, und so beschloß der Hauptmann uns hier Ruhe und Erholung zu gönnen.

Meine Füße hatten es recht nötig. Sie trugen vier Blutblasen außer noch mehreren anderen. Auch die Füße der Kameraden waren zum größten Teil von den scharfen Felsen mitgenommen.

Während der beiden Ruhetage hier erholten wir uns körperlich sehr. Einige Ochsen, die von der Station in der letzten Not erschossen worden waren, damit sie der Feind nicht mitnehmen konnte, lieferten uns im Überfluß Fleisch. — Große Bäume boten wundervollen Schatten und die Pumpe helles, klares Wasser. Wir hatten also, was wir uns nur wünschen konnten; nur der Feind, der fehlte! Er war entwischt; und da hatten wir gerne den ganzen Plunder — Schatten, Wasser und Ruhe — hingegeben, wenn wir ihn hier zum offenen Kampf hätten stellen können. Am zweiten Abend marschierten wir, wieder gefechtsbereit, nach Etaneno weiter. Ich war freiwillig am linken Flügel der schwarzen Spitze, bei der immer einige Weiße der Sicherheit und Ordnung halber, sein müssen. — Der erste halbe Kilometer war wenig angenehm. Meine heißen angeschwollenen Füße schmerzten bei jedem Schritt in den hohen Reiterstiefeln; den andern ging es wahrscheinlich ebenso. — Aber das hatte wenig zu sagen. Hatten wir doch etwas Aussicht, Etaneno von Herero besetzt zu finden, und solch ein Gedanke tötet unter rechten Führern jedes andere Gefühl.

Vorwärts, vorwärts drängte es. Wir mußten sie noch kriegen!

Eine lange Nacht ging es wieder unaufhörlich weiter, und am nächsten Morgen waren wir mit der ersten Sonne hier.

Die Lagerfeuer der Schwarzen sind noch an vielen, ganz kleinen Aschenhäufchen in einer Senkung zu sehen; aber sie liegen verlassen da. Von Bauwerken ist auch nichts mehr zu finden.

Ohne, daß wir es wissen, mag der Feind in großer Zahl dicht neben uns lagern. Wir sind zu wenig Menschen, allein in weiter Steppe, und müssen daher für unsere Sicherheit sor-

gen, damit wir auch imstande sind, den Heligraphenposten zu verteidigen.

Die Kompagnie trat deshalb ohne Ruhepause zur Befestigung des Lagers an, eine mühvolle Arbeit im steinigen Boden, unter der glühenden Sonne.

Wir von der Spitze, durften uns in dem Kreis der arbeitenden Menschen eineinhalb Stunden zur Ruhe legen und sanken alle in einen tiefen Schlaf.

Abends löste ich mir die Strümpfe von den blutenden Füßen.

Kapitel V.

Die Zeit in Etaneno.

Jetzt sind wir schon vier Tage hier. Wir arbeiten fleißig an der Befestigung unseres kleinen Lagers und schaffen durch Kappen von Büschen und Bäumen freies Gesichts- und Schußfeld. Die Arbeit ist in dem felsigen Boden schwierig, aber durchaus notwendig zur Verteidigung der Heliographenlinie, die in den Norden des Schutzgebietes führt; denn wir sind mitten im Aufstandsgebiet und beobachten jede Nacht viele Hunderte von Feuern in den Paresisbergen; außerdem sind wir jetzt nur noch zwei Züge, zusammen 30 Gewehre stark. Einen Zug mußte unser Hauptmann nämlich zur Verstärkung von Okowakuatjivi wieder absenden.

Was mag den Feind abhalten, uns, das kleine Häufchen, jetzt hier anzugreifen? Ob sie Artillerie oder Maschinengewehre bei uns fürchten?

Für unser Vieh, das ja den Herero am meisten zieht, bauen wir starke Kriegskräle, d. h. wir legen nach innen und außen Büsche mit der dornigen Kronenseite und packen den Zwischenraum auch noch mit dornigen Bäumen voll.

Zu seiner und des Lagers besserer Verteidigung soll ein Turm gebaut werden, zu dem wir schon fleißig Ziegel streichen und von der Sonne trocknen lassen.

Ich bin Euch dankbar, liebe Eltern, daß Ihr mich einfach und praktisch erzogt. Körperlich und seelisch hilft mir das über Vieles in diesem schweren Leben hinweg.

Die Schützengräben und das Lager nehmen auch immer mehr an Tiefe zu, und ein Laufgraben verbindet schon eine vorgeschobene Schanze mit dem Lager, die einige Wasserlöcher

deckt. Alle arbeiten mit. Unser Hauptmann geht uns selbst mit dem besten Beispiel voran.

Der Wachtdienst ist anstrengend. Jede zweite oder dritte Nacht kommt man auf Posten und muß seine ganzen Sinne aufs äußerste anstrengen. Der Feind ist zu gewandt und in dunklen Nächten weder zu sehen, noch zu hören. Morgens sahen wir schon zweimal Spuren von Schwarzen, die dicht am Lager gewesen sind, und wir haben nichts von ihnen gemerkt. — Jede Korporalschaft liegt hier in einem halbhohen, aus unseren Zeltbahnen gebauten Zelt. Man kann auf seinem Lager gerade aufrecht sitzen. — Beim Liegen sehen die Füße an der offenen Seite, die dem Schützengraben zugekehrt ist, den man beim Alarm zu besetzen hat, noch heraus. Wegen des Mangels an Decken und der Kälte bei Nacht haben wir immer zu Zweien ein Lager. Abgezogen werden nur die Stiefel und der Waffenrock. Die Stiefel geben mit dem Patronengurt das Kopfkissen. Der Rock muß mit als Decke dienen. Das Gewehr liegt geladen neben einem.

Zu Anfang waren wir nach den Nächten immer wie zerschlagen; jetzt gewöhnt man sich allmählich an das harte Lager und das Schlafen im Anzug. Nur die immer mehr zunehmende Kälte ist unangenehm.

Wir haben es aber noch gut gegen unsere Führer. — Jeder Posten muß sich vor dem Aufziehen und nach dem Ablösen bei dem Hauptmann und auf Patrouille bei dem Patrouillenführer melden; und, so oft man zu unserem Hauptmann kommt, immer antwortet er mit frischer Stimme und fragt nach diesem und jenem. Außerdem werden die Posten nächtlich so und so oft von den Vorgesetzten revidiert.

Ein Übungsalarm hat auch schon stattgefunden. Ich habe mit einigen Leuten die Wasserschanze zu besetzen.

Patrouillen zu Fuß werden am Tage und nachts vorläufig nur in die Umgebung des Lagers gemacht. Wie schwer es ist, sich in dunklen Nächten im ewig gleichen Busch zurechtzufinden, merkten wir auch schon. Um neun Uhr nachts — (wir gehen nämlich immer bald nach Dunkelwerden zu Bett, weil kein Feuer brennen darf) — wurden wir unter Unteroffizier Behnert, meinem Korporalschaftsführer, weggeschickt, um den Ursprung eines Feuerscheines in östlicher Richtung festzustellen. Um halb elf Uhr sollten wir ungefähr wieder zurück sein. Nach

drei Viertelstunden stellten wir einen Steppenbrand fest und kehrten um.

Etwa zwei Stunden suchten wir nun vergeblich nach dem Lager; dann kamen wir an ein kleines, felsiges Rivier, das ich schon einmal gesehen hatte. Ich wußte jetzt, wo wir waren, und führte die Patrouille in etwa zwanzig Minuten ins Lager zurück.

Diese Steppenbrände mehren sich übrigens von Tag zu Tag. Fast allnächtlich färben sie den Himmel mit flackerndem Rot, und einmal konnten wir schon deutlich die feurigen Garben unter gespenstisch erleuchteten Rauchwolken erkennen. Die Schwarzen wollen uns hier ausräuchern und, wenn das auch schlecht geht, uns wenigstens die Weide für unser Vieh und damit das wichtigste Existenzmittel nehmen.

Allnächtlich erwarten wir den Angriff.

Der Schlaf ist nur halb fest, und bei jedem Geräusch horcht man gespannt auf. Bald nach Dunkelwerden, wenn die Unterhaltung in den dünnen Zelten verstummt, vernimmt man fern einen langgezogenen klagenden Laut. Die Schakale ziehen auf Beute, und aus allen Richtungen von nah und fern heult bald ihr trauriger Gesang hundertstimmig durch die Nacht. Halb wie das Heulen von Hunden und Wimmern von Kinden klingt das Höllenkonzert und umschließt, immer näher rückend das Lager. — Halt! Sind das auch Tiere? Gibt es in solcher Menge Schakale und umzingeln die so programmmäßig ein stilles Lager, das ihnen nichts bietet, nicht einmal Abfall vom Schlachten?

Unwillkürlich fährt die Hand nach der Waffe! Man richtet den Kopf ein wenig und sieht lange hinaus in das Dunkel! — Was mag es decken?

Ermüdet schläft man endlich fester ein, und wieder geht eine Nacht vorüber.

Vor Hellwerden sind wir schon auf; denn die kurze Morgendämmerung, das ist die beliebteste Zeit für einen überraschenden Angriff. Wir trinken, auf dem frisch gemachten Lager liegend, Kaffee, den der Koch für uns alle kocht und essen auch Brot dazu, das ein Bäcker jetzt zu bereiten versteht. Wenn dann die kritische Zeit vorüber ist, treten wir mit Gewehr zum gewöhnlichen Arbeitsdienst, der Befestigung der Heliographenstation, an. Nur Sonntags haben wir erst einen

kurzen Feldgottesdienst, bevor wir mit Axt und Spaten zum Werk ziehn.

In den heißen Mittagsstunden ruht alles. Wir genießen in den niedrigen Zelten ein Heißluftbad und nehmen unser karges Mahl ein.

Vor dem Antreten zum Nachmittagsarbeitsdienst ist meistens irgendeine Lumpenparade oder Waffenapell. Denn gerade hier, wo wir für die wenigen Sachen, die wir besitzen, so schlecht Ersatz haben, muß mit größter Strenge auf Ordnung gesehen werden.

Aber das ist wohl nicht der alleinige Grund für die Apells. Wir sind Soldaten und haben augenblicklich keine Beschäftigung, die uns, wie beim Exerzieren, an vollste Unterordnung, schnellste Ausführung eines jeden Befehls und so manches andere, was der Soldat nötig hat, erinnert. Und wenn die Mannschaften auch noch so gut und zuverlässig sind, es sind Menschen, und daher müssen sie an das alles, was ihnen im sonstigen Leben oft so ungewohnt ist, erinnert werden. Der Apell ist mit seinen wenigen, stramm auszuführenden Kommandos, der je nach Notwendigkeit milderen oder strengeren Untersuchung der vorgezeigten Uniform oder Ausrüstungsstücke, für kurze Zeiten dazu sehr geeignet; er nimmt den wichtigen Arbeiten nicht zu viel Zeit, und die Leute werden dabei wenig angestrengt.

Nun sind endlich die Kavalleristen mit unsern Pferden wieder da. Aber die Erholung, die wir uns für die treuen Tiere von Omaruru versprachen, ist ihnen leider wenig anzusehen. Der Hafer war sehr knapp, und die Weide in der letzten Zeit nur sehr schlecht. Mein Walter scheint vollständig niedergebrochen zu sein. Ein Schwarzer hat ihn auf einer längeren Patrouille mit Hauptmann Franke geritten, und seit der Zeit soll er nicht mehr recht weiter gewollt haben und elender geworden sein. Traurig für ihn und für mich; denn, wer weiß, ob er wieder tauglich wird und wenn nicht, was ich für ein Pferd bekomme!

Die kräftigsten Pferde werden jetzt oft zu längeren oder kürzeren Patrouillen an die umliegenden Wasserstellen herausgesucht.

Außerdem haben wir oft, meistens Sonntags, kleine Felddienstübungen.

Übermorgen komm ich auch auf Patrouille. Unteroffizier

Behnert und ein eingezogener Farmer führen. Mit einem Schwarzen sind wir sechs Mann und haben Befehl, in der Richtung Otjipaue-Otjihinamaparero so weit zu reiten, bis wir auf den Feind stoßen; dann sollen wir möglichst genau seine Stellung und Stärke erkunden und zurückkehren. Das ist eine schöne Aufgabe, über die wir uns alle sechs sehr freuen. Der Schwarze scheint nämlich ein ganz netter Kerl zu sein. Auch die andern, die wir in der Kompagnie haben, mag ich leiden, und sie werden von uns allen gut und gerecht behandelt. — Nun sind wir also wieder auf der warmen, staubigen Pad. Aber die Hitze wird man allmählich gewöhnt; nur die Kälte des Nachts will uns durchaus nicht behagen.

Der Landwehrmann wußte in dem Gelände sehr gut Bescheid. Gegen vier Uhr nachmittags hielten wir einen Moment vor der ersten Hererowerft und, da der Feind keinen Posten vor Gewehr, wie wir, ausstellt, so beschlossen wir, einfach im Galopp mitten zwischen die Hütten zu reiten. Bis die Männer an die Gewehre kamen, konnten wir schon lange wieder über alle Berge sein. Wir ritten los, was Pferd und Leder halten wollte. Im Karriere ging es kreuz und quer durch das Dorf, aber wir entdeckten nichts. Der Feind mußte es schon mindestens so lange geräumt haben, wie wir in Etaneno waren. Otjipaue ist die alte Farm des Landwehrmannes. Wir erreichten sie abends, und da auch hier keine frischen Spuren waren, blieben wir in dem kleinen Gebäude zur Nacht. Betten hatten wir aber nicht. Es war alles ausgeraubt, Fenster und Tür eingeschlagen; im Frieden muß es hier aber sehr schön gewesen sein.

Die klare Felsenquelle liefert schönes Wasser, viel besseres als das stinkige aus den tiefen Kalklöchern in Etaneno, und die Natur im Flachland ist bis dicht an das Gebirge heran ziemlich reich.

Früh, noch bei Dunkelheit, kochten wir uns Kaffee und aßen ein Stück Brot dazu. Dann füllten wir unsere Feldflaschen, die Pferde wurden getränkt, gesattelt, und weiter ging's in die morgenfrische Buschsteppe. — In der großen Werft von Otjipaue, die wir in kurzer Zeit erreichten, war keine Spur vom Feinde zu finden. Sie liegt sehr hübsch unter schönen hohen Bäumen.

Von hier ab benutzten wir selten die Pad. Quer durch den

Dornbursch ging es von einer Werft und Wasserstelle zur anderen. Aber die Vleis, das sind kleine Teiche, waren überall ausgetrocknet, und die Lehmhütten standen leer und halb verfallen.

Es war einmal wieder ein sehr heißer Tag. Die Feldflasche war bald leer, und zu Mittag mußten wir uns das Essen verkneifen. Wir hatten kein Wasser, um unsern Reis zu kochen. Durstig und hungrig ging es nach kurzer Rast weiter. Die Werften, die man hier kannte, waren zu Ende.

Wir ritten nun etwas flotter wieder auf der Pad entlang. Da stößt Alfred, der Schwarze, plötzlich einen furchtbaren Schrei aus, und wir alle reißen unsere Pferde zurück.

Dicht vor uns, kaum einem Meter entfernt, läßt sich eine große schwarze Schlange von einem Baum herab und steht nun hoch aufgerichtet, zischend und züngelnd vor uns. Ihre giftigen Augen sahen so tückisch und glitzernd aus, daß es uns im ersten Moment kalt über den Rücken läuft.

Der Schwarze gebärdete sich wie toll, und wir waren froh, daß die Schlange dadurch erschreckt schien, und wir mit einem kleinen Umwege durch den Busch vorbeikamen. Es war die gefährlichste Schlange, die es hier gibt, eine „Schwarze Mampa". Leider hatten wir sie nicht abschießen können, da wir ja nicht wußten, wie weit oder vielmehr nah der Feind war.

Wir sahen auch häufig Wild; aber wir wollten lieber hungern und mit unserer schmalen Kost auskommen, als Spießbraten essen, und dann womöglich den grausamen Schwarzen durch den Schuß verraten zu werden und ihnen in die Hände zu fallen!

Kleine Patrouillen müssen sowieso schon immer auf alles gefaßt sein.

Wir näherten uns jetzt wieder einem wilden Gebirgszuge und bald konnten wir von einer kleinen Anhöhe ein freies Feld mit Kraalen und einigen Hütten übersehen, das war das alte Gefechtsfeld von Otjihinamaparero und drüben die Klippen, die deckten das Wasser, das damals vom Feinde so hartnäckig während eines vollen heißen Tages gehalten wurde. War es nun nach der langen Ruhezeit wieder besetzt? Das mußten wir ausprobieren! Erst sahen wir vorsichtig nach Fährten und danach hieß es: „Gewehr aus dem Schuh! Galopp, marsch!"

Lustig ging's durch das alte Lager und dann mit offenem Auge, die Büchse auf dem Schenkel fester gefaßt, gegen die Felsen ans Wasser. Dort riß ein Hund aus, und auf den ersten Blick fiel uns am Rande der Quelle auch eine menschliche Spur in die Augen. Es war die größte Vorsicht geboten. So schnell wie möglich mußten wir aus dem engen Felstale heraus. Einer von uns stieg als Posten auf eine Klippe und dann ließen wir unsere Pferde saufen, so viel sie wollten; auch wir tranken und kochten schnell etwas Erbswurst mit Reis zusammen. So wird nämlich beides etwas schmackhafter; wir hatten es am vorigen Abend zum ersten Mal ausprobiert.

Ehe ich mit Essen anfing, trug ich dem Posten etwas zu Trinken hinauf; aber denkt euch meinen Schreck! Als ich zurückkam, hatte der Schimmel meine Packtaschen hinter dem Rücken der anderen untersucht und kaute nun an meinem letzten Stück Brot herum. Ich stürzte auf ihn zu; aber was ich noch rettete, war nicht viel und außerdem war es ganz besabbert, voll Erde und Sand. Traurig sah ich es mir an. Wer weiß, wie lange wir noch unterwegs waren?

Wenn einmal am Tage nicht abgekocht wurde, waren wir auf unser mitgenommenes Brot und etwas Kaffee aus der Feldflasche angewiesen. War aber mein weniges Brot zu Ende, mußte ich trockenen Reis kauen. Die anderen lachten schließlich über mein trauriges Aussehen, und so lachte ich mit, wusch den geretteten Rest ab und steckte ihn wieder ein. Irgendwie würde es ja schon werden.

Der Posten war abgelöst worden; während er aß, sattelten wir die Pferde und dann ritten wir eine halbe Stunde nach Osten zu weiter in den Busch. Hier sollten die Pferde Weide haben, und wir eine Stunde Ruhe.

Kurz vor Sonnenuntergang waren wir wieder unterwegs. Wir wollten die Nacht benutzen, um unbemerkt durch einen gebirgigen Engpaß zu kommen, von den Bergen aus nach Lagerfeuern spähen und dann an der anderen Seite eine Wasserstelle untersuchen. Aber es war ein großes Glück, daß wir noch bei etwas Tageslicht abgeritten waren. So sahen wir noch im Schummern die Spuren von Feinden, die die Pad kreuzten. Sie mußten vor kurzem erst von der Wasserstelle gekommen sein, und vielleicht waren andere schon unterwegs, uns in dem Engpaß eine Falle zu legen. Was war nun zu

tun? Eigentlich mußten wir wohl weiter und nach dem feindlichen Lager suchen; aber was nützte es schließlich, wenn wir unser Ziel erreichten und dann alle unser Leben ließen, niemand mehr übrig bliebe, um den Feind im Lager zu melden?

Der Landwehrmann und Alfred glaubten nach den flüchtigen Spuren sagen zu können, daß uns die Schwarzen schon bemerkt hätten, vielleicht der Rückweg schon verlegt sei. Der letzte Gedanke war bei unserem Führer ausschlaggebend. Unteroffizier Behnert befahl den Rückmarsch und wir traten ihn sofort in schnellsten Tempo an. Den Weg benutzten wir nicht. Anderthalb Stunden ging es quer durch den Busch; erst als wir keinen Hinterhalt mehr zu fürchten brauchten, suchten wir die Pad wieder auf.

So waren wir schneller zum Feinde gekommen, als wir erwartet hatten. — Ein gut Teil der Nacht ritten wir noch durch und gönnten uns erst in Migge's kleinem Häuschen Ruhe bis zum Morgen.

Am dritten Tage erreichten wir dann wieder unser altes Lager. Unteroffizier Behnert machte Meldung von dem Gesehenen, und dann waren wir wieder kurze Zeit in unserem alten Trott.

Der Turmbau schreitet gut fort. Wir kommen allmählich hinters Ziegelstreichen und Mauern. Die Gräben um das Lager sind auch tief genug, und der Dornbusch hat weit in der Runde daran glauben müssen, damit wir im Fall eines Angriffs auch sehen und schießen können. Aber im Lager scheinen die Soldaten allmählich auch anders zu werden. Vierzehn Tage hieß es damals, sollten wir auf Patrouille reiten und jetzt sind wir schon Monate lang allein im Busch bei harten Strapazen, viel Arbeit und immer weniger Essen. Das Wasser ist schlecht stinkig, aber wir kochen es ab und dann rutscht es als Kaffee oder Tee.

Es ist sehr eintönig, und man wird stumpf zu manchen Zeiten. Unseren Geburtstag, liebe Zwillingsschwester, hatte ich damals am 9. Juni fast vergessen. Spät Abends als das Schakalkonzert anfing, kam ich erst darauf.

Wie anders ist das Leben hier für mich als im lieben Deutschland! Bereuen werd' ich es nie, daß ich hierher ging. Ich glaube, daß man hier ein Mann werden kann und ertrage gern alles, was kommt. Manchmal ist es nur furchtbar schwer, da ich auch

nicht außer Dienst einen Menschen meines Standes habe mit dem ich mich wie ein europäischer Einjähriger einmal aussprechen kann.

Die Offiziere müssen hier in dem engen und langen Zusammenleben mit den Leuten viel mehr wie in Europa Vertraulichkeit meiden, um volle Disziplin aufrecht zu erhalten. Denn Hunger, Durst, Pein und Übermüdung sind schlimme Gesellen, die in ernsten Fällen alles gegen sich in die Schranken fordern. Die Offiziere sprechen mit uns, sie erkundigen sich nach unseren großen und kleinen Leiden, sie teilten schon oft ihr letztes Brot und Wasser mit uns. Wie wir jederzeit mit Freuden für sie unser Leben riskieren, würden die Offiziere auch für uns alles einsetzen; aber im Verkehr, da ist eine Grenze gezogen, die taktvoll innegehalten werden muß.

Trotzdem die Grenze natürlich auch für mich besteht, betrachte ich mich im Stillen doch zu ihnen gehörend; und das ist mein Trost in dieser Sache, daß ich manchmal Gelegenheit habe, ungerechte Unzufriedenheit bei den Mannschaften zu zerstreuen oder Ähnliches zu tun. Mir ist's, als ob das eins von meinen Ämtern wäre und als ob es manchmal auch ein klein wenig nützte.

Ich schließe jetzt, weil ich mir noch mein zweites Paar Strümpfe für die morgige Patrouille waschen will. Unser Hauptmann will mit möglichst starker Patrouille dem Feinde in Otjihinamaparero zu Leibe. Adieu so lange!

Wir sind nun glücklich zurück, und ich will Euch der Reihe nach erzählen, wie alles war. Mit dem Hauptmann und Assistenzarzt Meyer waren wir zwanzig Gewehre stark abgeritten und hatten die erste Nacht zum Teil wieder in Otjipaue geschlafen. Es wird jetzt nachts immer kälter, und wir hatten, zu Dreien unter unseren Woilachs zusammen liegend, tüchtig gefroren. Das Haus war ja diesmal zu klein für uns alle, und daher verschmähten es auch die Offiziere, darin zu schlafen. Sie legten sich mit uns im Freien zur Ruhe. Vorher hatten der Hauptmann, ein landeskundiger Bur und ich eine längere Kletterpartie auf einen der höchsten Berge in der Umgebung unternommen.

Die Kletterei zwischen dem dichten Gestrüpp und den steilen, scharfen Felsen war recht schwierig. Aber oben lohnte eine wunderbare Aussicht über die nächtliche, vom Mond be-

schienenen Steppe. Weit drüben am anderen Rande der Ebene, stand ein Bergzug in hellen Flammen. Undeutlich waren die zackigen Linien zu sehen, das Feuer leuchtete in Garben und Schlangen deutlich bis hierher zu uns. Lagerfeuer konnten wir leider nicht entdecken.

Beim Abstieg sah Herr Guildenhuys ein Tier hinter den Klippen verschwinden. Er sagte, daß es ein Leopard gewesen wäre.

Herr Guildenhuys war im Burenkriege Offizier bei den Seinen. Jetzt ist er als Kriegsfreiwilliger bei uns und hilft viel durch seine Landeskenntnis. Wir nennen ihn nicht anders als den Buren.

Am anderen Morgen war ich bei der Spitze. Ich war hier ja schon einmal geritten und sollte den Weg zeigen. Sergeant Kohlmeyer führte.

Mein armer Schimmel scheint aber garnicht mehr recht vorwärts zu wollen. Das Kraftfutter fehlt schon zu lange. Auf der vorigen Patrouille ging es noch, aber jetzt stolperte er alle Augenblicke. Bei einem schärferen Trabe überschlug er sich, mit mir wie ein Hase im Schuß, und zwar so unglücklich, daß sein Kopf unter dem Schulterblatt lag. Ich hatte mich nur ein bischen geschunden und bekam einen schönen Schreck, als ich das Pferd so regungslos liegen sah. Ich glaubte das Genick wäre gebrochen. Ein leises Stöhnen war aber noch zu hören. Mit Hilfe eines Mannes brachte ich es wieder hoch, und als die Patrouille mich erreichte, konnte ich schon wieder nach vorn zur Spitze reiten.

Das ist kein schönes Reiten, wenn man jeden Moment auf sein Tier achten, die Vorhand immer leicht bewichten, und die Zügel zum Aufhalten straff anstehen lassen muß. Aber im Schritt und im Führen ging es ja noch; manchmal hatten andere auch dabei schon ihre Not. Als wir Otjihinama erreichten, sahen wir wieder den Hund auskneifen; aber wie lachten wir, als er sich plötzlich aufrichtete und sich als Affe entpuppte.

Da saßen auch die ganzen Klippen voll schwarzer Gestalten. Man hätte im ersten Moment vielleicht an Feinde denken können. Aber die Paviane schlugen einen Höllenradau. Sie schimpften uns gewaltig aus und schienen sehr ungnädig darüber zu sein, daß wir sie hier in ihrer Wildnis störten. Es waren mindestens 400 bis 500 große und kleine Tiere, die wir während unserer

Ruhe in ihrem putzigen Balgen beobachteten.

Feindliche Spuren fanden wir auch wieder, und ein Teil von uns hielt deshalb immer eine dominierende Kuppe besetzt. Eineinhalb Stunden vor Abend ritten wir in westlicher Richtung an einem Gebirgszug entlang weiter. Wir hatten es noch weit bis zur nächsten Wasserstelle, und so ließ sich der Eingeborene Andreas verleiten auf einen Pau, (sehr starke Trappe) zu schießen. Der Schuß ging fehl; aber kaum eine halbe Stunde darauf bemerkten wir in der Dämmerung eine Masse menschlicher Spuren auf der staubigen Pad. Es wurde gleich nach rückwärts Herrn Hauptmann gemeldet und, als es in kurzer Zeit dunkel wurde, sahen wir dicht neben uns am Hange der Berge ein weites feindliches Lager. Hunderte von kleinen Lagerfeuern glühten zwischen den Klippen, und wir mochten wohl lange noch nicht die Hälfte von ihnen sehen. Nach Westen zu schien es sich um eine Gebirgsecke noch weiter zu erstrecken.

Ob sie wohl unseren Schuß gehört hatten? Aber nein, wir würden dann drüben wohl kaum ein einziges Feuer sehen! Außerdem behauptete schon am Vormittag einer von unseren Leuten zwei Schüsse gehört zu haben. Bei ihrer Menge werden die Herero nicht auf den unseren geachtet oder ihn für einen Jagdschuß der ihrigen gehalten haben.

Wir waren unterdessen ein Stück in den Busch geritten, hatten locker gegurtet und den Tieren etwas Gras mit den Seitengewehren gehauen. Absatteln und weiden lassen konnten wir ja in dieser Situation nicht. Nun ging eine kleine Schleichpatrouille, der Hauptmann, Sergeant Kohlmeyer, Reiter Zemke und der Bur, dicht an den Feind. Es waren Freiwillige dazu vorgerufen worden. Ich war aber leider zu weit vom Lager gewesen und hatte den Aufruf nicht gehört. Die da waren hatten sich wohl alle gemeldet. Wir warteten unterdessen im Dunkel, lagen neben unseren gesattelten Pferden und erzählten uns leise darüber, wie wir es nun wohl machen würden.

Endlich kamen die anderen zurück. Sie waren bis in die Nähe der ersten Feuer vorgerückt, hatten aber nicht auskundschaften können, was für ein Stamm dort lag. Zu unser aller großem Leid sahen wir ein, daß unsere kleine Patrouille hier nichts weiter unternehmen konnte, als alles so schnell wie möglich per Heliograph nach Omaruru zu melden. Es gab wieder einen tüchtigen Ritt ohne Weg durch unbekannte Dorn-

buschsteppe. Oft war der Boden felsig und dann hatte ich immer Mühe, meinen Schimmel in der Dunkelheit weiter zu bringen.

Gegen Morgen, als wir in lichterem Gelände rasteten, sahen wir zwei Strauße, die ersten hier in Afrika. Der Bur versuchte sich anzupürschen; aber die riesigen Vögel reckten erst eine Weile verdächtig ihre langen Hälse und dann verschwanden sie mit langen Sätzen im Busch.

Im Laufe des Vormittags stießen wir auf einen alten Weg und kamen in kurzer Zeit nach Okowakuatjivi. Unsere Kompagnie-Kameraden freuten sich sehr über den Besuch.

Während der Hauptmann mit einigen Leuten noch einmal an eine Wasserstelle ritt, die am westlichen Ende der vom Feinde besetzten Berge liegt, hatten wir es hier gut bei schönem Wasser, gutem Schatten und verhältnismäßig gutem Essen. Auch die Pferde erholten sich etwas. — Wir blieben die Nacht und ritten dann am anderen Tage wieder nach Etaneno zurück. Der Hauptmann kam erst später. Er hatte festgestellt, daß Omatarassu auch von den Herero besetzt war. — Wir hofften nun, daß es in nächster Zeit ein Gefecht geben würde. Aber wir hatten uns wieder verrechnet. Bevor Verstärkung kommen konnte, war der Feind schon weitergezogen, wahrscheinlich nach Waterberg, wo Samuel Maharero, der Oberhäuptling, sitzen soll. Nun mußten wir uns wieder auf später vertrösten. Geduldig mußten wir hier auf weitere Befehle warten. Die blieben aber noch lange aus und so freuten wir uns immer sehr, wenn es auf einige Tage oder Wochen auf Patrouille ging. Ich mache jetzt ab und zu Unteroffizierdienste und habe augenblicklich die Pferde unter mir. Mittag esse ich auch mit den Unteroffizieren. Da gibt es manchmal ein Bißchen Fleisch mehr oder auch einmal Zucker in den schwarzen Kaffee.

Nachrichten von der Küste oder anderen Truppenteilen haben wir schon lange nicht bekommen und einen halben Zeitungsroman, der durch irgend einen Zufall, vielleicht durch die Kavalleristen, mit den Pferden sich in diesen abgelegenen Erdwinkel verirrt hat, haben wir alle schon so und so oft durchgelesen. Das Papier ist gelb und ausgefranzt, aber wir heben den Schatz weiter auf.

Unser Hauptmann schickt manchmal kleine Patrouillen von zwei und drei Mann in die Nähe des Lagers auf Jagd. Das

bringt auch etwas Abwechselung in das Lagerleben und wenn sie glücken, auch in den Küchenzettel. Andreas erlegte schon ein Wildschwein und ein Hartebeest, das sind starke, unschöne Antilopen.

Bei einer langen Patrouille gegen den Feind schoß Leutnant Ehrhard einen Wolf. Es war ein ganzes Rudel von fünfzehn Stück gewesen, und als er den einen toten holen wollte, blieben die anderen knurrend und zähnefleischend stehen. Erst als die Leute herankamen und mehrere Schüsse abgaben rissen sie aus. Die Wölfe sind hier stärker als in Amerika und Rußland.

Jeder hat seine eigene Beschäftigung in der Freizeit. Die meisten unterhalten sich miteinander von zu Hause oder manchmal auch schon von dem, was wir hier erlebten. Schmink und Migge, den beiden alten Schutztrupplern, hören wir oft dabei zu. Es ist sehr interessant, über vieles Neue von diesem Lande zu hören, was wir noch nicht sahen und mitmachten.

Schmink ist solch eine rechte, echte Trappergestalt. Er ist ein mittelgroßer, dürrer, trockener Mensch von ungewöhnlicher Zähigkeit. In dem schmalen Gesicht steht eine kühne Adlernase, aber die Augen blitzen lustig und freundlich unter dem verwetterten Schlapphut vor. Von dem wird mancher Streich erzählt, den er den Herero mit großer Kaltblütigkeit spielte. So war er nach dem Gefecht von Otijihinnamaparero bei dem Eintreiben des Beuteviehes bschäftigt. Der Feind hatte das Feld geräumt, und Schmink stopfte sich beim Reiten ein Pfeifchen. Wie er gerade eins von seinen letzten Zündhölzchen angestrichen hat, um sie in Brand zu setzen, legt ein Schwarzer im Busch auf ihn an. — Statt das Feuer nun fallen zu lassen und nach der Büchse zu greifen, schnauzt er den Herero furchtbar an: „Er würde ihn tot prügeln, wenn er sich erlaubte zu schießen". — Schmink war gefürchtet; der Schwarze kannte ihn wohl und ließ sich wirklich einen Moment einschüchtern. Unterdessen glühte der Tabak im Kopf und ehe der Schwarze wieder an das Abdrücken dachte, kam ihm der Alte zuvor; und seine Kugeln sitzen fast immer!

Dies Geschehnis wird von einem Augenzeugen beglaubigt; aber manchmal lügt er uns mit dem ernstesten Gesicht von der Welt so grauenhaft an, daß sich die Balken bögen, wenn wir welche um oder über uns hätten. Er ist eben ein Spaß-

macher, und wir hören ihn gern, wenn seine Erzählungen oft auch recht derb sind.

Zwei sind in der Kompagnie, die erzählen sich jeden Abend gegenseitig ein Märchen. Erst waren es solche, die sie in ihrer Kinderzeit gelesen; nun sind die alten schon lange erschöpft, und sie dichten neue, oft tief poetische, und bleiben zufrieden dabei. Zuweilen hören auch andere Leute zu. Von den Schwarzen sprechen wir alle viel und werden aufgebracht, wenn wir von den Greueln hören, die sie an unseren Landsleuten verübten; wie lange jagen wir ihnen schon durch all diese Mühsale nach, um jene zu rächen und hier im Lande Sicherheit zu schaffen.

Am liebsten denken wir an die Heimat. Oft malen wir uns die Rückkehr nach schönen und großen Siegen aus. Wir denken auch daran, daß wohl noch mancher von uns vorher sterben muß. Aber das ist nun einmal nicht anders, und wir sind ebenso, wie bei unserer Meldung in Deutschland, auch jetzt noch zum Äußersten bereit, trotzdem wohl ein jeder mit leichtem Sinn hofft, die Heimat wiederzusehen.

Unsere Lieder sind nicht so lustig und leicht wie deutsche Soldatenweisen sonst. Das macht aber wohl, daß wir in Not und Gefahr doch etwas ernster wurden. Die schönsten von ihnen sind: „Das Lied der Heimat“ und „Still ist die Nacht“. Allmählich werden sich wohl Sänger finden, die uns mehr und frohere Weisen dichten.

Vor einigen Tagen kam hier eine große Wagenkolonne aus dem äußersten Norden des Hererolandes, von Outjo und Grootfontein durch. Buren-, Farmer- und Schutztruppen-Wagen hatten sie zu der langen Fahrt zusammengetan, die sollten den nötigsten Proviant und Munition in jene fernen Orte holen. Wir saßen den Abend lange mit all den Menschen zusammen und erzählten uns von dem, was wir noch einigermaßen Neues wußten. Es war ordentlich belebt in Etaneno; der einzige Fehler war, daß die Herrlichkeit nicht lange dauerte. — — —

Aber gestern hatten wir eine viel größere Freude! Eine Proviantkolonne von der Bahn her, von Omaruru, kam an und brachte außer Lebensmitteln die erste Post aus Deutschland. Ihr könnt euch nicht denken, was das für eine Freude ist! Wie danke ich euch für die vielen, lieben Briefe und Karten und für die schöne Futterkiste! Immer wieder lesen wir alles

und freuen uns, daß wir nun wissen, wie es euch während der Zeit unserer Fahrt ging und daß ihr alle gesund seid. Wir sind so ausgelassen und froh wie selten. — Ab und zu sieht man aber auch einen Reiter still und traurig sitzen; der hat keine oder gar schlechte Nachricht von seinen Lieben daheim bekommen. — Im allgemeinen Jubel versinkt jedoch solch einsamer Schmerz.

Abends gab es Tee mit Rum und, nachdem nun kein Licht mehr zum Lesen war, wurden immer neue Lieder in den dünnen Zelten angestimmt. Erst spät nachts, als ein hungriger Schakal die ersten zagenden Töne hören ließ, kam als letztes unser Liebeslied. Aus dem ganzen dunklen Lager klang es mehrstimmig und getragen zum Sternenhimmel: (Nach der Melodie: „Still ruht der See".)

Still ist die Nacht, mein Zelt weht leise,
Von fern der Schrei des Schakals tönt.
Gedämpft nur klingt des Kaffern Weise,
Der sich die Nacht durch Sang verschönt,
Der sich die Nacht durch Sang verschönt.

Mein Feuer brennt, und traumverloren
Blick ich den hellen Funken nach.
Dir, teure Heimat, gilt mein Sehnen;
Sehnsucht nach dir, die hält mich wach,
Sehnsucht nach dir, die hält mich wach.

Sehnsucht nach dir und nach dem Mädchen,
Das einst im Lenz mein Herz gewann,
Blauäugig, blond, mein deutsches Gretchen,
Hieltst mich in deiner Minne Bann,
Hieltst mich in deiner Minne Bann.

Fern ist die Zeit, wo du an meiner Seite
Durch deutsche Flur im Maien gingst.
Nun trennt uns dreier Zonen Breite.
Ein fremdes Land umgibt uns rings,
Ein fremdes Land umgibt uns rings.

u. s. w.

Wir stehen jetzt unter dem Kommando des alten Schutztruppen-Hauptmanns Herrn von Fiedler. Der war neulich hier und ritt mit Leuten von uns eine lange Patrouille in das Gelände, das wir vom Feinde besetzt glaubten. Von Etaneno ausgehend ritt er nach Osten zu bis Okanjanda und von dort

aus nach Outjo und wieder zu uns zurück. Größere feindliche Abteilungen haben sie an den Wasserstellen nicht gefunden. — Die Annahme, daß sich die Hauptmacht der Herero am Waterberg zusammenzieht, gewinnt also immer mehr an Glaubwürdigkeit. Wir sind gespannt, was nun wird. Man redet von einer großen Umzingelung. Immer enger sollen wir unseren Ring um den Stamm schließen, um ihn dann an einem einzigen Tage zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen. — Nun, wenn es nur recht bald vorginge! Hier stoßen unsere Patrouillen schon nicht mehr auf größere feindliche Massen. Kleinere Haufen werden wohl immer zerstreut im Busch sitzen bleiben. Wir sehnen uns richtig nach dem weiteren Vormarsch und Angriff. — Aber da heißt es Geduld für uns Soldaten. Wir können nicht wissen, wo wir von Nutzen sind und müssen uns freuen, wenn es auf Patrouille geht, und die gibt es ja genug.

Hier kommen öfter kleine Züge von wandernden Owambo durch. Das sind Leute von dem Volk ganz im Norden unserer Kolonie, bei denen Weiße erst selten waren. — Man erzählt sich allerlei Eigenartiges über das Land. Die Art und Weise, in welcher diese Schwarzen von ihren Herrschern in diese etwas kultivierteren Länder zur Arbeit und zum Ankauf von Kulturgegenständen entlassen werden, macht uns manches von dem Erzählten glaubhaft. Nur auf ein halbes Jahr werden sie aus ihrer Heimat beurlaubt und wer nach Ablauf dieser Frist nicht vor seinem Häuptling erscheint und einen großen Teil seines Erwerbes abgibt, verfällt dem Tode und sein Gut, seine Frauen und Sklaven dem Herrscher.

Uns waren diese Leute immer interessant, vor allem, weil wir schönes Schnitzwerk von ihnen eintauschen konnten. Sie sehen ähnlich wie die Herero aus, mit denen sie ja auch verwandt sind. In europäischen Kleidern war niemand darunter.

Eines Tages beim Appell las uns Herr Hauptmann eine eben eingetroffene Nachricht über dieses Volk vor.

Namutoni, eine kleine Militär-Station, die dicht an der Grenze jenes Landes liegt, war von einem Stamm der Ovambo angegriffen worden und nur der ganzen Energie der sieben deutschen Soldaten, die es besetzt hielten, war es zu danken, daß der Feind am ersten Tage eine furchtbare Schlappe erlitt. Fast acht Stunden lang überschütteten die Ovambo das kleine

Gebäude mit Kugeln und liefen mehrere Male Sturm. Die sieben saßen im Turm und wehrten sich heldenmütig. Ruhig schossen sie Kugel auf Kugel.

Gegen Abend zog sich der Feind ermattet zurück. Da verließen auch sie die Station und kamen glücklich nach Grootfontein durch, um von dem Aufstand zu melden. Die Deutschen hatten das Feld aus Mangel an Munition räumen müssen. 1400 Patronen waren verschossen; aber von sieben Gewehren lagen 108 tote Feinde um die hart umstrittenen Mauern.

Diese Tatsache ist schwerwiegend für uns, die Truppen im Felde, und für die Regierung. Wir haben nun mit noch einem Volksstamm zu rechnen. Unsere Feinde sind so zahlreich, daß sie, einig, uns erdrücken könnten. Aber, wie es heißt, ist ja von Deutschland ein ganzes Regiment hierher unterwegs. Bis das zur Hilfe kommt, werden wir mit äußerster Energie ausharren.

Das einzige Dumme ist, daß unser Proviant so knapp wird. Schwere Krankheiten, wie in manch anderem Truppenteil, haben wir zwar erst vereinzelt gehabt; aber gegen Abend befällt einzelne eine so eigenartige Mattigkeit. — Vielleicht ist das schlechte Wasser daran Schuld! — Nun Grübeln ist nicht gut; uns wird auch gar keine Zeit dazu gelassen.

Mit elf Gewehren sollen wir unter Herrn Leutnant Link über Outjo nach Okaukwejo ins Amboland reiten, um die Missionare aus ihrer unsicheren Lage dort hierher zu geleiten. Wir elf freuen uns sehr, daß wir die ersten sind, die dort hinauf gehen und ein Stück jenes eigenartigen Landes sehen. Herr Hauptmann entließ uns nachmittags um einhalb drei Uhr, wir trabten lustig die verhältnismäßig gute Pad entlang. Es ging wie immer auf Patrouille. Einen großen Teil der Nacht marschierten wir, und die andere Zeit schliefen die, die nicht Wache hatten, an unseren Feuern. Wasser sollte es nach Etaneno erst wieder in Palamfontein gegen Mittag des nächsten Tages geben. Das schien aber einem von unseren Gäulen, einem edlen Trakehner, zu viel Durststrecke zu sein. Nachts hatte sein Reiter, ein Kavallerist, schon alle Mühe mit ihm gehabt und nun gegen Morgen, als die heiße Sonne kam, ging er immer schlechter vorwärts. Leutnant Link konnte nicht die ganze Patrouille unter dem Ungemach eines Reiters leiden lassen und so ließ er mich schließlich mit einem anderen bei dem

Unglücksraben zurück. Er gab Weisung, falls irgend möglich, das Pferd bis Outjo zu transportieren. Die Patrouille müßte dort wahrscheinlich verweilen und dann könnte das Tier zum Weitermarsch auf der Militärstation gegen ein Besseres eingetauscht werden. Die anderen trabten nun vor, und wir zogen langsam nach. Ich ließ viel führen, um das Tier möglichst zu schonen, und dennoch bemerkten wir bald, daß uns die Totengräber der Steppe heimlich, aber unentwegt folgten. War das ein schlechtes Vorzeichen? Ich ärgerte mich über die Tiere, außerdem regte sich mein Jägerblut. Ich schoß erst einen Schabrackenschakal und dann eine gestreifte Hyäne. Jetzt hatten wir hinter uns Ruhe. Aber je heißer es wurde, desto mehr mußten wir das Pferd antreiben, damit es nur noch im Schritt vorwärts kam. Gegen elf Uhr stürzte es an einer sehr holprigen Stelle, und da mein Suchen nach Wasser seitwärts im Busch umsonst gewesen, hielten wir hier während der schlimmsten Hitze unsere Mittagsrast. Kochen konnten wir natürlich nichts, aber wir vertrösteten uns auf Palamfontein, das wir dann auch am späten Nachmittag erreichten.

Während wir unsere Erbstwurstsuppe aßen und uns an dem schönen Wasser erfreuten, hatten wir plötzlich eine kleine Überraschung. Der Posten sah zwei schwarze Köpfe aus den Fensterhöhlen des halbzerstörten Farmgebäudes herausgucken. Wir griffen nach den Gewehren, aber die Beiden waren Freunde. Sie stellten einen vorgeschobenen Posten der Station Outjo dar. — Dieses System soll ausgezeichnet sein. Die Schwarzen werden von uns verpflegt, beobachten zu je zweien eine Wasserstelle und Pad und bringen sowie etwas nicht in Ordnung ist, auf schnellstem und kürzestem Wege Meldung zum Kommandanten. Solche Posten sind strahlenförmig um die Station verteilt und sie sollen sehr gut funktionieren, wenn die Wahl der Leute richtig ist.

Revidieren tut jeder Freund, der durchkommt. In ein Buch schreibt man seinen Namen ein und von der Station aus wird öfter nachgesehen, ob jeder bemerkt worden ist. —

Der Trakehner schien sich sehr gut erholt zu haben. Er hatte gesoffen und auch tüchtig gefressen. So ritten wir noch vor Dunkelwerden weiter. Zuerst ging es ganz gut vorwärts; aber dann wurde der Weg eine reine Tortur für das arme Tier und auch für uns Menschen. Einer zog vorn am Zügel, der

andere schob hinten nach, und der dritte schnitt immer neue Dornruten, um das jammervolle Tier vorwärts zu bringen. Zuletzt stürzte es uns nach 10—15 Minuten Marsch immer wieder hin. Aber ein Pferd ist hier zu kostbar. Wenn wir es bis Outjo brächten, konnte es sich wieder erholen, und so hoben wir es nach einer Ruhepause immer wieder auf und probierten immer neue Mittel, es vorwärts zu bringen. Es war grausam und uns dauerte das Tier. Aber so wie wir Menschen hier unsere Kraft daran setzen müssen, so müssen wir es auch von unseren Tieren verlangen, sonst können wir in diesem Lande nichts erreichen. — Längst war es dunkle Nacht. Von den Paresis-Bergen rechts glühten uns einige schwache Feuer des Feindes entgegen. Über die Pad huschten wieder die dunklen Gestalten der gierigen Bestien, und ringsherum war ihr Heulen und heiseres Lachen zu hören. Wir saßen jetzt zu zweien neben der Pad. Der Gaul hatte garnicht mehr weiter gewollt und lag nun regungslos vor uns. Weit von Outjo konnten wir nicht mehr entfernt sein. Ich wartete jede Minute auf Antwort von dort was ich machen solle. Schon vor zwei Stunden hatte ich den einen Reiter mit der Meldung weggeschickt.

Nun machten wir noch einen letzten Versuch das Pferd vorwärts zu bringen. Es kam auch auf, aber mit tiefem Stöhnen sank es gleich wieder zurück und war verendet. Abwechselnd ritten wir auf meinem Pferde weiter. Bald sahen wir den Heliopraphen vor uns blitzen und dann stießen wir auf zwei Reiter, die uns holen sollten. Um ein Uhr nachts kamen wir an und wurden vom Unteroffizier Gratwohl, der uns das letzte Stück geführt hatte, so gut bewirtet, wie es in dieser knappen Zeit nur möglich war. Den ersten Rotwein hier, seinen letzten, bekamen wir zu trinken, und das Lager war ausgezeichnet. Melden sollte ich erst am Morgen.

Outjo ist ein ganz kleines Nest. Die Anlagen der Militärstation sind fast das Einzige, was augenblicklich bewohnt ist.

Aber wir können leider noch nicht weiter reiten. Ich weiß nicht genau den Grund, aber ich glaube, wir sollen noch Verstärkung abwarten.

Da freut sich hier die kleine Besatzung, daß nun auf einige Tage so viel Mann mehr da sind für die Ablösung in der Sicherheitswache nachts und der Viehwache, die die Herden

am Tage weit hinaus auf die Weide begleitet. Der Wachthabende reitet dabei ein gesatteltes Pferd. Die anderen sollen wohl eigentlich zu Fuß gehen, aber sie greifen sich Pferde aus der Herde und reiten auf bloßem Rücken neben und vor dem Vieh. Hier sah ich übrigens auch die ersten zahmen Strauße, die im Frieden zur Federgewinnung auf einer Farm gezogen waren und auch Kamele, die die alte Schutztruppe manchmal als Reittiere benutzt. —

Wir haben ein schönes Unterkommen, liegen nachts in einem kleinen Geräteschuppen. Mit einem europäischen Quartier ist es ja nicht zu vergleichen, aber wir freuen uns schon über vier Wände und ein Dach.

Dummerweise geht es mir nicht gut. Ich habe öfter unangenehme Unterleibsschmerzen und fast jeden Abend etwas Fieber. Den Arzt mag ich nicht gern fragen, was ich dagegen tun soll; denn wir haben jetzt Nachricht bekommen, daß die Ovambo, wahrscheinlich in Folge ihrer Verluste bei Namutoni, sich ruhig verhalten, (unsere Patrouille daher nicht mehr notwendig ist) — und daß wir so schnell wie möglich zu unserem Truppenteil zurück sollen. Das neue 2. Regiment wäre gelandet, und es sollte endlich zur Entscheidungsschlacht nach Waterberg vorgehen. Da will ich mich natürlich nicht der Gefahr aussetzen, hierbleiben zu müssen, vielleicht nur wegen einer kleinen Erkältung. Leutnant Link und ich trieben nun eine ganze Masse Sachen aus den Beständen der Feste auf, die für eine Kompagnie im Felde von Wert sind, und dann ging es wieder unserem alten Etaneno zu. Hinter uns kamen Ochsenwagen, die wir bei dem Ritt decken sollten. Ein Hauptmann vom Seebataillon, eben vom Typhus genesen, fuhr mit ihnen der Bahnstrecke und der Heimat zu. Ich glaube aber von uns beneidete ihn niemand, so kurz vor der Entscheidung.

Ich bin überhaupt wohl der einzige, der diesen Ritt etwas trübselig mitmacht. Die Schmerzen werden nämlich in manchen Augenblicken recht bitter, und wenn ich dann in den Busch muß, was sehr oft geschieht, ist es immer nur ein Bißchen Blut und Schleim. Mein Kopf ist so schwer und heiß. Jedes Mal fällt es mir schwerer, aufs Pferd zu klettern. Zum Glück ist es wenigstens nicht der Schimmel, sondern ein Brauner, der noch allein gehen kann. Die Nächte sind fast ebenso schlimm. Zum Fieber kommt der Wärmeunterschied. Die Seite am Feuer

röstet und die andere friert im eisigen Nachtwinde. — So geht es weiter, wegen der Wagen aber nur langsam. Mir geht es immer schlechter! — Ich muß schon ziemlich hohes Fieber haben. Doch wir müssen bald in Etaneno sein, und dort wird es unter der Pflege des Kompagniearztes und mit etwas besserem und zweckmäßigerem Essen bald gut werden.

Aber wie oft hatten wir nicht schon umsonst in diesem Lande gehofft! Die Lagerwälle von Etaneno grinsten uns leer und öde entgegen! Die Kompagnie war nach Okanjanda abmarschiert und hatte uns den Befehl zurückgelassen, ihr gleich zu folgen. — — Was sollte nun aus mir werden? Sollte ich noch einmal 3—4 Tage lang durch unwirtliche Steppe mit Hunger, Durst, Sonnenbrand und nächtlicher Kälte weiterzureiten versuchen? Ich fürchtete, daß ich der Kompagnie dann eher zur Last fallen, als noch etwas nützen würde. Außerdem fühlte ich mich nun, nachdem meine letzte Hoffnung geschwunden war, so kaput, daß ich anfing, an Typhus zu denken. Ich meldete mich bei Leutnant Link. — Mit schwerem Herzen sah ich zwei Stunden darauf meine Kameraden weiter reiten. Ich blieb zurück, um mit den Wagen nach Omaruru ins Lazarett zu ziehen.

Kapitel VI.

Okowakuatjivi, Okanjanda bis Osondjache.

Lange hatten auch wir nicht gerastet, dann hatte ich einen Platz auf einem der Wagen bekommen, und wir waren bis spät in die Nacht getreckt. Zwischen der Ladung lag ich zwar nicht ganz so glatt, wie sonst Kranke im Lazarettwagen, und es stieß auf der löcherigen Pad ganz gewaltig; aber ich gewöhnte mich schnell daran. Außerdem bekam ich von dem führenden Feldwebel, er war vom Seebataillon, gutes Essen, und so ging es mir leidlich.

In Okowakuatjivi war eine längere Rast; hier hatte ich das unverschämte Glück, in der Person des neuen Stationskommandanten, Herrn Leutnant Wagner, einen Bekannten aus der Schulzeit wieder zu finden. Ich war damals zwar nur erst Quartaner gewesen und er schon Primaner. Aber er besann sich noch sehr gut darauf, wie ich ihm unten im Torwege unserer Pension öfter beim Reckturnen zugesehen hatte, und daß er auch einmal bei uns zu Besuch war.

Ihr könnt Euch meine Freude denken! Ich glaube auch, sie half mich kurieren; denn als es am anderen Tage weggehen sollte, fühlte ich mich so viel besser, daß ich den alten Feldwebel um Rat fragte, ob er wohl glaube, daß ich hier auf Fahrgelegenheit zur Kompagnie warten könnte. Er gab mir recht; denn er meinte nach seinen Erfahrungen jetzt sagen zu können, daß mein Leiden ein schwerer Anfall von Dyssenterie sei, einer Krankheit, die man hier öfter bei schlechter Ernährung, schlechtem Wasser und viel Strapazen beobachten könne, und kein Typhus.

Niemand war froher als ich! Das waren herrliche Tage, die

jetzt kamen! Wir erzählten uns von alten Zeiten, schossen zusammen mit unseren Pistolen nach der Scheibe und amüsierten uns sehr gut. Außerdem kam Post von zu Hause. Das ist für uns doch immer das Schönste von allem Schönen, von Euch Lieben selbstgeschriebene Briefe aus der Heimat zu lesen, die Futterkiste nicht zu vergessen, denn man wird hier, wie's scheint, allmählich materiell.

Ich bin noch ziemlich schwach, habe aber fast gar keine Beschwerden mehr. Es wird auch erzählt, daß Oberst Deimling mit dem 2. Regiment schon im Anmarsch sei, und so sinne ich nun jeden Tag darüber nach, wie es für mich wohl möglich wäre, zu meiner Kompagnie nach Okanjanda zu kommen. Bei dem Gedanken, daß ich nun bei dem letzten Schlage vielleicht nicht bei der Kompagnie sein und mitmachen könnte, kommt mir in ohnmächtigem Ärger manchmal das Heulen nahe. Ich müßte mich wohl eigentlich solcher Schwachheit schämen; aber ich sehe, daß es anderen ähnlich geht. Leutnant Wagner wird auch immer ganz betrübt, wenn er daran denkt, daß er während des Gefechts in diesem gottverlassenem Nest untätig sitzen muß.

Nun, ich wurde sehr schnell aus allen meinen Nöten befreit. Zwei Wagen von der Kompagnie kamen nämlich, um Proviant heraufzuholen. Und sowie sie geladen hatten, nahm ich Abschied und fuhr vergnügt mit ihnen ab.

Das Padleben ist jetzt schon viel gemütlicher als zu Anfang, weil man sich daran gewöhnt hat und auch schon besser kochen kann. Außerdem war ich diesmal fahrender Passagier, der nur weniger schwere Dienstleistungen tut, und das brachte mich wieder einigermaßen zu Kräften.

In der Kompagnie war ich nicht ganz so früh aus dem Lazarett zurück erwartet worden. Zu meiner Freude erfuhr ich aber, daß Herr Hauptmann zufrieden mit mir gewesen wäre und mich zum Unteroffizier eingereicht hätte.

Das Lager hat sich gegen das Etanenoer sehr verändert. Okanjanda ist eine Werft christlicher Herero. — Eine Masse richtiger viereckiger, aber ganz kleiner Häuschen mit je zwei kleinen Kämmerchen, stehen in zwei langen Reihen auf einem Hügel. In der Mitte, dort wo die Pad von Otjipaue nach Waterberg durchführt, steht eine Kirche, daneben sogar eine Glocke in einem Holzgerüst; aber alles ist fast noch aus dem Material

erbaut, aus dem die heidnischen Pontoks bestehen: krummes Buschholz, Fasern und Lehm mit Kuhmist.

In diesen Hütten wohnen wir jetzt für kurze Zeit ziemlich dicht eingepökelt. Aber wir sind nicht allein auf diesem Platze. Das ganze Bataillon von Fiedler, dem wir ja damals zugeteilt wurden, liegt hier versammelt. Die erste Kompagnie des zweiten Regiments unter Herrn Hauptmann Klein, die Halbbatterie von Winterfeldt und dann wir, jetzt die 8. Feldkompagnie genannt. Unsere Kompagnie-Kameraden, die wir auf den verschiedenen Stationen des Hermarsches zurücklassen mußten, sind auch fast alle wieder bei uns. Nur die Kranken fehlen. Da ist natürlich viel mehr Leben wie in der letzten Zeit. Aber es gibt auch tiefen Schatten! Mit dem Proviant müssen wir immer mehr sparen, trotzdem die Kolonnen mit voller Kraft arbeiten und fahren so lange das Wasser nur irgend auf ihren Wegen reicht. Das Wasser hier ist für die vielen Menschen, und vor allem für das Vieh, gerade nur zum Genuß ausreichend. Waschen von Zeug und Körper wird immer seltener.

Auch zwei traurige Ereignisse drückten für kurze Zeit die Stimmung. Für unsere Pferde holen wir aus dem Busch täglich Gras, damit sie auch des Nachts im Kraal fressen können und möglichst bei Kräften bleiben trotz des wenigen Hafers. Bei diesem Grasholen führen wir natürlich Gewehre mit uns, und es ist erlaubt, auf etwaiges Wild einen einzelnen Schuß abzugeben, um den Proviant möglichst aufzuhelfen. Dabei waren nun zwei Leute von der ersten Kompagnie, die hier im Lande noch nicht so Bescheid wissen, zu weit gegangen und nicht wieder gekommen. Alles Schießen und Signalisieren mit Leuchtkugeln, alle Patrouillen waren umsonst. Wir entdeckten nichts mehr von ihnen und da sind nur zwei Möglichkeiten für ihr Schicksal offen. Entweder sind sie in der weiten Steppe verhungert und verdurstet oder dem Feind in die Hände gefallen. Beides gleich schrecklich für die armen Menschen! — Kurze Zeit darauf passierte es noch einmal. Aber diesmal verschwand der Reiter mitten auf dem Marsche.

Zeitweilig wurden die Wasserstellen Orupemparora und Otjivarongo, weiter nordöstlich gelegen, von einem Zug unserer Kompagnie und der ersten besetzt. Otjivarongo mußte aber wegen Wassermangels bald wieder geräumt werden. — Außerdem wurden fleißig Patrouillen geritten, zu denen immer die

besten Pferde ausgesucht wurden.

Wir beneiden übrigens die vom zweiten Regiment. Wie famos sind die ausgerüstet und was für runde Pferde besitzen die Reiter. Unsere armen Tiere haben schon zu sehr gelitten. Den meisten großen Kavalleriepferden kann man schon die Mütze auf den Hüftknochen wie auf einen Kleiderständer hängen; und trotzdem sind es gerade diese dürren Biester, die die anderen beim friedlichen Grasen dazu verleiten, durch die Postenkette zu brechen und auszukratzen. Aber das kommt jetzt schon seltener vor. Auch magern sie nicht mehr so ab wie früher. Nachdem wir bemerkt haben, daß sich das Zahnfleisch der Tiere von dem harten Steppengras entzündet und über die Zähne hoch anschwillt, werden die Leidenden von Zeit zu Zeit mit Messer und glühenden Eisen operiert, und das hilft sofort.

Daß Sergeant Kohlmeyer jetzt Dienste eines etatsmäßigen Wachtmeister der Kompagnie übernommen hat, habe ich Euch wohl schon geschrieben?

Ich saß gerade bei ihm in seinem Pontock, als unser Hauptmann ihn rufen ließ und die Vorbereitungen für zwei neue Patrouillen bestimmte.

Ich durfte diesmal wieder mitreiten. Abends, als die Pferde von der Weide kamen, wurde uns jedem ein gutes Tier zugeteilt, und dann empfingen wir Proviant, den berühmten eisernen. Die Feldflaschen wurden am Küchenfeuer mit Kaffee gefüllt, der Filz recht naß gemacht, damit der Inhalt über Nacht recht eisig im kalten Luftzug wurde und dann die Pferde gefüttert. Um das bischen Hafer besser auszunutzen, schneiden wir mit dem Taschenmesser immer etwas Gras wie Häcksel mit in den Futterbeutel. Außerdem schmuggelte ich mich heute noch ein zweites Mal in die Reihe beim Haferempfangen. Ich sollte wieder meinen alten Braunen von dem Ritt nach Outjo reiten und den wollte ich doch recht kräftig für morgen haben.

Ich glaubte nun alles gut besorgt zu haben, machte aber vor dem Schlafengehen die faule Entdeckung, daß meine Feldflasche halb ausgetrunken war und daß die Kinnkette fehlte. Das war sonderbar! Zu Anfang unseres Feldlebens ist zwar viel „geklaut“ worden, aber es war in letzter Zeit nur selten vorgekommen. Ich mußte nun noch einmal eine Stunde schnurren geh'n und dachte mir in meinem Sinn: „Das hast du für's Hafer mopsen!“

Am anderen Tage ritten wir unter unseres Hauptmanns Führung in östlicher Richtung ab. Zuerst trabten wir eine Zeit lang auf einem mäßigen Wege dahin. Aber derselbe verlor sich bald vollständig. Nur an den lange vernarbten Wunden eines Baumstammes konnte man ab und zu erkennen, daß sich hier vor Jahren einmal ein Wagen durch den dichten Busch gearbeitet hatte. Auch diese Zeichen verloren sich, und wir marschierten mit Andreas an der Spitze quer Busch, um Berge, über Hügel und Täler, bis wir das Osondjache Gebirge erblickten und darauf Kurs nahmen. — Leutnant Ehrhardt war mit seiner Patrouille schon lange vorher südöstlich abgebogen. — Zeitweilig wurde das dornige Dickicht und die niedrigen Bäume so dicht, daß wir zurück reiten und nach einer anderen Lücke suchen mußten. Sehr oft mußten wir aber durch, und dann spürte man die Dornen. Die Sonne meinte es, wie immer recht gut. Sehr selten kommt es vor, daß sie durch leichte Wolken oder gar Regenschauer etwas verdeckt ist. Während der Trockenheit jetzt, das ist hier unser Winter, ist noch kein Naß vom Himmel gekommen.

Eine Stunde nach Anbruch der Dunkelheit waren wir glücklich am Fuße des höchsten Berges angelangt. Unser Hauptmann stellte Posten aus, wir hieben mit unseren Seitengewehren Gras für unsere Pferde, aßen etwas und legten uns dann für kurze Zeit zur Ruhe. Die Nächte werden jetzt immer kälter, aber Feuer durften wir ja nicht anmachen. Es hieß einmal wieder geduldig frieren, bis das erlösende Wort, das Kommando zum Abrücken kam. —

Schweigen herrschte in unserem kleinen Lager. Nur das Malmgeräusch der fressenden Pferde und ab und zu mal ein Schritt des Postens waren zu hören.

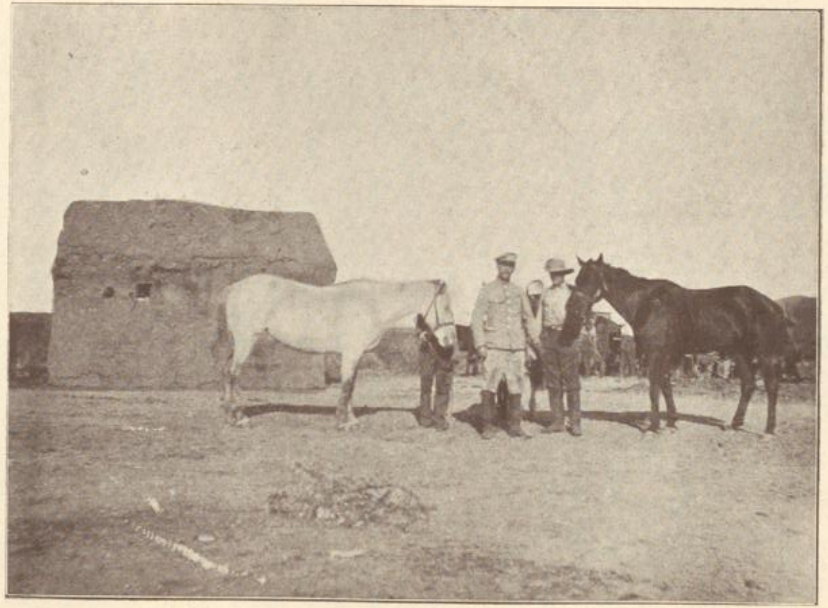
Wir hatten noch nicht lange gelegen, da begann ein leises Dämmern über der nächtlichen Steppe. Der Mond kam im Osten herauf, und während wir noch im vollen Schatten des Bergzuges lagen, wurde die Landschaft weit hinaus immer heller erleuchtet. Jetzt war unsere Zeit gekommen. Leise erhoben wir uns, und während mehrere von unseren Leuten unter Sergeant Kohlmeyer bei den Pferden blieben, führte der Hauptmann uns sieben, den steilen Hang hinan. Es war eine schwere Kletterei; in dem scharfen Gestein mußten wir das Gewehr oft über den Rücken hängen und alle viere zum Vor-

wärtskommen gebrauchen. In den schwierigsten Stellen schoben und stützten wir uns gegenseitig. Es gab manche Schramme; aber nach etwa zwei Stunden hatten wir glücklich die Höhe erreicht.

Wie damals in Otjipaue gab es wundervolle Übersicht über das Land ringsumher. Man sollte nicht glauben, wie hell hier Mond und Sternenhimmel leuchten können. Im Osten konnten wir die steile Wand unseres so heiß ersehnten Zieles, des Waterberges, erkennen, weiter rechts von ihm und der Pforte das Okavakagebirge und nach Osten zu einen kleinen Bergzug, dessen Namen wir nicht kannten.

Wie groß, schön und ruhig das alles in dem ungewissen Lichte unter uns lag, so wundervoll, als ob nichts diesen gleichmäßigen Frieden je stören konnte! Aber wenn man den Kopf dann noch etwas nach Südwesten drehte, in der Richtung, wo viele Meilen weit jener Küstenort liegt, in dem wir vor langer Zeit dieses Land zum ersten Mal sahen, da schien sich in dunkler Ferne ein Feuerbrand dieser Ebene zu nähern. — Wir sahen hin und dachten wie schnell auch hier, zwar kein Kampf zwischen dem trockenen Bewuchs der Steppe und den Elementen, aber ein wohl viel schwerer zwischen uns und jenem Volke, das dort am Waterberg ruhte, entbrennen würde.

Eine ganze Zeit hatten wir still auf den Klippen gesessen; nun gingen wir weiter und richtig, was wir gehofft hatten, den Feind zu erspähen, erfüllte sich. Tief unter uns glühten wie feurige Kohlen acht kleine Feuer am Fuße des Gebirges. — Der Feind! — Sofort beschloß unser Hauptmann, den Posten zu überfallen, und wir machten uns gleich an den Abstieg. Vorsichtig rutschte, griff und glitt unser kleines Häuflein durch das steile Felsengewirr hinunter. Ab und zu verschwanden die führenden Feuer hinter den Büschen, aber unser Führer hielt die Richtung, und immer wieder kamen sie nach kurzem Klettern mit ihrem Flimmern zum Vorschein. Je weiter wir vorrückten, desto vorsichtiger wurden wir. Jedes Anstoßen mit Gewehr oder Stiefel wurde vermieden; bevor wir auf einen Stein traten, erst lose versucht, ob er auch hielt, trotzdem rollte ab und zu ein Stückchen mit Klappern in die Tiefe. — Dann lauschten wir einen Augenblick, ob sich's bei den Herero regte; es war still, und wir schlichen weiter. Als wir fast unten sind, in der Höhe, in der das Gebüsch schon üppiger wird, kamen



Die Pferde des Herrn Leutnant Ehrhardt.

wir an einen kleinen unauffällig gebauten Kraal, eine dünne Hecke, aus Sträuchern zusammen gebogen. Andreas zeigte uns an einer Öffnung darin eine fein versteckte Schlinge, die ein junges Bäumchen bei der Berührung hoch in die Luft schnellte. Es ist eine Fangvorrichtung für geringe Antilopen, für uns ein Zeichen, daß es nicht mehr weit zum Feinde ist. Die Feuer sind schon einige Zeit durch den Busch verdeckt. Kaum haben wir den Kraal passiert, — es mag etwa ein Uhr nachts sein — da hallt plötzlich ganz dicht ein lauter und schriller Pfiff an den Wänden entlang. Wie angewurzelt bleiben wir stehen und lauschen angestrengt in das Dunkel! Ist das Alarm? Sind wir bemerkt? Wir dürfen dann erst recht nicht zaudern. Noch leiser und schneller gleiten wir durch das Geröll hinunter und sind glücklich im ebenen Busch. Der Wind trägt uns einen leisen Brandgeruch entgegen, vermischt mit dem eigentümlichen Duft unserer schwarzen Feinde.

Lautlos — Herr Hauptmann dirigiert uns oft nur mit der Hand oder ganz leisen Befehlen — bilden wir Schützenlinie. Zwanzig Meter schlichen wir so durch den Busch und umzingeln dann in kurzem, schnellem Sprung das kleine Lager. Die Feuer glühen schwach vor den halbgebauten Schutzhütten. Alles schläft ruhig und ahnungslos; aber wir sind zu wenig um von allen Seiten sperren zu können. Jetzt tritt Andreas vor. Mit lauter Stimme ruft er den Schläfern zu, daß sie unsere Gefangenen sind und daß auf jeden, der sich zur Gegenwehr setzt, oder einen Fluchtversuch macht, geschossen wird. Ha, wie das wirkt! Zwei Männer entsprangen uns leider. Es ist zu dichter Busch und zu dunkel. Aber die anderen ergaben sich uns beim Blitzen der aufgepflanzten Seitengewehre. Unser Hauptmann ließ nun die Feuer heller schüren und begann mit Andreas Hilfe das Verhör. Wir hielten unterdeß Wacht, sahen uns das eigenartige Lager und seine Bewohner an.

Frauen, Kinder und Männer hockten da stumpfsinnig an den Feuern. Nur an den halb angstvoll, halb haßerfüllten Blicken konnte man in manchen Augenblicken erkennen, was deren Herzen bewegte. — —

Neben den Hütten lagen große Haufen gerösteter Heuschrecken. Sie sollen ein großer Leckerbissen für den Neger sein und geröstet, wie auch geröstet gemahlen und mit Wasser zu Suppe gekocht, viel gegessen werden. Wenn sich ein

Schwarm abends in der Nähe des Lagers niederläßt, rücken frühmorgens Weiber und Kinder mit Säcken aus. Die Heuschrecken sind dann starr vor Frost, werden von den Büschen geschüttelt, eingesammelt und auf die glimmenden Holzkohlenhaufen getan.

Die Untersuchung war unterdessen zu Ende geführt worden. Die meisten behaupteten keine Herero, sondern Kaffern zu sein. Wir hatten auch ein ziemlich sicheres Mittel, festzustellen, daß dem so war. Die beiden Ausgekratzten waren Herero nach der Aussage. Bei mehreren Frauen und einem Mann zeigten es uns die eigentümlich ausgefeilten Dreiecke an den mittleren Schneidezähnen des Oberkiefers. Außer dem Mann nahmen wir noch zwei Weiber mit. So zogen wir ab in die Dunkelheit.

Was wir als erstes wollten, war uns geglückt; wir hatten Gefangene eines Außenpostens, die über das Hauptlager am Waterberg Bescheid wußten. Nun lag uns noch daran, zu erfahren, ob hier Wasser in der Nähe sei. Der Mann bejahte und während unser Hauptmann nun mit einigen Leuten auf der Ostseite des Gebirges unter Führung des Herero weitermarschierte, bekam ich Weisung, mit den beiden Frauen auf die Höhe voranzuklettern. Sie jammerten gräßlich! muhonna! muhonna! Dies Wort habe ich mir deutlich behalten; denn der Transport auf dem schwierigen Wege griff mir mit den bittenden Klagen ans Herz. Sie dachten, wir führten mit ihnen Krieg, wie Schwarze untereinander, bei denen auch die Weiber nicht geschont werden und wenn, — nur zur Sklaverei. Deutsch verstanden sie nicht. Freundliches Zureden half nichts. Ich sah, wie schwer ihnen der Weg auch physisch wurde, und trotzdem mußte ich grob und rauh gegen sie werden, um weiter zu kommen. Ich suchte einen zwar weiteren, aber nach meiner Meinung bequemeren Weg, um ihre Kräfte für den kommenden Marsch zu schonen, kam dadurch in der Dunkelheit aber ab und habe mir, fürchte ich, meines Hauptmanns Vertrauen an mein Können bedeutend vermindert. Ich kam nämlich erst eine ganze Zeitlang nach ihm oben an. — —

Der Gefangene war gefesselt. Er hatte irre führen wollen und sich schließlich widersetzt, trotzdem ihm Herr Hauptmann durch Andreas die Folgen seines Verhaltens vorher klar machen ließ. Aber die Schwarzen kennen unter sich keine Gnade. Sie

sollen ihren Gefangenen oft Versprechen geben, sie nachher aber nicht halten und jeden abschlachten. Ein anderes Verhalten, Schonung, legen sie sich gegenseitig wie ich es öfter schon von unseren Schwarzen hörte, als Schwäche aus, die den Gegner ermutigt. So glauben sie im Banne ihrer Gewohnheit und der von den tyrannischen Häuptlingen eingeimpften Jdeen, daß auch wir es nicht anders machen.

Die Sonne war schon lange aufgegangen, da kamen wir von unserem nächtlichen Streifzug zu unseren Pferden zurück. Der Herero wurde wegen des Verrates standrechtlich erschossen. — Wir sattelten dann bald und heim ging es, ins Lager.

Die Weiber hatten natürlich gleich wieder mit ihrem Heulen und Betteln angefangen. Als sie aber merkten, daß ihnen nichts geschah, daß sie im Schritt neben uns her gehen konnten und sogar etwas zu Trinken und Essen bekamen, wurden sie schnell wieder ruhig und gaben uns, als wir im Lager anlangten, wichtige Aufschlüsse über die Stellungen der verschiedenen Häuptlinge am Waterberg. Wir hatten nun wieder mehr Anhalt für die nächsten Patrouillen. —

Leider hatten wir kein Wasser gefunden, was uns vielleicht ermöglicht hätte, mit dem Bataillon weiter vorzurücken. — Aber Herr Leutnant Ehrhardt, der einen Tag später mit seiner Patrouille zurück kam, war in dieser Hinsicht sehr glücklich gewesen. Er hatte in Okateitei so viel schönes Wasser gefunden, daß ein Teil des zweiten Regiments bis dorthin vorrücken konnte, auch an der Nordecke des Osondjache-Gebirges hatte er tiefe Wasserlöcher entdeckt, die zwar nach Aas dufteten, aber doch genügend Wasser für unsere ganze Abteilung zu liefern schienen. Ein schöner Erfolg! Nun konnte der Ring an einer Seite wieder enger gezogen werden. —

Am Hange des Hügels, wo unsere Werft steht, in der Nähe der Wasserlöcher, ist ein massives Gebäude mit Veranda, von einem Europäer erbaut. Wir hatten den Befehl zum Vormarsch bis Osondjache heliographisch vom Hauptquartier bekommen und waren dabei, wieder einmal alles Entbehrliche in diesem Hause unterzubringen, um es unter Sergeant Ruppert, einem Rheinländer, drei Reitern von uns, und dreien von der esten Kompagnie, hier zurückzulassen. Gleichzeitig sollte dieser kleine Posten der rückwärtigen Etappenlinie, wenigstens an der einen guten Wasserstelle, etwas Sicherheit

während der kommenden Kämpfe geben. —

Wir ritten ab, ein langer Zug mit den Wagen, die dritte Korporalschaft als Deckung des Trosses. Wir hatten den weiten Weg über Orupemparora genommen, weil der zu erkennen war; trotzdem wurde der Marsch recht schwierig. Die trockenen sandigen Riviere (Flußläufe) sind ja immer ein Schrecken für unsere schweren vollgepackten Wagen. Diesmal hatten wir aber ganz besondere Freuden. — —

In der Nacht hielten wir an einem ganz schmalen Rivier, das fast senkrecht abfallende, etwa acht bis zehn Meter tiefe Ufer hatte. Vor einen Wagen mußten wir nun immer zwei Gespanne — vierzig Ochsen — zum Übergang anspannen. Dann wurden bergab Bremsen und Räder scharf angespannt, um unten gleich wieder gelöst zu werden. Mit demselben Schwung wurde dann plötzlich die ganze Kraft der Ochsen eingelegt; die ganzen schwarzen Treiber brüllten aus ihren heiseren Kehlen, sie kreischten, die Schwippen knallten; dumpfes Brummen der schwer arbeitenden Tiere hallte dazwischen. Kraftvolle Arme griffen in die Speichen und mit Knarren und Stoßen ruckte das schwere Gefährt den letzten Meter nach oben. —

Große Feuer beleuchteten die Übergangsstelle, während ein Wagen nach dem anderen passierte. —

Beim Weitermarschieren war die Pad bald in ein Nichts verlaufen, und nun mußten wir, kurze Ruhepausen abgerechnet, erst im nächtlichen Dunkel und nachher den ganzen anderen Tag mit unseren Wagen quer durch die oft dicht mit Büschen und Bäumen bestandene Steppe. Das war wieder einmal ein hartes Stück Arbeit. Oft mußten wir mit Äxten und Beilen Luft schaffen. Mancher Baum wurde geschlagen, und Ihr glaubt nicht, wie schwer das bei dem eisenharten, roten Holz der Dornenstämme ist. Klingend fliegt der Stahl an ihnen zurück und wird in kurzer Zeit stumpf. —

Ich war bei einem großen Wagen mit doppeltem Segelzeltdach. Den streifte ein fester Ast so unglücklich, daß das Dach eingedrückt, und unsere Feldschmiede vollständig krumm gequetscht wurde. So gab es vielen arbeitsreichen Aufenthalt auf diesem Treck. Wir waren müde und froh, als uns am anderen Abend die Feuer des Lagers in Osondjache entgegen leuchteten.

Osondjache und Waterberg.

In das Gebirge schneidet hier an der Nord-Ost-Ecke des Zuges ein erst breites, nachher immer schmaler werdendes Tal ein. Felsig ist es an manchen Stellen, aber überall sieht man Buschwerk und oft sogar höhere Bäume, vor allem an dem kleinen steinigen Rivier. Nach Osten zu ist dieser Einschnitt von einem eigenartigen Berge so geschlossen, daß nur nach Norden und Süden hin weitere Pforten offen bleiben.

Der langgestreckte Berg sieht fast wie ein Festungswall aus. Zwei kleine Bergkuppen an jedem Ende gleichen Verteidigungstürmen, und so war er natürlich, uns zum Schutze des Lagers gegeben, das sich an seinem inneren Fuße mit niedrigen Zelten, Pferdekraalen und Feuerstellen erstreckte.

Auf dem Rücken stehen die Geschütze. Drohend sind ihre ehernen Schlünde auf den roten Tafelberg, dort über der Steppe, gerichtet und von den beiden Seitenhügeln halten zwei Unteroffizierposten Tag und Nacht scharfe Wacht und Ausguck in das Gelände vor unserer Front. — Eine riesige Spannung herrscht unter uns.

Sind die Abteilungen auf den anderen Seiten auch schon so nah am Feinde wie wir? Können sie auch schon jeden Morgen und Abend das Aus- und Eintreiben der großen Rinderherden an den dichten Staubwolken erkennen?

Ganz sind wir noch nicht über die Stellung des Gegners im Klaren. Es heißt darum, noch einige kühne Patrouillen zu reiten, und jeder von uns brennt darauf, dabei mit tun zu dürfen.

Leutnant Kaufmann ritt ab. Unbemerkt kam er mit einigen Reitern bis an die steile Nord-West-Wand des Hochplateau's. Er ließ die Pferde zurück und klomm dann nachts durch den Paß bis zu dem jenseitigen Rand des Gebirges.

Dicht über dem großen Lager des feindlichen Volkes machte er für kurze Zeit Halt.

Unheimlich still war es da oben; aber unter ihm glühten Feuer an Feuer in dem ganzen Omuveroumue-Tal bis an den Rand der gegenseitigen Höhen des Okawaka-Gebirges, und links östlich wohl mehrere Meilen noch weiter am Waterberg entlang.

Kläffen und Heulen von Hunden, Brüllen von Rindvieh klang aus der dunklen Tiefe an sein Ohr, und einmal glaubte ein Reiter deutlich menschliche Stimmen dicht unter ihnen zu hören.

Leutnant Kaufmann verfertigte eine Skizze und trat dann den Rückmarsch an, um das Gesehene sicher melden zu können.

Ohne Kampf sollte es aber nicht abgehen. — Plötzlich war ihnen der Weg durch einen feindlichen Posten verlegt. Die Pferdehalter durften aber unten nicht länger allein gelassen werden, damit sie im Morgengrauen nicht entdeckt wurden. Geschossen durfte nicht werden, um das große feindliche Lager nicht zu alamieren und vielleicht den ganzen Erfolg scheitern zu lassen. Deshalb wurden die Seitengewehre aufgepflanzt und frisch ging es drauf! — Ein kurzes Handgemenge entspann sich, lautlos, ohne Worte; nur ab und zu rang sich ein Stöhnen und Röcheln, ein Schrei durch die Nacht. — Glücklicherweise erreichte die Patrouille ungehindert die Pferde und kam in scharfem Ritt wieder im Lager an.

Von der höchsten Spitze des Bergzuges, auf dem wir damals in der Nacht gestanden hatten, ist jetzt heliographische Verbindung mit dem Hauptquartier erreicht. Wir haben Nachricht! Von allen Seiten rücken außer uns noch fünf Abteilungen immer dichter vor. Sie haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Proviant, und vor allem Wasser sind überall knapp. Krankheit schwächt viele Soldaten.

Aber wir haben den Feind jetzt mitten zwischen uns. Wie mit Fühlhörnern wird seine große Stellung am Südhange des Waterberges durch flinke Patrouillen sondiert. Nachts haben sie sich von allen Seiten schon zwischen die feindlichen Werften gewagt. Kämpfen ist nur im Notfalle gestattet. Möglichst still sollen wir heranziehen, damit unser dünner Ring nicht vorzeitig von den Beunruhigten angegriffen wird.

Links von uns in den Otjenga-Bergen sitzt als nächste die

Abteilung Volkmann. Rechts bei Okateitei liegt ein Teil des zweiten Regiments, der gestern schon angegriffen wurde und ein Gefecht hatte. — Der letzte Rest des zweiten Regiments wird noch erwartet. Bis er eintrifft, heißt es für uns, noch kurze Zeit Geduld haben und ruhig das immer schwerer werdende Leben tragen.

Die tiefen Felsen-Wasserlöcher hatten wir uns gleich nach der Ankunft, so gut es ging, von Schmutz und kleinen Tierleichen gereinigt; dennoch riecht ihr Inhalt widerlich und, was noch fast unangenehmer ist, er reicht nur noch gerade hin, um den Durst der Menschen und Tiere zu löschen. Waschen von Körper und Zeug ist verboten. Jeder Tropfen ist wertvoll, und eifersüchtig wird über das kostbare Naß gewacht.

Wie wir schon aussehen! — Dunkelbraun brannte die heiße Sonne Gesicht und Hände, und jetzt färbt uns der staubige Schmutz fast wie die Eingeborenen.

Die Haare haben wir uns schon lange nicht mehr schneiden können. Vollbärte umrahmen die jungen Gesichter, die jetzt so anders blicken. —

Unsere Uniform ist arg zerschlissen; durch den dicken Filz des Hutes schimmert's von Dornenrissen gegen die Sonne. Sein blauer Besatz ist lange dahin; ebenso sind die hohen Stiefel an den Schäften ganz rauh. Ein Glück ist's, daß unser Hauptmann genügend für Sohlenzeug sorgte. Andere Soldaten sahen wir schon mit ungegerbter Rinderhaut unter den Füßen. Wenig schön war eine Entdeckung, die ich vorgestern machte. Auf meinem Körper spürte ich schon seit einiger Zeit ein unangenehmes Jucken. Erst glaubte ich, daß der eingedrungene Staub und die schmutzige Wäsche irgend eine Hautkrankheit hervorgerufen habe; aber nun zog ich mich in ein verstecktes Winkelchen des Riviers zurück, legte die Browning für den Fall einer unliebsame Störung neben mich, und entkleidete mich einmal richtig. Da fand ich denn, daß die gestrickte Leibbinde, die wir alle zum Schutz des Unterleibes in den kalten Nächten tragen, voller Läuse, richtiger fetter „Kaffern-Uribs" saß. Erst war es mir doch greulich eklig! — Aber dann dachte ich, besser aus- als inwendig, durchpürschte anderthalb Stunden lang eifrig mein ausgezeichnet besetztes Rivier und brachte über 80 Stück zur Strecke. Danach hatte ich in dieser Beziehung einigermaßen Ruhe, während wohl die ganze Kompagnie noch längere

Zeit den Vorzug hatte, kleine Privattreibjagden abhalten zu dürfen. — Seidenes Unterzeug ist übrigens ein ganz probates Mittel gegen die lieben Tierchen. Augenblicklich ist es nur nicht möglich, etwas zu beschaffen. Wir sind froh, daß wir noch etwas einigermaßen Heiles und Schützendes auf dem Körper haben. — Mein letztes buntes Taschentuch habe ich schon vor längerer Zeit auf einer Patrouille mit Sergeant Kohlmeyer geteilt. Bei der vielseitigen Verwendung, die solch ein armer, dünner Zeuglappen findet, als Filter, Kochtuch, Handtuch und was nicht noch mehr, ist die übriggebliebene Hälfte aber schon zu ein paar kleinen Fetzen zusammengeschrumpft. Da hab ich mir mein etwas defektes, rechtes Ärmelfutter ausgetrennt und daraus sehr vornehm Taschentuch und Wischtuch gesondert angeschafft.

Im Lager herrscht, trotz all dieses Mangels, viel Lustigkeit. Uns fehlt schon lange das notwendige Eßhandwerkzeug; der einzige Toilettengegenstand, den die meisten besitzen, ist die Kartätsche; vier einigermaßen richtig gehende Uhren sind nur noch da usw.

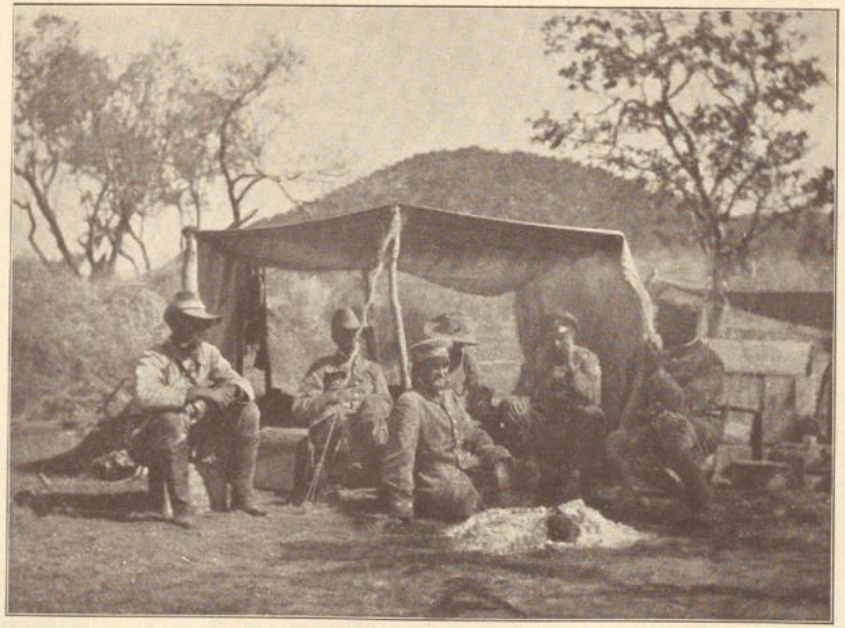
Nach des Tages Arbeit und Hitze rücken wir abends vor dem Einschlafen noch ein Weilchen in den Zelten zusammen und machen unserer inneren Spannung durch Erzählen ein wenig Luft. — Lange dauert dies Plauderstündchen jedoch selten. An solch sogenannten Ruhe- oder Lagertagen verstehen wir die Nacht besser auszunutzen.

Nun schreibe ich Euch hier wieder alles mögliche nebensächliche Zeug, und dabei sitzen wir dicht am Feinde und kommen fast täglich durch Patrouillen mit ihm in Berührung. Entschuldigt bitte, aber ein wenig interssiert Euch vielleicht auch dieses.

Gleich nach Leutnant Kaufmann sollte wieder ein Erkundigungsritt aber von einem Zuge der ersten Kompagnie des zweiten Regiments unter Leutnant von Bodenhausen geritten werden, um die Verbindung mit der Abteilung Volkmann herzustellen.

Da kam von dem Lager drüben ein Unteroffizier, der sich mir als Einjähriger vorstellte. Über den Besuch freute ich mich sehr. Es sollte drüben aber noch ein Einjährig-Gefreiter sein. Wir gingen zusammen herüber, damit ich auch den kennen lernte.

Bosse ist, wie mir scheint, ein sehr netter Mensch. Leider



Offiziere der Kompagnie in ihrem Zelt kurz vor dem Kampf am Waterberg.

1. Der Bur Guildenhuis. 2. Leutnant Ehrhardt †. 3. Leutnant Kauffmann. 4. Leutnant Link. 5. Assistenzarzt Meyer †. 6. Hauptmann Freiherr von Welck.

sprach ich nur ein paar kurze Worte mit ihm. Er sattelte gerade sein Pferd und rief mir beim Abreiten mit dem Freiherrn von Bodenhausen ein frohes: „Auf Wiedersehen Übermorgen“ zu. — Ich ging zum Pferdeputzen. Bei der Arbeit nahm ich mir vor, mich auch dem Leutnant bei seiner Wiederkehr vorzustellen; denn ich hatte ja mehrere Pensionsjahre eine liebe Pflegemutter seines Namens gehabt.

Am anderen Tage nahmen unsere Späherposten eine große Staubwolke wahr, die sich sehr viel weiter, wie sonst die der Viehherden aus dem Omuveroumue-Paß in die Steppe nach Norden und gegen uns hinbewegte. — Das sah verräterisch aus! Hauptmann von Fiedler schickte sofort unsere Kompagnie aus, um die Sache näher zu untersuchen. — Wir ritten lange Zeit quer Busch jener Staubwolke zu. Eine Zeit lang war sie verschwunden, und dann stieg statt ihrer der braune Rauch eines Steppenbrandes an derselben Stelle auf, die wir weiter als Richtung behielten. Immer weiter ritten wir vorwärts, bis plötzlich im dichten Busch unsere Spitze verloren ging.

Nun wurde Halt gemacht! Der letzte Verbindungsreiter hatte in dem Dickicht nicht Vordermann und Gros im Auge behalten können und hatte das zu spät gemeldet.

Rufen half nichts! So griffen wir denn zu unserem alten Mittel und gaben aus einem Gewehr drei Schuß Schnellfeuer ab. —

Kaum eine viertel Minute später, hatten wir aus nächster Nähe Antwort. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als wir statt unserer Spitze, zwei einsame Kameraden der Patrouille Bodenhausen fanden, von denen einer mit zerschossenem Fuß vor uns im Grase lag!

Was los war? Wir hörten es nicht mehr; denn achtzehn von uns, saßen sofort zum Gefecht zu Fuß ab und gingen unter Leutnant Link vor. — Vom Feinde war nichts zu sehen. Aber wieder durch einen unglücklichen Umstand verloren wir unsere Kompagnie und die Pferde. — Erst spät gegen Mitternacht kamen wir, vom Kreuze des Südens geleitet, aber wie immer von Dornen zerrissen im Lager von Osondjache an.

Müde sanken wir auf unser hartes Lager.

Jedoch um zwei Uhr wurden schon wieder die Pferde gesattelt. Herr Hauptmann von Fiedler rückte mit einem Geschütz und zwei Zügen aus. Die beiden gestern Gefundenen hatten

nämlich gemeldet, daß Bodenhausen auf dem Ritt plötzlich von einer großen Übermacht angegriffen worden sei. Nur durch ganz besonderes Glück wären sie beide entkommen und müßten für die übrige Patrouille das Schlimmste befürchten. — Stumm ritten wir durch die kalte Nacht. Ich war bei der linken Seitenpatrouille. Mein Walter, den ich jetzt wieder reiten muß, strauchelte aber schon bei langsamen Schritt, und trotz festen Aufhaltens bin ich im Trab drei Mal mit ihm gestürzt. —

Es geht nicht mehr so weiter im Busch, ich werde zur Nachspitze abgelöst.

Stunde auf Stunde verrann, bis wir am Vormittag eine Pad kreuzten, die die Spuren der vermißten Patrouille trug; bald darauf hielten wir an der Stelle, die uns wohl die grausamste Tat der teuflischen Bestien, unserer schwarzen Feinde zeigte.

Sechs nackte, weiße Leichen lagen vor uns, kaum kenntlich. Es war der Freiherr von Bodenhausen mit einigen seiner Leute.

Weiter suchten wir nach den anderen Menschen.

Alles um uns her war, wie zur Trauer, schwarz durch den Brand gefärbt, einige Baumstümpfe glimmten noch. — Fünfzig weiter, dem Waterberg zu, liegt ein angefressenes Pferd, — dort wieder ein Mensch.

Und wie ich, in Gedanken versunken, etwas abseits der anderen allein suche, da fällt mir am Boden eine breite, blutige Spur auf. — Ich folge! — Nach fünfzehn Schritten weist sie in ein dichteres Dornengebüsch, und auf der anderen Seite liegt wieder ein nackter Leichnam mit zwei leichten Schüssen, aber fast noch unkenntlicher und schrecklicher zugerichtetem Körper als die anderen. — — Einen Moment blieb ich auf dem Pferde regungslos halten! —

War nicht in den so von Kirrihieben entstellten Zügen irgend etwas Bekanntes, was mich mächtig ergriff? —

„Übermorgen auf Wiedersehen!“ klang mir da plötzlich der Abschiedsruf jenes netten, lustigen Reiters von vorgestern in der Erinnerung nach! Wirklich es war Bosse, und dieser traurige Moment ließ sein letzes Wort, so ganz anders in Erfüllung gehen, wie wir es noch gestern gehofft. —

Zwei flache Gräber waren fertig! Wir erwarten einen Überfall, denn es wurde eine feindliche Reiterpatrouille und

Krieger zu Fuß gesehen. — Schnell kommt noch ein wenig Erde auf die Toten, ein Kranz von Dornenbüschen über die Stätte, damit Schakal und Hyäne wenigstens jetzt den Leib ruhen lassen, und dann wird ein Gebet gesprochen.

Leise tut's jeder für sich, in der heißen Sonne, der Schlapphut ist gegen die Brust gedrückt.

Wieder werden Herero gesehen! Herr Hauptmann von Fiedler hat seine Instruktionen, und wir brechen auf, trotzdem zwei der Kameraden noch nicht gefunden sind. Aber wir suchten genau! Sie können hier nicht mehr liegen. Entweder sind sie entkommen, und wir sehen sie vielleicht glücklich wieder, oder sie sind lebendig als Gefangene im Lager der Feinde am Waterberg, dann wehe ihnen! — —

Aber das soll uns nicht niederdrücken. Wir sind ja wohl alle bei den Patrouillen und Zügen auf's Schlimmste gefaßt. —

Liebe Mutter, Du schenktest mir damals, vor dem Auszug eine kleine Kapsel an der Uhr zu tragen, damit ich mich einmal vor diesem Schlimmsten hinüberretten könnte, auch wenn mir die Waffen schon genommen wären. Aber ich muß sagen, daß ich es jetzt verschmähe. Es ist ja alles fürs Vaterland getan, und da können wir manchmal noch in der höchsten Not etwas nützen. Außerdem bleibt wohl Jedem bis zum letzten Moment die Hoffnung auf Rettung leben, auch wenn die Situation noch so aussichtslos ist.

Auf dem schnellen Marsch blieb ich mit zwei Reitern weit hinter den anderen zurück. Unsere Tiere waren zu schlapp! — Trotzdem gelang es uns wieder glücklich im Feldlager einzutreffen. —

Nun endlich! — Eben kam der Angriffsbefehl vom Hauptquartier. Wir schreiben den 10. August. In der Frühe ließ Herr Hauptmann Freiherr von Welck uns, seine Kompagnie, dort oben auf dem Wallberge antreten. Er machte uns die ganze Lage, die Stellung des Feindes und die unsere klar und verlas dann den Befehl unseres Führers Sr. Exellenz des Generalleutnant von Trotha. —

Heute Abend sollen wir abrücken und morgen früh, wenn sich der Sonnenball hebt, dicht am Feinde sein, um ihn dann mit voller Kraft anzugreifen. Schwer wird es uns werden. Wenn unsere kleine Streitmacht von 1400 Mann gegen einen Volksstamm von etwa 60—80 000 Menschen bei diesem riesengroßen

Gefechtsfelde, bei dem Fehlen von so vielem Notwendigen, den Gegner nachhaltig und niederwerfend schädigen soll, dann müssen wir hart nicht nur gegen uns, sondern auch gegen den feindlichen Krieger sein. Wir müssen an Englands koloniale Kriege denken, die uns lehren, daß es nicht anders geht. —

Den ganzen Tag herrschte im Lager regstes Leben. Die Gewehre wurden noch einmal gereinigt, das Sattelzeug nachgesehen, unsere Packtaschen mit Hafer und Proviant gepackt, gegen Abend dann die Pferde von der Weide geholt. —

Mut und Freude darüber, daß wir nun endlich nach so vielen Mühsalen und Entbehrungen an den Feind kommen sollten, und Grimm beim Andenken an das fürchterliche Aussehen der armen zerstückelten Kameraden blickten aus aller Augen. —

Es wird dunkel und alles ist fertig! Die Leute jeder Korporalschaft liegen mit angezogenen Mänteln und umgeschnalltem Patronengurt an den Feuern. Die Sättel sind Kopfkissen, die Büchse liegt jedem im Arme, und dahinter stehen die Pferde. — Ungeduldig erwarten wir das Kommando „Satteln!“ —

Es sprach fast niemand, und die einundeinehalbe Stunde, die wir so lagen, deuchte uns eine Ewigkeit. — Da endlich klingt das leise und doch so durchdringende Wort. — Die Feuer werden höher geschürt, und nach kurzer Zeit steht die Kompagnie marschbereit da. — Ebenso leise wird das „Aufgesessen“ gegeben, und dann ritten wir an ohne ausgesprochene Spitze. Die Wagen folgen mit Munition, etwas Fourage und Zeug für Verwundete unter dem Assistenzarzt Meyer. Sie sind fast leer! Gras bedeckt aber den Boden als Lager für die Verwundeten.

Ein eigenartiges Gefühl gibt dieser nächtliche Anmarsch. So freudig sind wir und doch manchmal so still und ein wenig erregt.

Die Richtung ist sehr schwer zu halten im dichten Busch, trotzdem gestern Nacht Leutnant Ehrhardt noch einmal eine Patrouille bis in das feindliche Lager im Omuveroumue-Paß ritt. —

An der Queue der Kompagnie wird jetzt lauter gesprochen. Wir drehen uns um, und da leuchtet uns von einer Spitze des Gebirges, das wir erst vor wenigen Stunden verließen, ein großes flackerndes Feuer nach. Feindliche Späher verkünden unseren Anmarsch nach Waterberg.

Es ist gegen zwei Uhr, und wir halten! Tiefe Stille lagert über der ganzen Steppe, nicht einmal der Schakal läßt sich hören. Die Pferde bleiben gesattelt. Wir lassen sie mit lockerem Gurt etwas grasen, während die Hälfte von uns zu schlafen versucht! — Es geht nicht! — Wir drücken uns eng aneinander, aber es ist zu greulich kalt! Das Wasser friert schon an den Mundstücken unserer Wassersäcke. —

Wir sitzen bald wieder auf und reiten weiter, so schnell es unsere schweren Wagen erlauben, die wir nicht unter zu schwacher Bedeckung zurücklassen können. — Der Waterberg ist schon in dunklen Umrissen zu sehen! —

Es wird heller und heller. Die Sonne steigt glühendrot am Horizont empor und läßt unsere Herzen beim Anblick des vom jungen Tage mit malerischen Farben übergossenen Tafelberges höher und höher schlagen. Hoch ragen die Felsenwände gen Himmel, gleichsam als ob sie uns winkten: „Kommt! Eure Bahn kann nur zum Siege führen! Nach schwerem Kampf werdet Ihr über dies Volk hier unten Herr sein!“ — Victoria! Das ist unsere Losung! Für den Sieg wollen wir alle kämpfen und stürmen Mann für Mann!

Es ist ein viertel sieben Uhr! Da, wir lauschen gespannt, zittert ein dumpfes Dröhnen von Süden heran. Der erste Kanonenschuß! Die Artillerie sendet dem Feinde verderbenbringend, stählernen Morgengruß entgegen! Für die gesamten Truppen das Zeichen zum Angriff. —

Die Artillerie unserer Abteilung greift ebenfalls ein, und ununterbrochen hallt jetzt der Donner der Geschütze! Eine erhebende Musik ist's, die jeden mit fortreißt.

Wir haben Schützenlinien formiert und eilen vorwärts, so schnell uns die Füße durch die Dornen bringen. Ich bin am rechten Flügel! — Nun mit Gott! — Nehmt's nicht zu schwer, wenn ich heute unter denen bin, die ihr Leben fürs Vaterland geben dürfen! —

Es gibt ja ein Widersehen! — Mir ist aber so festlich und froh zu Mut. Es kann nicht anders sein, dieser Tag bringt uns Sieg; wir müssen, wir werden gewinnen! —

Kapitel VII.

Der Entscheidungskampf am Waterberg.

Stumpf und träge ist jeder Neger, wenn er am glimmenden Feuer die nächtliche Ruhe hält. Holz auflegen oder die Stücke zum Schwelen zusammen schieben, tut er von Kindesbeinen an im Schlaf. Aber ein Schwarzer rückt selten ab, wenn es zu hell brennt; lieber verbrennt er sich seine Glieder. —

Heut Nacht war es im Lager der Herero anders gewesen! Spione hatten in all den vergangenen Tagen aller Gemüter durch ernste Nachrichten in Aufregung gebracht; sie wurde verstärkt durch ein unheimliches, blitzendes Licht, das seit gestern Abend über die tausendköpfige Menge hinwegflammte, dem es wie mit Wetterleuchten von allen Seiten zu antworten schien. Das war die Signalabteilung des Leutnants Auer von Herrenkirchen, die mit kühnem Wagemut die Signallampe dicht über dem Feinde auf den schroffen Felsen des Waterbergs aufgebaut hatte und nun wichtige Meldungen von einer Abteilung zur anderen übermittelte.

Und als nun gegen Morgen die ersten Vorposten das Nahen der weißen Krieger meldeten, da hatten die Herero ihre faule Eigenart verleugnet. Sie waren aufgestanden als ein einiges, haßerfülltes Volk, durch diesen Haß, ihre große Zahl und die Gewandtheit im Buschkampf, die sie in jahrzehntelangen Kämpfen gegen die Hottentotten erwarben, ein Gegner von gewaltiger Größe und Kraft.

Samuel Mahaherero hatte den Oberbefehl. Die einzelnen Stämme standen unter bewährten Unterhäuptlingen, die jetzt dem Dütschmann warmen Empfang bereiteten. —

Ich schrieb Euch schon einmal vom „alten Römer?“ Das

ist der Major von Estorff, der heute als erster mit seinen Truppen ins Gefecht kam.

Am Rande des Waterberges waren sie von Osten, wie wir von Westen des Nachts heranmarschiert. Aber noch vor Hellwerden hatten sie halten müssen. Die ersten Kugeln flogen punkt sechs Uhr singend über ihre Köpfe hinweg und sofort, als die Avantgarde Schützenlinie formiert hatte, setzte der Feind volles Feuer gegen den Angriff und versuchte dabei, mit kühnen Springen und Schleichen den linken Flügel zu umgehen und gegen linke Flanke und Rücken mit aller Kraft vorzugehen.

Es entspann sich ein schwerer Kampf mit wechselndem Glück. Die Herero setzten gegen Front und linke Flanke mehrfach heftige Angriffe an — mit Ausdauer und dem ganzen Haß ihres Volkes. Sie wollten hier Sieger bleiben.

Als die deutschen Truppen gegen ein Uhr Mittags durch einen Vorstoß dicht am Waterberge entlang und in der Front den Bach, die Hauptstellung, gerade genommen hatten, griffen die Herero mit voller Kraft noch einmal vom linken Flügel und dem Rücken an.

Der Schlag kam überraschend. Der alte Römer warf sich dem ersten Vorstoß persönlich mit wenigen Reitern entgegen. Dadurh bekamen Maschinengewehre und Bastards, die gerade den Bach überschritten, Zeit, in der linken Flanke in Stellung zu gehen.

Noch einmal loderte der Kampf hell auf; Infanterie und Artillerie griffen ein, und nach kurzem, hartem Ringen war dieser letzte Widerstand überwunden.

In regelloser Flucht zog der Feind nach Waterberg ab, von den Deutschen noch meilenweit verfolgt.

Major von Estorff blieb auf Funkenbefehl des Generals in Otjosongombe, weil Exzellenz von Trotha hoffte, den von allen Seiten auf Waterberg zurückgehenden Feind dort zum letzten Kampf stellen zu können.

Seine Abteilung von etwa sechsundzwanzig Offizieren, zweihundertsiebenundzwanzig Gewehren, vier Geschützen und vier Maschinengewehren hatte nach siebenstündigem Gefecht einen Verlust von zwei Offizieren und elf Reitern erlitten. —

Ferner Kanonendonner hatte gezeigt, daß auch schon andere Abteilungen im Kampf waren. —

Ombuatjipiro war das letzte Biwack der Hauptabteilung.

Heute Nacht um zwei Uhr dreizig Minuten rückten die Truppen von dort auf Hamakari ab.

Das Hauptquartier mit Exzellenz von Trotha und unser Bataillon, von Mühlenfels, von dem wir gleich zu Anfang des Feldzuges getrennt und in das Innere des Landes vorausgeschickt wurden, gehören dazu.

Einige der alten Kameraden fehlen schon. Typhus riß die Lücken. Die anderen marschieren hier in spannendster Erwartung der Dinge, die der Morgen bringen soll. Sie sehen etwas verändert aus. Gesicht und Stimme sind aber doch bekannt und erinnern an manches Lustige von der Herfahrt.

Vorn in der Avantgarde ist die elfte Kompagnie. Hauptmann Ganßer, ihr Führer, war ein strenger Herr; Leute von unserer Achten, die einige Märsche unter ihm mitmachten, klagen jetzt noch über die schweren Tage. Gestern erst bestrafte er wieder den Reiter Weirich. Aber jeder weiß, daß sein Hauptmann ein ganzer Mann ist. Ruhig und sicher fühlen sich die Reiter unter seiner Führung.

Oberleutnant Streccius hatte mit einem Zuge die Spitze. Leutnant Leplow ritt hinten mit dem Hauptmann und revidierte von Zeit zu Zeit die berittenen Patrouillen, die rechts und links zur Sicherung der Flanken im Busch ritten.

Leutnant Graf Arnim wurde während des Vormarsches mit einer Patrouille weggesandt um Verbindung mit der Abteilung von der Heyde herzustellen. Während diese, die Hauptabteilung von S. W. Hamakari angreifen sollte, sollte jene zu gleicher Zeit von S. O. auf die starken Hererowerften um diese Wasserstelle vorgehen.

Bei der Avantgarde befand sich außer der elften Kompagnie die zweite Sektion der Maschinengewehrabteilung II unter Leutnant Lorch.

Weiter zurück im Gros marschierten unsere zehnte Kompagnie, die fünfte und sechste Batterie unter den Hauptleuten Stahl und Rembe, Führer Major von Reitzenstein, dann kamen die erste und dritte Sektion Maschinengewehrabteilung II unter Hauptmann Dürr, die neunte Kompagnie unter Hauptmann von Klitzing, das Hauptquartier und die Funkenabteilung.

Mit tausend Meter Abstand folgte die II. Staffel unter Zahlmeisteraspirant Geh, der ganze Wagentroß, zwei Artillerie-Munitionswagen, ein Infanterie-Munitionswagen, Sanitäts-Karre,

Kapstädter Reisewagen, Feldlazarett 8, ohne einen Wagen, und ein Proviantwagen gehörten dazu.

Weit vor der weißen Spitze ritt Leutnant Müller von Berneck mit seiner Witboi-Abteilung. Die braungelben Menschen eignen sich vorzüglich zur Aufklärung, nichts entgeht ihren scharfen Sinnen. Unter dem breitrandigen Hut mit dem weißen Leinentuch, dem Zeichen der Witbois, suchten die Augen beim Vorreiten jetzt die dunkle Nacht und den dichten Dornbusch zu durchdringen. Frische Spuren vom Feinde kreuzten öfter die Pad.

Mehrere Stunden vergehen ohne Zwischenfall. Einmal ist von einem Baume ein großes Feuer weitab in nördlicher Richtung zu sehen. Die Abteilung hält. Was mag das jetzt in tiefer Nacht bedeuten? In der Richtung muß eine große feindliche Werft liegen! Wissen die Herero schon von unserem Anmarsch, bereiten sie dort schon bei wildem Kriegssang den morgigen Kampf vor.

Leutnant Müller von Berneck schickt eine Meldung zurück und reitet weiter bis sechs Uhr früh. Vorsichtig nähert sich die Abteilung nach allen Seiten vorfühlend der Wasserstelle Ombujomatemba aber kein Mensch, nur vereinzelte Spuren wasserholender Herero sind nach Westen hin führend zu sehen.

Die ganze Hauptabteilung entwickelt sich rechts der Pad. Das Vorwärtskommen ist in dem dichten Dornbusch sehr schwer. Die Dornen zerreißen Gesicht, Hände und Uniform; die müden Reiter stolpern über Strauchwerk und Löcher im Boden.

Die Artillerie kommt gar nicht vorwärts und wird bald wieder auf die Pad geholt.

Oberstleutnant Müller, der Führer, stürzt im dichten Busch mit dem Pferde und wird schwer verletzt zu den Wagen gebracht, wo sich schon Leutnant von Salzmann, der gestern bei einem schneidigen Erkundungsritt schwer verwundet wurde, befindet.

Unser Major von Mühlenfels übernimmt auf Leutnant von Weechs Meldung von dem Unfall sofort das Kommando über die Hauptabteilung.

Nach den Erfahrungen der letzten Tage müssen die Hauptwerften des Feindes im Norden, Osten und Südosten um Hamakari liegen.

Jetzt wird sehr vorsichtig vorgerückt. Die Spuren mehren

sich, und um sieben Uhr ist eine eben vom Feinde geräumte Werft erreicht. Die Feuer glimmen noch, überall liegt Hausrat umher, und der Geruch der Schwarzen strömt dem Reiter aus jedem Pontok entgegen.

Die Spuren führen alle östlich auf Hamakari zu, eine ganz frische Wasserspur geht in der Richtung auf Waterberg in der alten Marschrichtung weiter.

Jetzt wird es ernst! Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Von Hamakari, wie es sich anhört, und Omuveroumue tönt anhaltend der Donner der Geschütze herüber. Major von der Heyde scheint die Hauptabteilung der Herero bei Hamakari schon angegriffen zu haben, und auf die Meldung von Leutnant Müller von Berneck schwenkt die eigene Hauptabteilung jetzt nach rechts auf Hamakari ein.

Auf einer alten Wagenspur im Hamakaririvier, wahrscheinlich dem Wege nach Hamakari, ritten die Witbois weiter. Links von dem Rivier ging die elfte, und rechts die zehnte Kompagnie sichernd vor, auf dem Wege etwas rückwärts, die beiden Maschinengewehre. Noch weiter rückwärts waren die anderen Truppenteile gegliedert.

Vorne bei den Witbois, die vorsichtig sichernd weiter reiten, werden immer mehr ganz frische Spuren gesehen. An der Südseite des Riviers stehen, anscheinend ohne Wache, große Rinder- und Kleinviehherden. Ihr Brüllen ist deutlich von Nah und Fern zu vernehmen. Die Tiere dicht an der Pad stehen still und sehen erstaunt auf die Reiter. Einige Schwarze verschwinden lautlos nach Südosten auf Hamakari zu.

Die Spannung bei der ganzen Truppe wächst. Knallt es noch nicht? Sind wir noch nicht bald heran? — Dort rechts, ist das nicht eine schwarze Gestalt? Ja, richtig! Aber wieder duckt sie sich schlangengleich tief in den Busch.

Das Rivier ist frei und gangbar.

Maschinengewehre und Geschütze kommen gut darauf vorwärts, aber die Kompagnie rechts und links in oft dichtem Busch halten auf.

Jetzt muß Hamakari erreicht sein. Vorsichtig halten die Witbois am Rande einer freien Fläche. Viehgebrüll, ab und zu auch menschliche Stimmen sind nach verschiedenen Richtungen zu hören.

Dort vorn steht auch wieder etwas Kleinvieh.

Leutnant Müller von Berneck reitet eben mit einigen Witbois heraus auf die Fläche, da pfeift es plötzlich schneidend durch die Luft, drüben vom dichten Buschrand hallt scharf eine Salve, ein Witboi stürzt dicht neben dem Leutnant, die Pferde werden herumgerissen und im Karriere zurück in den schützenden Busch gejagt. Haben die Herero mit Willen auf farbige Brüder so schlecht gezielt? Nur ein Pferd ist getroffen!

Hurrah, wir sind dran! Der Leutnant läßt absitzen und besetzt den diesseitigen Rand. Drüben vom Feinde ist nichts zu sehen. Nur einzelne Schüsse verraten seine Anwesenheit, und die Abteilung versucht, sich möglichst weit links in den Busch zu ziehen, um gleich bei dem Eingreifen der anderen Truppen dem Feinde in die Flanke zu fallen.

Oberleutnant Streccius hat die Spitze im Laufschritt vorgeführt und sie ebenfalls am Rande der Fläche links der Pad in Stellung gebracht. Vom Feinde ist noch immer nichts zu sehen. Aber das Feuer von drüben wird stärker, die dünne Schützenlinie hat schweren Stand. Kopf und Körper des einzelnen sind dicht an die Erde gedrückt. Angestrengt späht jeder nach vorn, und so wie sich drüben etwas Schwarzes zwischen den Büschen bewegt, gehen ein oder zwei Gewehre in Anschlag. — Saßen die Kugeln? Mann kann es nicht sagen.

Hauptmann Ganßer kommt vor und übernimmt das Kommando. Mit sicherem Blick hat er die Lage erfaßt.

Vorwärts! Der Feind ist noch nicht stark uns gegenüber. Ein flottes Daraufgehen jetzt früh am Morgen nach den ersten Schüssen muß ihn verblüffen, und jeder Meter dem Wasser näher ist Erfolg. —

In kurzen energischen Sprüngen geht die Kompagnie vor. Das erste Schnellfeuer vom Feinde ist unangenehm.

Die Kugeln sausen eklich dicht am Körper vorbei. Hier und dort treffen sie. Nach dreißig Metern liegt alles dicht an die Erde gedrückt. Schnell weiter, 's ist ungemütlich als Zielscheibe hier auf der freien Fläche.

Die weiße Schützenlinie wird von ihrem Führer schnell und energisch vorgerissen. Schnellfeuer! schreit der Hauptmann. Mit Hurrah und blitzendem Bajonett stürmt die ganze Linie dann gegen den Buschrand. Das feindliche Feuer wird stärker. Oberleutnant Streccius fällt schwerverwundet am linken Flügel. Eine Kugel durchschlug mitten im Lauf die rechte

Schulter. Aber der kühne Anlauf gelingt, die Schwarzen weichen. —

In den nächsten Löchern und Kraalen sitzen sie wieder fest.

In erbittertem Nachkampf muß Meter für Meter genommen werden.

Dort steckt ein Gewehrlauf vor! Das Bajonett langt noch nicht; faßt im Lauf noch wird geschossen, und der Reiter hört hinter der Dornenhecke einen dumpfen klatschenden Fall.

„Der liegt gut getroffen im Wasserloch!“ Viel Flüssigkeit scheint nicht darin zu sein.

Erregte Einzelkampfszenen spielen sich in diesen Minuten ab. Mutig dringen die deutschen Reiter vor, und der erste Abschnitt der Wasserlöcher ist unser.

Das kostete Blut und Kraft. Ermattet nimmt die Schützenlinie Stellung, um mit dem Gewehr den eben errungenen Vorteil zu verteidigen.

Die Herero schießen heftig aus weiter vorliegenden Deckungen. Sie erhalten Verstärkung.

Gleich nach den ersten Schüssen hatte Leutnant Lorch die beiden Maschinengewehre der Avantgarde vorgeführt. Fünfzig Meter hinter dem rechten Flügel der Schützenlinie wurden die Gewehre jetzt freigemacht und im Laufschritt mit Munitionsschlitten vorgetragen.

„Unteroffizier Januschewski! — Halblinks an dem dichten Busch scheint der Flügel der Linie zu sein! Schnell dort in Stellung! — Gewehr 4 geht geradeaus bis in gleiche Höhe!“

Fast zugleich beginnen beide Gewehre zu streuen. Ratternd hallt ihr Feuer wie himmelische Musik in unseren Ohren. Wie still das plötzlich drüben wird! Seht ihr, wie die Erde spritzt, wie die Zweige knicken?

Hört ihr? Die scheinen gesessen zu haben.

Dort hinter dem Busch macht er 'nen Luftsprung, und dort rechts schimpft und jammert etwas!

Das schafft Luft und Schußfeld!

Oberleutnant Streccius, der trotz heftiger Schmerzen bis jetzt seinen Zug leitete, muß nun wegen der schweren Verletzung zurückkriechen. Es geht schlecht; da die Kräfte und der rechte Arm versagen, richtet er sich im Busch auf. Dabei sieht er, wie ein großer Teil der Witbois anfängt zu weichen.

Die Truppe kommt schnell heran. Wie mit elektrischem

Schlage hatten die ersten Schüsse aller Gemüter berührt. Jetzt war es gewiß, in den nächsten Minuten waren sie vorn im Gefecht. Die Augen blitzten. Hei, wie das prickelt, endlich können wir unsere ganze Jugendkraft mit dem schwarzen Feinde messen. Auf Tod und Leben wollen wir alles daran setzen, den Schuften zu zeigen, was es heißt „Deutsche" zu martern und zu morden. Hörst du ihr Kriegsgeschrei? Sie scheinen die Spitze und die Witbois anzugreifen.

Auf Hauptmann Ganßers Befehl hat Leutnant Leplow die ganzen Berittenen der Kompagnie bei den ersten Schüssen gegesammelt und zur Schützenlinie entwickelt. Streccius, der gerade von vorn kommt, ruft ihnen beim Vorgehen zu: „Kinder eilt, daß ihr nach vorne kommt. Die Witbois gehen zurück, zeigt den gelben Gesellen, was ihr könnt!"

In Sprüngen geht's vorwärts! Hört ihr sie schwirren und in den Büschen knacken? Wir müssen gleich dran sein!

Schnell über die Fläche! Gebückt läuft jeder, so schnell er kann. Dort vorne liegen schon die Kameraden. Sie rufen uns zu. — Im „Marsch, Marsch" und mit „Hurrah" durcheilt die Schützenlinie den letzten Teil. Die Linie vorne wird verstärkt und nach beiden Seiten verlängert. Die Linie ist nicht regelmäßig. Je nach dem Gelände liegen in Abständen von fünf bis zehn Schritt kleine Gruppen von zwei bis drei Schützen, die in sich auch kleine Abstände haben.

Der erste Gefechtsschauer überrieselt den einzelnen. Einige sind ganz ruhig; es sind kalte Naturen. Andere beherrschen ein Klopfen und Hämmern im Innern: Du mußt ruhig bleiben! — „Ein ruhiges Auge, sicherer Schuß, kaltes Überblicken der eigenen und feindlichen Lage muß dir Vorteil verschaffen!" Der Kampf mit dem aufgeregt zitternden Körper ist schwer, aber bei manchen schnell und siegreich durchgekämpft.

Hier liegen der Gefreite Kistl und Reiter Bock. Sie behalten den Kopf schon oben nach dem Schuß und rufen sich zu, was sie vom Feinde sehen.

Da links liegt einer, der guckt und guckt, kann aber nichts sehen. Jedes Mal, wenn eine Kugel pfeift, duckt er sich einen Moment, und sein Gesicht wird immer nervöser.

Hier liegt ein Reiter mit der Brust mitten auf einer kleinen Erhöhung, statt gut gedeckt dahinter. Klatsch, Klatsch schlagen

einige Kugeln dicht neben ihm auf. Er schießt Schnellfeuer auf „Teufel komm heraus“ mitten zwischen die Büsche drüben. — „Mensch, was machen Sie da?“ schreit ihm ein Unteroffizier zu. — Da besinnt er sich auf seine Ausbildungszeit, kriecht zurück und sieht einmal ruhiger zum Feinde.

Nur kurze Minuten dauerte dieses. Leutnant Müller von Berneck hatte seine Witbois auf dem linken Flügel wieder zum Stehen gebracht. Weiter rechts rückwärts schien die zehnte Kompagnie auch schon im Feuer zu liegen, und hier die elfte war jetzt vollzählig beisammen.

Der Hauptmann kniet in der Mitte der Linie. Drüben zwischen dem Busch sind durch eine Lücke trockne Kraale sichtbar. Sie sind so rund und klein, sicher nicht für Vieh bestimmt. Sie umsäumen die weiteren Wasserlöcher von Hamakari. Ganßer achtet wenig auf die Geschosse. Ruhig und überlegend mißt er die Fläche, schaut wieder drüben zu den Wasserlöchern so eigenartig fest und leuchtend, dann sagt er es durch die Schützenlinie: „Wir nehmen das Wasser!“ — Das ist der wichtigste Punkt des ganzen Geländes, und das feindliche Feuer ist nicht so heftig, daß unser Sturm daran scheitern kann.

Hurrah! Da donnern hinter den Schützen die ersten Kanonen. Dicht über den linken Flügel sausen die Granaten, aber sie gefährden beim Splittern die Witboi-Abteilung, und die Artillerie schweigt nach den ersten Schüssen. Die Witbois gehen aus Patronenmangel zurück.

Die erste Hälfte der Kompagnie hat sich zum Sprung vorbereitet, während die linke unter Leutnant Leplow Schnellfeuer abgibt.

„Sprung! — Auf, Marsch Marsch!“ — Die Maschinengewehre rattern, der Führer springt vor die Front, die Schützen sind im Nu auf den Beinen und folgen, laufen vor, so schnell sie können.

Hui! Das pfeift unangenehm durch die Luft. Das knattert ja plötzlich gewaltig drüben vom Buschrand! — „Ach, die traf! Hilf!“ — Das Gewehr fällt; die Hand, die es hielt, fährt nach der Brust. Die Weitereilenden sehen ihren Kameraden taumeln und stürzen.

Nach sechzig Schritten wirft sich der Hauptmann vorne auf die Erde und eröffnet mit seinem Zuge ein starkes Feuer. Der

Zug links und die Maschinengewehre springen nach. Nun liegt die Schützenlinie wieder in gleicher Höhe aber auf vollständig freier Fläche dicht vor dem gutgedeckten Gegner, der plötzlich fast mit über vierfacher Übermacht von Gewehren zu feuern scheint. Überall klatschen die Kugeln auf, vorne, so eklig dicht neben einem, daß schon die Erde in's Gesicht spritzt. Und dann der scharfe Peitschenknall moderner Geschosse dicht am Ohr, das gemeine Singen abprallender Kugeln und der tiefe Pfiff höher fliegender Bleigeschosse. Tief an die Erde gedrückt liegt alles. Sie mögen's Gewehr nicht vor, den Kopf nicht hoch bringen.

„Kerls, unser eigener Schuß ist besserer Schutz als jede Deckung!“ ruft Hauptmann Ganßer durch den Gefechtslärm. „Schießt ruhig und sicher! — Seht dort, trefft ihr die schwarzen Wollköpfe nicht?“

Die Herero haben am Vorspringen und dem Kommando den Führer erkannt. Höhnisch äfft drüben im Busch jemand seine Stimme nach, und die Kugeln fliegen hier dichter als an anderen Punkten.

Die Maschinengewehre haben den Sprung mitgemacht, und Gewehr 3 liegt jetzt rechts neben dem Hauptmann dicht an einem Termitenhügel in der Mitte der Linie. Je nachdem die Ziele sichtbar sind, feuert es heftig oder mit kleinen Pausen.

Über den Wasserlöchern in den kleinen, trockenen Buschkraalen sind die meisten Rauchwölkchen zu sehen. Sie sind ein gutes Ziel. Unteroffizier Januschewski hält „unteren Rand aufsitzen“.

Am rechten Flügel liegt Maschinengewehr 4 auch an einem Termitenhügel. Er gibt etwas Schutz gegen die Kugeln von links vorne, aber geradeaus sind die Ziele in dichtem Dornbusch schlecht zu erkennen. Das Feuer ist sehr heftig, und Unteroffizier Eisenberg muß, um sich zu wehren, mit Maschinengewehr 4 aufs Geratewohl Schnellfeuer abgeben. Das rasiert den Busch und schafft Schußfeld.

Das Maschinengewehr bekommt Luft und Leutnant Lorch läßt es den Feind halblinks vor der Front des zweiten Zuges unter Feuer nehmen, um den nächsten Sprung und den Sturm vorzubereiten.

Heftig brennt der Kampf auf der ganzen Linie der elften Kompagnie. Der Feind will dem Feuer nicht weichen. Seine

Kugeln reißen immer mehr Lücken in die Schützenlinie. Mit wildem Weh greift die Klage und das stumme Ertragen der getroffenen Kameraden an unser Herz.

„Ruhe! Ruhe! — Wartet, ihr schwarzen Gesellen!“

Leise gehts vom Hauptmann aus durch die Reihen: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Dicht an die Erde gedrückt folgt jeder dem Befehl. Das Herz schlägt heftig bis zum Halse hinauf. — Ruhig! Kalt Blut! —

„Zum Sturm— Sprung!“ — Rasend knattert das Feuer der Maschinengewehre. Ihr Geschoßschwarm streicht heulend über die ganze feindliche Linie.

Dort steht der Hauptmann schon hoch aufgerichtet mitten im Kugelregen. Sein Auge blitzt über die eigenen Reihen. Das Gewehr ist hoch erhoben und zeigt nach drüben zum Feinde! — Undeutlich ist unter dem Lärm sein lauter Ruf zu hören. Dicht hinter ihm hebt sich die Schützenlinie, nach den Flügeln zu folgen die Leute deren Beispiel, Leutnant Leplow schreit: „Auf, — Marsch Marsch!“ — und in rasendem Lauf stürmen die Reiter vorwärts! Dichter Hackiesdorn reißt auf dem rechten Flügel an den Uniformen. Gesicht und Hände bluten.

Unser Feuer, auch das der Maschinengewehre, schweigt vollständig. Dafür knattert es den Stürmenden aus nächster Nähe vom Feinde entgegen.

Es ist ein Vorwärtsrennen um Tod und Leben. Tief bückt sich jeder auf der Lichtung, von einem Busch wird zum anderen gesprungen.

„Sieh! Der hält seinen Unterarm vor das Gesicht, denkt im Moment, er schützt sich gegen die pfeifenden Bohnen“.

„Fritz! komm doch mit!“ Er hat sich so plötzlich hingeworfen, als alles noch weiter lief. — Sein Kamerad wendet den Kopf und erkennt, daß Fritz seinen letzten Sprung tat. Sein Herzblut färbt schon die Erde. Er regt sich nicht mehr.

Schon getroffen stürzt da ein anderer vor mit der letzten Kraft: „Jetzt muß ja der Einbruch kommen, den will er erleben, dann wird er siegend sterben, und wie in anderer Welt glänzen des Todwunden Augen. Er merkt nicht mehr, wie das feindliche Feuer immer heftiger wird, wie daran alles zu scheitern droht.

Hauptmann Ganßer hat die Lage erkannt.

Dreißig Schritt vor der feindlichen Stellung wirft sich alles

Brotbacken auf dem Marsch.

1. Reiter Schuhknecht. 2. Hererofrau. 3. (im Hintergrund) Miunski.
4. Unteroffizier Behnert. 5. Unteroffizier Buchholz.

hin und eröffnet auf die Herero ein ruhig gezieltes Feuer.

Es beginnt ein erbitterter Kampf auf diese nahe Entfernung.

Links neben dem Hauptmann hat sich eben Weirich hingeworfen. Er machte den ganzen Angriff auf die Wasserlöcher an Ganßers Seite mit, und am Ende des vorigen Sprunges hatte ihn ein Wort seines Hauptmanns himmelhoch aufjauchzen lassen.

„Mein Sohn, du hast deine Sache gut gemacht, die dir gestern gegebene Strafe schenke ich dir!"

Nun setzte er alles ein, das Vertrauen zu rechtfertigen.

„Herr Hauptmann aufpassen! — „Dort oben, dicht an die Äste gedrückt!" — Der Bursche ruft's seinem Herrn zu. In fiebernder Eile versucht er zu laden und hat eine Hemmung. —

Weirich schießt in der Erregung vorbei! Einen furchtbaren Moment liegen Hauptmann und Herero gegeneinander im Anschlag. „Treff ich? Sterb ich?" zuckt es durch beider Hirn!

Fast gleichzeitig krachen die Schüsse. — Dann löst sich langsam der schwarze Körper vom Stamm, überschlägt sich halb in der Luft und fällt dumpf zur Erde. —

Erleichtert atmet Ganßer auf: „Gott sei Dank! Der Kerl hatte nicht ruhig gezielt!"

Kaum eine halbe Minute später durchfährt's wie ein Blitz seine schwere Gestalt. Mit einem Ruck hebt sich der blutüberströmte Kopf. — Die Todeskugel ging durchs linke Auge und Kopf. Leblos liegt die Gestalt des Führers, der eben erst seinen Leuten unersetzlich und teuer ward.

Weirich setzt mit einem Fluch sein Gewehr ab. — Drüben wälzt sich jammernd ein Schwarzer unter den Busch.

Immer heftiger wird das Schießen. Sie müssen Verstärkung bekommen. Ab und zu sieht man die schwarzen Gestalten hinter Kraalen und Büschen erscheinen.

Einige sind in Korduniformen wie wir, andere nackt, nur mit Schurz und Waffe versehen.

Die verteufelten Kerls müssen heraus aus der Stellung!

Leutnant Leplow macht auf dem linken Flügel einen letzten Versuch. Jeder seiner Leute liegt still in all dem Pfeifen, paßt scharf auf jedes Rauchwölkchen da drüben auf.

„Dort! siehst du den grauen Fleck hinter dem Busch? Er bewegt sich! Ein Hut ist's mit einem Schädel darunter. — Ruhig gezielt! —

Ein Pfiff hart am Kopf vorbei! Einundsiebziger Geschoß! — Donnerwetter, da hätt' er mich beinah gehabt. — Die Hand zittert. — Knall's wieder? — Trifft mich die nächste? Ruhe, ich muß ihn eher treffen. Der Gefreite legt wieder an, will eben abdrücken, da schlägt es ihn furchtbar vor Gesicht und Brust. Das Gewehr fliegt splitternd zur Seite, und der rechte Arm, die Hand sinken daneben.

Einen Moment liegt der Getroffene wie betäubt. Dann sieht er halb wie im Traum Blut und fühlt stechende Schmerzen. — Wie kann ein Schuß nur soviele Stellen treffen? — Ist das etwa Schrot?

Die linke Hand ist unversehrt. Mühsam versucht er damit sein Gewehr zu fassen und sieht, daß eine Kugel die treue Büchse zerschlug. Sie rettete ihm das Leben, nur die Geschoßsplitter haben ihn schwer verwundet.

Während der Gefreite mühsam zurückkriecht, merkt er, daß seine Kameraden Vorteil erringen. Er sieht, wie der Feind gerade ihm gegenüber weicht. Der Kerl mit dem grauen Hut springt dort gebückt zurück.

„Du Schurke, könnte ich jetzt, wie ich wollte! Nun muß ich als Krüppel zurück, kann nicht mehr mittun!" Heiß steigt es ihm in die Augen; ermattet liegt er still und kühlt mit dem Mund die brennenden Wunden an der rechten Hand. An Arm und Brust sickert das Blut durch den Rock.

„Der Hauptmann ist tot!" hört er es eben von rechts vorne. Leise geht es von Mann zu Mann.

Von drüben her, aus dem Busch ist durch den Gefechtslärm Schreien, Kreischen und Heulen zu vernehmen. Hinter der feindlichen Schützenlinie wird es immer lauter, und deutlich kann man tadelnde Rufe, dann aber dumpfen Gesang und taktmäßiges Klatschen, wie mit vielen Händen vollführt, unterscheiden. Das Feuer wird schwächer.

Die Schwarzen weichen, sie scheinen erschüttert zu sein.

„Herr Leutnant, der Hauptmann ist eben gefallen!" ruft ein Reiter dem letzten Offizier in der Kompagnie, dort neben dem Termitenhaufen, Leutnant Leplow, zu.

Halb richtet der sich auf: „Die Kompagnie hört auf mein Kommando!" klingt es hell von des jungen Offiziers Munde.

Aber da kommt es von vorne mit „Hurrah" heran. Die Häuptlinge und Weiber haben ihre Krieger zum Stehen gebracht.

Sie haben ihr stolzes Selbstgefühl wieder, und während hinten der dumpfe Kriegssang der Weiber, das Klatschen der Hände immer stärker anschwillt, stürmen sie mit lautem Geheul auf die Kompagnie ein. Sie kommen nicht in geschlossener Linie. Einzeln und in kleinen Gruppen springen sie von einer Deckung zur anderen, während von allen Seiten, vor allem von der linken Flanke und dem Rücken ein rasendes Schnellfeuer auf die Kompagnie hereinbricht.

Leutnant Leplow fällt durch beide Oberschenkel geschossen.

Von allen Seiten kommen die Kugeln. Überall schlagen sie um die Reiter ein. Die Erde spritzt, die Zweige knicken. Sowie einer den Kopf zum Anschlag hebt, pfeift es in allen Tonarten. Man weiß nicht, wie den Körper decken.

Die Schwarzen kommen von vorne und links immer näher. Mit großartigem Geschick arbeiten sie sich heran. Nur an den immer näher rückenden ganz feinen Rauchwölkchen, dem vor den Gewehrmündungen aufstiebenden Staub und Schmutz niedrig gefeuerter Schüsse und den höhnischen Rufen kann man es feststellen.

Leutnant Leplow leidet große Schmerzen. Das Blut rinnt so stark durch das rotgefärbte Beinkleid! Er weiß, diesen Verlust trägt der Körper nicht lange, und dennoch: Ich — der letzte Offizier! — In diesem schweren Moment — muß — muß — „Halt!“ „Nicht zurück!“ — Der Flügel hier darf nicht weichen, und wenn wir alle — bis zur Verstärkung — verbluten“. Der Kopf sinkt plötzlich kraftlos vornüber, aber die Reiter halten die Linie an dem Termitenhügel.

Über der heißen Erde lagert eine drückende Luft. Grauweiße Pulverschwaden von 71er Gewehren ziehen durch den Busch. Der kaum merkliche Rauch unserer und des Feindes moderner Munition mischt sich darein zu einem eigenartigen Duft, den die einen lieben und der andere krank macht.

Der linke Flügel kann sich nicht mehr halten. Ab und zu feuernd, kriechen die Leute zurück, um mit dem Flügel eine neue Front gegen den Angriff in der linken Flanke zu bilden.

Sergeant Lingk und Gefreiter Vizenty kriechen an ihren gefallenen Leutnant. Er stöhnte laut, ist lebendig! Sie wollen ihn retten und bei der Rückwärtsschwenkung nicht in die Hand des grausamen Feindes kommen lassen. — Jetzt sind sie heran, sie fassen zu und heben den Oberkörper ein wenig. — Plötz-

lich — ein unterdrückter Schrei! — Zuckend liegt Sergeant Lingk am Boden; auch der Gefreite sinkt von zwei Kugeln getroffen neben seinen Leutnant.

Wenn man nur mehr von diesen schwarzen Teufeln sehen könnte! Wie dicht ihre Stimmen klingen! Das Knallen der Gewehre ist fast eins mit dem Knallen und Pfeifen der Kugeln. Die Verluste werden immer stärker und einzelne Reiter fangen an zurückzukriechen.

Da raschelt es hinter den lebenden Leuten. „Halt bleibt hier!“ Unteroffizier Januschewski schreit es, der eben mit seinem Maschinengewehr auf das tolle Schießen und den Kriegslärm der Schwarzen dem linken Flügel zu Hilfe eilt.

Nur wenige aber schwere Minuten hatte das alles gedauert. Als Januschewski kurz nach Ganßers und Leplows Sturmanlauf jetzt erschien, lag da, wo er die vorgesprungene Schützenlinie vermutete, eine Reihe toter und schwerverwundeter Menschen. —

Bei dem ersten Feuer des Maschinengewehrs stockt der feindliche Angriff. Aber dann gelingt es Januschewski nur mit Mühe, die herankriechenden Schwarzen etwas im Schach zu halten.

Nach deren Klagen und Zeichnen zu urteilen, müssen sie große Verluste haben. Die Lücken werden jedoch gleich wieder ausgefüllt.

Es ist unheimlich, in so furchtbarem Kreuzfeuer zu liegen, deutlich zu merken, der Feind kreist einen immer enger ein, und man sieht nichts von ihm.

Links von dem Maschinengewehr liegt nur noch Trompeter Unteroffizier Minne mit wenigen Reitern. Rechts in der Schützenlinie ist alle zehn Schritt ein lebender Reiter zu sehen.

Bei dem heftigen Schießen kocht und verdampft das Wasser im Kühlmantel des Maschinengewehrs. Die Munition wird knapp, und Januschewski schickt einen Reiter der Bedienung nach Wasser und vollen Patronen-Gurten. Unter Einsetzung seines Lebens kricht der zurück.

Da richtet sich ein Schütze auf, um besser sehen zu können.

Klatsch von einer Kugel zerbrochen, fliegt sein Gewehr an die Erde. Neben ihm liegen zwei Leichen. Ein Schwarzer mit zerplatztem Schädel ohne Waffe, der andere, ein deutscher Reiter, hält noch im Tode das Gewehr fest in der Hand. Der

Schütze nimmt es. Dort schleicht einer vor! Ruhig gezielt, langsam durchgekrümmt. — Halsschuß! — Der liegt. —

Zum Laden des neuen Streifens legt er sich wieder hin. Es knallt und saust zu infam.

Jetzt bringen Sie wieder einen Verwundeten hinter die Front zum Verbandplatz. Ein Reiter hat mitgeholfen und freut sich, als er einmal hier hinten aufatmen kann, ohne für sein Leben fürchten zu müssen. Er zittert ein wenig und sieht scheu um sich.

In der Front vor den Kameraden wollt er's nicht zeigen. Er hat etwas Angst, hat sich mit Willen dem Verwundetentransport angeschlossen und will sich jetzt hinter der Front drücken. —

Wenn einer käme und mich sähe! — Pfui, was bist du doch für eine Memme! — Mensch, dein Leben gibt dir keiner wieder! — Wer fragt denn danach? Siehst du nicht, wie deine Kameraden ruhmvoll sterben, alle nur einen festen Entschluß im Herzen: „Die schwarzen Teufel sollen deutsche Krieger kennen lernen! Sie weichen um jeden Preis!"

„Nein, ich will mittun. Ein Lump ist's, der unsere deutsche Ehre vergißt". Im Nu ist er auf den Beinen, springt vor und kommt gerade zu einem der schlimmsten Momente des ganzen Tages zurecht.

Schritt für Schritt rückten die Schwarzen gegen den linken Flügel der elften Kompagnie vor. Die neue Front nach der Flanke ist schon wieder umgangen. Es tauchen Herero im Rücken der Linie auf. Die Lage ist schwer, und jeder ist auf das Schlimmste gefaßt. Januschewski schickt Meldung zu Leutnant Lorch. Ein Freiwilliger, Reiter Radeck, bringt sie rückwärts mit Einsetzung seines Lebens.

Einige Schützen werden unruhig. — Wie heiß die Gewehre sind! Die Luft zittert über dem Lauf, und das Ziel verschwimmt.

„Herr Gott, die Fliegen, was quälen die mich! — Pfui". Ich habe die Augen voll Sand. Kommen sie heran? Sind sie schon dicht?

„Halt den Mund und schieß!" ruft ein Unteroffizier.

„Ruhe!" ermahnt er den linken Nachbar. „Die verteufelten Ladestreifen!" murmelt er in den Bart. „Wenn die Kerls nicht sehr gut eingefuchst sind und unruhig werden, ist die Ladehemmung fertig! In diesem Punkt war Gewehr 88 besser".

Die Schwarzen werden immer frecher! Wenn nur bald Hilfe käme!

Kurz hintereinander trifft ein Reiter zwei Herero. Der eine jammert und wälzt sich aus der Deckung. „Bauchschuß!“ Du bist verloren damit. Ich erlöse dich!“

Wie er die Büchse hebt blitzt links in dem kleinen Dornbusch ein Lauf. Ein Knall verhallt fast in dem anderen Lärm. Der Reiter springt hoch auf, dreht kurz den Körper und schlägt der Länge nach hin.

Ein Sanitätsunteroffizier kriecht heran. Die Lippen des Gefallenen zucken noch, aber die Kugel traf Herz und Gewehr.

Nehmt mich mit, klagt ein Verwundeter. Die Reiter weichen auf dem ganzen Flügel. Maschinengewehr 3 bleibt mit Bedienung und seinem Führer, Unteroffizier Januschewski, nur auf seinem Posten, um die Schwenkung gegen den andringenden Gegner zu decken.

Immer näher rückt der Feind. Deutlich hört man zwischen dem Viehgebrüll und dem Gefechtslärm das Kommando der schwarzen Führer.

Geduckt springen sie von allen Seiten heran. Der einzige Halt ist das Maschinengewehr; zu fürchterlich ist die Wirkung des hellen Geschoßschwarmes.

Aus den Kraalen scheinen die Kugeln am dichtesten zu kommen. von Kostka will gerade das Maschinengewehr dorthin richten, da stocken die Schüsse — Schluß!

Stutzig sehen sich die Reiter an. Januschewski ruft: „Jetzt setzt mit dem Karabiner ein, was ihr könnt! Der Lauf muß abkühlen! — Wasser fehlt!“

„Hier meinen Tee!“ ruft ein Reiter der elften Kompagnie.

Stumm reicht ein zweiter seinen letzten kostbar teuren Schluck hin.

Wieder knattern ein paar Schuss; dann ein Knack! — Das Gewehr versagt!

Ein Hohngelächter und Freudengeheul klingt vom Feinde. Mit „Hurrah“ stürmen sie gegen das Kleingewehrfeuer, und erschreckend schnell sind sie bis auf sechzig Meter an das Maschinengewehr heran. In den nächsten Minuten ist der ganze Flügel überrannt.

Dort hinten kommen geschlossene Trupps! — Ruhig gezielt! Wir sterben hier, aber den Feind soll's das zehnfache

Leben kosten.

Nur Sekunden sind's. Eine Ewigkeit scheint es zu sein!

Fünzig Meter! — Gleich haben sie das Gewehr. — „Dütschmann, wir soll schnell helf!" Ein baumlanger Kerl, allen anderen voran, schreit die Worte.

„Hurräh!" — Sie fassen den Kirri schon; nun kommt's! — Da nehmen die drei Arbeitenden plötzlich Deckung.

— Ein Moment der Erwartung! —

Rasselnd setzt das Maschinengewehr dann ein und auf dreizig Meter hagelt ein niederschmetterndes Feuer gegen die Stürmenden.

Hurrah, das reißt Lücken, gibt Luft. Die Schwarzen stocken im Lauf und nehmen Deckung. In kurzen Minuten haben sie starke Verluste; langsam weichen sie zurück, und das Maschinengewehr kann unter dem Schutze des Gewehrfeuers die Rückwärtsschwenkung nachmachen.

Alles atmet erleichtert auf: „Januschewski, das habt ihr drei famos gemacht! Wir wären jetzt alle erledigt! Was war denn los?"

„Mensch, schieß nur, sieh' da! Da kommen sie schon wieder! — Es war eine Laufquellung".

In vollem Feuer hatten die drei in 45 Sekunden einen neuen Lauf eingesetzt, und dann noch die Ruhe zu dem überlegten Feuer auf allernächste Entfernung gehabt.

In schwerem Kampf bleibt der linke Flügel der Elften hier liegen. —

Der rechte Flügel der elften Kompagnie war nicht so scharf bedrängt und durch Hauptmann Wilhelmi gehalten worden.

Die zehnte Kompagnie war acht Uhr fünfzig Minuten Vormittag ins Gefecht gekommen und hatte sich mit Feuerunterstützung bis an das Maschinengewehr 4 herangearbeitet. Ihr linker und der elften rechter Flügel lagen ineinandergeschoben an dieser Stelle. Der Hauptmann hatte hier, Leutnant Schütte weiter rechts zum Rivier hin Stellung in der Schützenlinie genommen.

Leutnant Stroedel hielt mit seinem Zuge rechts gestaffelt in Reserve.

Voll gedeckt lagen die Leute auf der Erde, und mit in-

famen Tönen flogen die ersten Kugeln über ihre Köpfe. Der Kampflärm wurde heftiger. Die Herzen klopften gewaltig. — Aber der Zugführer schritt da so ruhig in voller Figur vor der Front auf und ab, eine jede schien doch nicht zu treffen!

Dichter Dornbusch hatte der Kompagnie das Vordringen erschwert.

Der Gegner schoß heftig auf allernächste Entfernungen. Aber so wie Hauptmann Wilhelmi die Seitengewehre aufpflanzen ließ und ihm mit Hurrah auf den Leib rückte, wich er geschickt zurück und verdoppelte sein Feuer.

Die blitzenden Seitengewehre schienen sogar ein gutes Ziel zu bieten. Darum wurden sie wieder an Ort gebracht, und die Kompagnie kroch langsam feuernd unter dem dichten Busch weiter vor. Morgensterne und abgefallene Dornen drangen dabei tief in Hände, Ellenbogen und Kniee.

Nun war auch der letzte Zug entwickelt, und die Kompagnie lag in ruhigem Feuergefecht, das feindlicherseits von Zeit zu Zeit mit heftigen Wellen von links gegen unsere Linie wogte.

Eben hebt sich Sergeant Leopold, der Fahnenschmied der Kompagnie, um seinem Hauptmann eine Meldung zu machen. Mitten durch die Brust getroffen sinkt er im nächsten Moment lautlos zu Boden. In tiefem Atemzug hebt sich die Brust noch einmal. Dann ist er tot.

Das heftige Feuer ist nicht so schlimm als das tückische Lauern des Feindes. So wie sich ein Schütze regt pfeifen die Kugeln.

Eine Meldung an Leutnant Schütte wird vom rechten Flügel aus durch die Schützenlinie weiter gesagt. In all dem Kampflärm bleibt sie einmal stecken. Aber ein Reiter denkt daran wie sein Leutnant gerade auf das Weitergeben von Befehlen, auf Aufmerksamkeit bei der Ausbildung hielt. Er ruft noch einmal, und es geht durch.

„Leutnant Schütte!“

„Hier!“ ruft der Offizier. Der Feind hat die Stelle dem Schall nach genau festgehalten und vereinigt ein mehrere Minuten langes Schnellfeuer darauf.

„Wollen Herr Leutnant nicht hinter den Termitenhaufen gehen?“ bittet der linke Nachbar. — Der Offizier bleibt ruhig liegen. Es ist das Richtigste!

Eine Kugel reißt dem Reiter Kuhlins, während er aufmerk-

sam den Busch durchspäht, ein Fingerglied von der Hand, ohne daß jener etwas davon merkt. Da fühlt er es warm und naß an seinem Gewehr. Es ist ganz mit Blut besudelt, und sein Zugführer, der vier Meter links von ihm liegt, macht ihn nun auf seine Wunde aufmerksam. Leutnant Schütte umwickelt den Finger mit einem Streifen Heftpflaster, und trotz der sich einstellenden Schmerzen hält Kuhlins wacker im Kampf aus.

Die unerschütterliche Ruhe des Kompagnie-Chefs teilt sich der ganzen Mannschaft mit. Die Reiter beobachten scharf und schießen nur, wenn sie des Schusses sicher sind. Das beunruhigt den Gegner, er wagt es nicht, sich zu erheben.

Ein Gruppenführer sieht, wie sich im Busch eine dunkle Masse bewegt und kommandiert „Schnellfeuer!“ um den Moment richtig auszunutzen.

Ein entfernt liegender Reiter ruft: „Ich sehe ja nichts! — Wo denn?“ —

„Freiwillige zu einer gefährlichen Patrouille vor!“ Leutnant Stroedel ruft es. Buchner und drei in der Nähe liegende Reiter springen auf und kommen heran.

„Hinlegen!“ — „Seht ihr dort drüben die dichten Dornenkraale und die Pontoks der Schwarzen? Die Werft scheint nicht besetzt zu sein. Schleicht hindurch, postiert euch am jenseitigen Rande und sichert die rechte Flanke der Kompagnie!“

Geduckt gleiten die vier von einem Busch zum anderen, niemand vom Feinde scheint die weit rechts herumholende Patrouille zu bemerken. Die Werft scheint auch leer zu stehen. Ein paar Hererohunde durchstöbern sie auf etwaige Leckerbissen und kümmern sich anscheinend garnicht um den lauten Kampflärm links rückwärts. Bei der elften Kompagnie scheint es hart herzugehen.

Dort, der Termitenhaufen bietet günstige Deckung! Dicht an der Erde kriechen die vier durch den Kraal und legen sich hinter dem Lehmbau nieder.

Eine Zeit lang ist alles still. Dann hören sie plötzlich sprechen und ahnungslos zieht ein Trupp Herero auf hundert Meter vorbei. Bald folgen mehr, und die Reiter können sich nicht bezwingen. Knacks, knacks! Einen nach dem anderen schießen sie ab und freuen sich über die Luftsprünge der schwarzen Gestalten.

So wurden sie nach kaum einer Viertelstunde bemerkt.

Die Feinde schlichen von allen Seiten heran und schossen, daß niemand den Kopf hochnehmen mochte.

Hinter dem Kraal fingen die Reiter an, aufrecht auf die Kompagnie zurückzulaufen.

Buchner stürzt aber nach wenigen Sätzen. Dicht hinter ihm schreien die Schwarzen. Er springt in großer Angst noch einmal auf, sinkt aber unter furchtbarem Schmerz gleich wieder nieder. Der Fuß ist zerschossen und schlenkert beim Weiterkriechen hin und her.

O, diese wahnsinnigen Schmerzen! Und immer näher kommen die schwarzen Teufel. Wie höhnisch sie lachen! — Das ist mein Tod!

Buchner wirft sein Gewehrschloß weit gegen die Kompagnie, um wenigstens die Waffe unschädlich zu machen. Dann drückt er sich tief an die Erde, wartet die immer näher kriechenden Schwarzen ab und hört das Knallen und Singen der Kugeln. Sein Leutnant kommt ihm endlich mit dem Zuge zu Hilfe. Wie eine Erlösung ist's ihm, als er nun zwischen zwei Feuern liegt und kurze Zeit darauf liegt er geborgen hinter der Schützenlinie an einem Termitenhaufen.

Der Zug Stroedel geht in kurzen Sprüngen vor.

Die Werft wollen sie nehmen!

Das geringe Feuer wird nicht geachtet. Langsam gehen sie vor. Der letzte Sprung wird gemacht, da ist drüben Bewegung zu vernehmen. In Uniformen und nakt taucht es hinten im Busch und zwischen den Pontoks auf. Sie kriechen und springen in die vorderste Linie, eröffnen plötzlich ein scharfes Feuer.

Reiter Bentele taumelt zu Tode verwundet und fällt. Der Zug geht in Deckung, unsere Reiter erwidern ruhig Kugel auf Kugel.

An ein Nehmen der Werft ist nicht zu denken.

Die Herero scheinen wirklich brillant geleitet zu werden. Dieses schnelle Hereinbringen der Verstärkung war kaum bemerkt worden, und jetzt scheinen es die verfluchten Kerls schon wieder auf die Flügel abgesehen zu haben. Die Kugeln kommen schon eklig von der Seite, es ist ungemütlich!

Zur Kompagnie in der alten Stellung war eben Befehl von Mühlenfels gekommen.

Der linke Flügel der elften Kompagnie ist hart bedrängt.

Schicken Sie alles Entbehrliche zur Unterstützung dorthin.

Man wußte noch nicht, wie das Gefecht vorne rechts beim ersten Zuge stand. Leutnant Schütte bekam vom Hauptmann einen diesbezüglichen Befehl. Nach rechts und links ließ der Leutnant weitersagen: „Zurückkriechen, wo Reiter in der Linie des zweiten Zuges entbehrlich sind! Wir sollen die elfte herausreißen; es geht ihr schlecht!“

„Dunnerwetter, Minsch, bliv du ma hie ligge. Ick wa trög krupa“.

„Nee Karl, du liggst dau beite deckt, laut mi ma eäs mit moka!“ —

„Minsch, dat wä't Best, wenn wie Beed ut eäm Dörb tob mit ossen Lütnant tum Stürme jünge u' wenn't up't Letz't gaue schü“.

„Minsch, dat kann wat Good's wara!“

Mit diesen beiden kriecht etwa die Hälfte des Zuges zurück. Feldwebel Keßler, der das Kommando übernimmt, hat zu tun, daß bei der an sich schon zusammengeschrumpften Zahl, die Linie einigermaßen kräftig bleibt.

Drüben beim ersten Zuge wird sehr heftig geschossen. Bis hier zur Kompagnie fliegen die feindlichen Kugeln. Nach dem dunkleren Ton zu urteilen, sind viele 71er oder Henry Martini Gewehre beim Gegner.

Dort tragen sie schon Verwundete zurück! Wer mag es sein? —

Mein bester Freund gefallen?

Ein Reiter stürzt vor, tief ergriffen schaut er einen Moment auf die totbleichen Wangen des Kameraden, dann hilft er und begibt sich stumm wieder auf seinen Platz.

Es steht schlecht vorne. Leutnant Stroedel bittet um sofortige Unterstützung durch Artillerie oder Maschinengewehre, und Leutnant Moschner der gerade in der Nähe war, reitet zu Mühlenfels und berichtet über die Lage.

Das Feuer des Gegners ist überwältigend. Die Flanken sind hart bedroht, und der Zug geht unter Mitnahme der Verwundeten langsam zurück.

Ungern' tun's die deutschen Reiter, aber es ist hier zweckmäßig. Ab und zu halten die Einzelnen beim Rückwärtskriechen, geben einige Schüsse auf den bedächtig folgenden Gegner ab.

Dort sprang einer hinter den hohen Busch. Es ist nichts

zu sehen. Da bewegt sich am unteren Rande etwas! Ruhig gezielt. — Krach!

Ein schwarzer Arm schlägt zweimal in die Luft, beschreibt einen Kreis, wie wenn sich ein räkelnder Mensch am Ostseestrande vom Bauch auf den Rücken wälzt.

„Der saß!“ ruft ein Gefreiter dem Schützen zu.

Nach zweihundert Metern wird auf des Leutnants Befehl wieder Stellung genommen und das Feuergefecht fortgeführt.

Die Besatzung der Werft scheint immer noch verstärkt zu werden. Die Artillerie, welche schon vor einer halben Stunde erbeten war kommt nicht, dafür scheint der Feind nicht nur hier sondern auf der ganzen Linie der Abteilung mit überlegenen Kräften anzugreifen.

Das klingt ja links hinter uns, als ob unsere ganzen Maschinengewehre eingesetzt würden!

Das Gewehrfeuer verschärft sich. Die Batterien senden Schuß auf Schuß. In der Ferne ist das Krachen der Granaten, menschliche Schreie und ein Brüllen von Hunderten und Tausenden durstiger Rinder zu hören.

Die Tiere der eigenen Abteilung hinter der Gefechtslinie antworten dumpf. Ein sonderbares Gemisch von Tönen entsteht, das wie mit prickelndem Wasser Seele und Körper überläuft. Ein eigenartiger Reiz ist's. Jeder brennt darauf, zum Sturm vorzugehen.

In den großen Werften von Hamakari hat es gezündet. Dunkle Rauchwolken ziehen über den Busch.

Was wird jetzt? Kommt eine Entscheidung?

Die Herero dringen hier erschreckend sicher vor.

Da ist hinten wieder ein Poltern und Dröhnen wie von Artillerie in schärfster Gangart zu hören.

Ein Offizier sprengt im Karriere bis dicht hinter die Linie: „War hier Artillerie angefordert? — Ja!“ —

„Verteufelt, ihr könnt sie gebrauchen; das singt ja in allen Tonarten!“

In voller Karriere fahren die Geschütze heran. Quer über die kleinen Büsche hinweg, geschickt zwischen den größeren durch. Zum Umschlagen schief steht einen Moment das eine Geschütz.

Beim Feinde tönen laute Befehle, und ein rasendes Feuer hagelt auf die Geschütze.

Die Pferde und Maulesel werden wild vor dem Schießen, Pfeifen und Sausen. Der Sand spritzt. Einige Tiere werden schwer getroffen, mit Sporen und Peitschenhieben weitergejagt.

Das Blut spritzt, purpur färbt sich der neben dem getroffenen Tier ziehende Esel.

Dann ein Poltern und Brechen! Zwei Tiere stürzen zu Tode getroffen. Schnell herunter, die anderen gehalten und von den beiden die Riemen und Stricke durchschnitten!

Dann wird mit der letzten Kraft aufgefahren und abgeprotzt. Vier Tiere sind tot, andere verwundet; ihre Schuldigkeit haben sie getan.

Wie beim Exerzieren so ruhig geht alles. Die Geschütze stehen am rechten Flügel des Zuges. Die Leute sind im Nu in Deckung und mit Jubel werden die ersten Schrapnellschüsse von den unseren begrüßt.

Leutnant von Hoepfner beschießt auf dreihundert Meter mit beiden Geschützen die Werft, und nach einiger Zeit wird das feindliche Feuer schwächer.

Leutnant von Hoepfner klettert auf einen Termitenhügel, sieht über die Büsche hinweg und erkennt weit hinten auf 1800 Meter drei gutgekleidete Neger auf einem umgefallenen Wagen. — Mit einem Fernglas scheinen sie eine Bewegung im Norden der Gefechtslinie zu beobachten. —

Hinter einem Busch verbinden sie einen am Halse Verwundeten. Es ist Reiter Tham. —

Leutnant Stroedel und von Hoepfner verständigen sich jetzt über das Vorgehen.

Beide Geschütze, die Reiter des Zuges Infanterie feuern heftiger, und dann geht es in kurzen Sprüngen mit Feuerunterstützung vor.

Fest fassen die Kerls in die Räder der Kanonen. Laßt sie pfeifen, laßt sie treffen! Die großen Rohre bringen wir an den Feind.

Der Zug Artillerie wird beim Vorgehen von der rechten Flanke angegriffen, und Leutnant von Hoepfner setzt zu deren Sicherung die überschüssigen Fahrer und Kannoniere mit Karabiner ein.

So kommt die Linie bis auf hundert Meter an die feindliche Stellung.

Die Artillerie gibt Schnellfeuer über Visier und Korn. Wie

fliegen die Kraale und Pontoks auseinander! Dort rechts scheint's auch schon zu brennen!

Schimpfen und Wehklagen tönt von drüben. Die Reiter nehmen die weichenden Schwarzen aufs Korn.

Dann heißt es plötzlich: „Seitengewehr pflanzt auf!“ und mit Hurrah stürmt die kleine Abteilung, von den Artilleristen lebhaft unterstützt, die Werft.

Dort! Der Kerl! Er kann nicht mehr kriechen, hat eine Kugel durch beide Schenkel, und hebt das Gewehr noch einmal. — Tief gräbt sich das Bajonett zweimal in die nackte Brust; lautlos sinkt der Oberkörper, und sein Herzblut fließt in den heißen Sand.

Schnell weiter, durch die Werft, laßt Tote und Verwundete liegen. Wir sind im Vorteil, haben des Gegners linke Flanke durch unser Daraufgehen freibekommen.

Bei der Linksschwenkung entsteht etwas Unordnung, weil die Leute geradeaus vorstreben. Den Führern gelingt's jedoch schnell Ordnung zu schaffen, und nun greifen Infanterie und Artillerie gemeinsam, Front nach N. O., mit bestem Erfolg den feindlichen linken Flügel an.

Die Herero bilden dagegen eine neue Front, und diese Abteilung bleibt hier an der Werft im Gefecht.

Die übrigen Teile der zehnten Kompagnie gingen vor, so daß ihr rechter und des ersten Zuges linker Flügel zum Feinde nun in stumpfem Winkel zusammenstoßen. —

Major von Mühlenfels hatte befohlen, daß zwei Maschinengewehre der elften Kompagnie zu Hilfe kämen.

Leutnant Degenkolb hatte sie bis hierher vorgeführt. Hauptmann Dürr, der Führer der ganzen Maschinengewehr-Abteilung begleitete ihn.

Unsere eigene Gefechtslinie hier scheint etwas in Unordnung zu sein. Gegen das Flanken- und Rückenfeuer hat sie sich so weit zurückgebogen, daß ein Teil der Schützen direkt hinter der eigentlichen Linie der elften Kompagnie nach südlich des Streifens von Wasserlöchern liegt.

Sie sind arg zusammengeschossen und ohne Führer auf diesem Flügel. Jedes Mal, wenn ein neuer die Führung übernahm, war er in kurzer Zeit tot oder zerschossen.

Die beiden Maschinengewehre gehen am Rande einer freien Fläche in Stellung und versuchen, den Gegner vorne im Busch

mit Reihenfeuer niederzuhalten.

Dort bringen sie einen zurück. Braungelb und fahl sind die Wangen, der Notverband, hellrot durchtränkt, läßt ein kleines Rinnsal herunterfließen. An beiden Armen wird der arme Kerl von zwei Kameraden geführt. Sie schleppen ihn fast, denn seine Kräfte sind zu Ende, der Kopf ist gesenkt, die Augen geschlossen.

Und doch huscht es zuweilen so selig über seine Züge. Sind es Fieberschauer, die ihn die Heimat, vielleicht schon die ewige, sehen lassen?

Armer Kerl, wie geht es dir? fragt ein vorbeieilender Kamerad.

Da hebt sich stolz der Kopf des Schwerverwundeten. Mit leuchtend, glücklichem Blick sagt er leise: „Ich hab' es gekonnt!" und seine müde Hand fährt zu der blutroten Gace.

Es ist der Reiter, der vor einer halben Stunde so mutig seine Angst bezwang. Jetzt ist er stolz und glücklich; mit seinem Blut und vielleicht auch dem Leben besiegelte er die Treue gegen das Vaterland.

So geht einer der Kameraden nach dem anderen dahin. Wie mag es mit dir werden?

Könnte man nur einige Stunden weiter sehen! Jedes Schicksal ist einem recht; aber man wünscht doch, daß die treffende Kugel gnädig sein, entweder nur leicht verwunden oder gleich töten möge. Wie furchtbar quält sich hier der arme Mensch mit dem Bauchschuß!

Die Verstärkung ist heran. Die Aufregung des Kampfes beginnt wieder einen jeden zu packen, alle kleinen Bedenken schwinden.

Der Maschinengewehrzug hat den Gegner vor sich niedergekämpft. Hauptmann Dürr und Leutnant Degenkolb gehen mit den Gewehren im Laufschritt über die freie Fläche.

Die beiden Gewehre werden getragen, und nach dem Hinlegen wird sofort wieder das Feuer eröffnet.

So geht es mit dem linken Flügel der alten Linie der elften Kompagnie über die Wasserlöcher bis in die Höhe des Maschinengewehrs 3 vor, das vorhin diesen Biegepunkt so heldenhaft verteidigt hatte. Jetzt unterstützt es mit seinem Feuer das Vorgehen der Verstärkung.

In der Stellung, die der linke Flügel der elften Kompagnie

vor dem Zurückgehen inne hatte, bleibt alles in unentschiedenem Kampfe liegen.

Hauptmann Dürr leitet das Feuer der Maschinengewehre 1 und 3, Leutnant Degenkolb bleibt bei Gewehr 2, ganz am linken Flügel der Linie.

Später verstärkt Leutnant Schütte mit fünfzehn Mann der zehnten Kompagnie die Linie und übernimmt das Kommando über die elfte Kompagnie.

Außerdem stellt Major von Mühlenfels hinter diesem Flügel gestaffelt die neunte Kompagnie auf.

So ist der Flügel hier stark gemacht, und das Schießen fängt an, dem einzelnen Reiter Spaß zu machen.

Man braucht doch nicht mehr fürchten, von den Schwarzen einfach überrannt zu werden.

Den Leuten, die weit zurück hinter der Artillerie, mit den Pferden der kämpfenden Truppe halten, oder die noch weiter zurück bei dem Wagenpark oder dem Hauptquartier untätig dem Kampflärm vorne zuhören müssen, wird es allmählich langweilig.

Ab und zu pfeifen verirrte Kugeln herüber; aber nur sie zu hören und die armen, verwundeten Kameraden zu sehen, die aus der Schützenlinie kommen ist auf die Dauer nicht angenehm.

Ein jeder wünscht sich nach vorne zu kommen, jeder freut sich, wenn ein Offizier naht, ist es doch möglich, daß er einen mit Meldungen in die Kampflinie schickt.

Reiter Rohrbach von der Elften war auch einer der Unglücksraben, die das Los zum Pferdehalter bestimmte. Vor seinen Pferden schlagen die zu weit gegangenen feindlichen Kugeln ein und die Erde spritzt jedes Mal über Tiere und Menschen.

Nun haben die vorne schon stundenlang das schönste Gefecht. Es ist eine Ungerechtigkeit, daß wir nicht abgelöst werden und auch einmal hineinkommen.

Er wird ganz aufgeregt bei den Gedanken, und als schließlich gegen Mittag, wie er meinte, es war aber erst zehn Uhr dreißig Minuten Vormittag, das Gefecht noch immer kein Ende nahm, gibt er seine Handpferde ab, und schleicht vor zu seinen Kameraden.

Liegt da nicht Bock — und dort Kristl? — „Mensch, was

schleichst du hier herum? Du bist doch Pferdehalter", sagt Kristl ganz erstaunt!

„Gottverdammi, do hinne kriagt ma jo de ganze Track ins Mül inne!"

Als Ausrede schiebt er die Erdspritzer der aufschlagenden Kugeln vor, und alles lacht über den biederen Elsässer.

Die Schützen liegen hier an der Biegung in ziemlich freiem Gelände. Die einzelnen Büsche werden nicht als Deckung benutzt, da der Feind gerade auf sie das Hauptfeuer richtet. Das ist ein gutes Zeichen. Unsere Schützen scheinen von drüben nicht mehr gesehen zu werden. Sie haben gelernt, sich zu decken.

Reiter Rohrbach hat schon einige Schüsse abgegeben, es mögen etwa fünfe, ein Ladestreifen voll sein, da sieht Kristl, wie er mit der Hand plötzlich nach dem Patronengurt greift und die Sporen klirrend zusammen schlägt.

Der Gefreite gibt seinen Schuß ab, hört aber gleich danach ein leises Wimmern.

Da windet sich Rohrbach schon in furchtbarsten Schmerzen. Eine Kugel durchschlug den Unterleib in der Nierengegend.

Es ist ein herzbrechender Anblick. Während Sanitätssergeant Schneider dem Widerstrebenden mitten im feindlichen Feuer den Leib freimacht und Notverband anlegt hören die Kameraden den ganzen großen Jammer.

„Der arme Kerl, jetzt wird er zurückgetragen" — sagt Kristl, und Tränen treten ihm in die Augen. — Es ist wirklich schade um Rohrbach!"

„Ja!" — Jetzt stirbt er sicher. Wäre er bei seinen Pferden geblieben, lebte er vielleicht weiter".

„Und dennoch — ich kann sein ganzes Handeln recht nachfühlen".

Kaum eine Viertelstunde später sieht Bock wie der Gefreite Kristl seinen Kopf müde vornüber auf das Gewehr fallen läßt. Ein tiefer Seufzer entringt sich der Brust.

Bock ruft nach dem Sanitätssergeanten und kriecht selbst heran. Mit starrem Auge sieht er zwei kleine Löcher, nur sechs Zentimeter von einander entfernt, auf der rechten oberen Kopfhälfte.

Schneider versucht, mit etwas Wasser, Blut und Gehirn,

das hervorquillt, abzuwaschen. Der Feind schießt aber gerade heftig, und beide nehmen Deckung, erwidern das Feuer.

Dann nimmt Bock seinem toten Kameraden die Waffen und den Patronengurt ab.

Auf einer Tragbahre bringen Krankenträger die Leiche nach dem Wagenpark zurück. —

Um Bock wird es einsam, und während er mechanisch Schuß auf Schuß richtig abgibt, versucht seine Seele das Furchtbare der letzten Viertelstunde zu fassen.

Wie viele der Kameraden mögen noch leben?

Der aufregende Kampf läßt ihn, wie auch manchen anderen Reiter, bald überwinden. Aber es sind wieder Stunden, die das Menscheninnerste tief und wirksam treffen, die den Grund der Seele, Fühlen und Denken, umgestalten.

Weiter links hinten vor den Maschinengewehren war es ruhiger geworden. Ihr Feuer ist außer der blanken Waffe doch das wirksamste Mittel gegen die Wilden.

Hauptmann Dürr hatte, als er hinter der Schützenlinie weiter nach rechts zu Maschinengewehr 3 kroch, einen Haufen deutscher Toter oder Verwundeter von dem furchtbaren Ansturm vorhin bemerkt. Sie lagen dreißig Schritt vor der Schützenlinie an einem Termitenhügel. Ein Reiter sagte ihm, daß noch Lebende darunter seien; der Leutnant Leplow und einer der Reiter, die bei dem Versuch, ihn bei der Rückwärtsschwenkung mitzunehmen, fielen.

Hauptmann Dürr hält den Moment für geeignet, die beiden zu retten, und Sanitätssergeant Schneider kriecht mit zwei Freiwilligen, dem Gefreiten Schwartz und Reiter Ratsch vor.

Einmal müssen sie liegen bleiben und sich ihrer Haut scharf wehren. Hinten die Schützenlinie unterstüzt die drei mutigen Menschen. Und schnell, ehe der Feind an anderen Punkten aufmerksam wird, springen sie vor und heran. Sie retteten Leplow. Die anderen sind tot.

Auf der ganzen Front wird es gegen Mittag allmählig stiller, und Major von Mühlenfels denkt daran, zum Sturm vorzugehen.

Der General befiehlt jedoch, die Einwirkung der Abteilung von der Heyde abzuwarten. Seit gestern Abend hatte er vergebens versucht, Verbindung mit ihr herzustellen. Wo mochte die Abteilung bleiben? Morgens sollte sie schon mit dieser Abteilung vereint die starken Werften hier bei Hamakari an-

greifen. —

Jetzt eben war nun Funkenverbindung mit von der Heyde hergestellt worden. Er war durch lebhaften Kanonendonner verleitet worden, nach Norden auf die Abteilung von Estorff hin abzuweichen. In jener Richtung war es wieder stiller geworden, und Heyde rückte nun auf Hamakari vor.

Nun hofft der General, die Herero von zwei Seiten fassen zu können.

Die Stille jetzt bedeutet sicher noch nicht ihr Weichen. Die Häuptlinge und Unterkapitäne wissen genau, daß sie mit einer Niederlage hier ihren Reichtum und ihre Unabhängigkeit verlieren. Sie reizen das Volk zum äußersten Einsetzen aller Kraft, und der Vormittag hat den Ernst des Kampfes zur Genüge bewiesen.

Wie furchtbar war der wiederholte Angriff der Schwarzen, wie famos waren das Feuer und die Flankenangriffe geleitet.

Was mag dieses Nachlassen des feindlichen Feuers aber bedeuten?

Für die Leute in der Schützenlinie ist die Ruhepause angenehm. Sie hat nur den Nachteil, daß Hunger und Durst bemerkbar werden. Die stechende Sonne quält die auf der Erde Liegenden, und der Körper wird müde von der immer gleichen Stellung.

Dort liegt Schulz, ein Pfälzer, in der Schützenlinie. Das Genick ist ihm von dem unbequemen Kopfhochhalten steif geworden. Die rechte Schulter schmerzt auch etwas von dem Rückstoß des Gewehrs.

Jetzt legt er sich bequem auf die Seite, brennt sich ein Pfeifchen an und bläst den blauen Rauch behaglich vor sich hin.

„Karl, paß uff, wann se dei Pfeif z'sammeschieße!"

Karlchen schmunzelt und tut, als hörte er nichts; aber plötzlich kracht's zweimal in nächster Nähe und zwei Kugeln schlagen dicht vor ihm auf, daß Erde und Schmutz über ihn hinwegspritzen.

Karlchen macht plötzlich ein ganz interessiertes Gesicht, steckt die Pfeife weg und bedächtig anlegend, sagt er: „Do ham se sich gewesche!"

Mit seinem Kameraden gibt er einige Schuß auf die Stelle ab, über der noch der grauweiße Schwarzpulverrauch liegt, dann brennt er sich in aller Seelenruh' „sei Pfeif" wieder an.

Den Kopf in die Hände gestützt, schaut Karlchen hinüber zum Feinde, den Rauch bläst er, wie vorhin, gemütlich vor sich hin.

Nach einer Weile, als alles still bleibt, sagt er stillvergnügt zum Nachbarn: „Hoste g'sehe, die Lumpeteufele han mer wieder weg geputzt".

Die Reiter finden es recht rücksichtsvoll, daß sie gerade jetzt in der Mittagshitze in Ruhe gelassen werden.

„Dat is janz scheene, mal so ohne die Boulettens!" — „Ick wünscht man bloßig et jäb' wat inn Magen. Min Feldflasch is ok al lang leer". — „Du hast Hunger? Ich spüre garnichts, könnte deswegen noch bis Morgen Mittag liegen. Aber mein Mund ist recht trocken".

Eine Stunde vergeht so in heißer Mittagszeit. Nur vereinzelt hallen einige Gewehrschüsse durch den Busch, und die Artillerie sendet zuweilen einige Granaten auf den weit entfernten Feind.

Hinten, über der Abteilung, bewegt sich der Fesselballon träge in heißer Luft.

Er bezeichnet weithin das Hauptquartier.

General Trotha leitete von hier aus durch Funken und Lichtspruch den zusammenwirkenden Kampf aller Abteilungen hier am Waterberg.

Jetzt saß er auf der Deichsel einer Karre, ein Bein auf der Erde, das andere höher gestützt, und sah die letzten Meldungen an. Oberstleutnant Chales de Beaulieu, Chef des Generalstabes, und Major Quade stehen neben ihm.

Das Feuer wird gerade wieder heftiger, und einige Kugeln schlagen dicht um die Stabskarre ein.

Sinnend schaut der General auf den Boden; das letzte Geschoß riß dort einen langen Strich und setzte dann ab.

Die drei achten das Feuer nicht. Es flog heut ja schon öfter etwas hierher.

Aber kommen die Schüsse nicht von hinten und von der rechten Flanke?

Da, das war die verräterische Stille in der Front! Mit wildem Schlachtruf und furchtbarem Feuer greifen die Herero Hauptquartier, Verbandplatz und Wagenpark an. Leutnant Moschner entwickelt sofort alle verfügbaren Manschaften der Wagenbedeckung und die Pferdehalter zur Schützenlinie.

Der General hat sich erhoben und schaut hinüber. Dort

setzt Hauptmann von Klitzing auch schon seine neunte Kompagnie gegen das Rivier hin ein. Ein Maschinengewehr geht auf dem linken Flügel in Stellung. Die Batterien machen im Feuer Kehrt, und nach heftigem Kampf scheint der Angriff abgeschlagen zu werden.

Aber da überflügeln die Herero den rechten Flügel der neunten Kompagnie. Ein zweites Maschinengewehr wird eingesetzt, es wird auch überflügelt.

Immer weiter greift der Feind herum. Von allen Seiten fliegen die Kugeln und schließlich muß in höchster Gefahr alles in die Schützenlinie, was irgend abkommen kann.

Eben soll Leutnant Leplow eine Kochsalzinfusion erhalten, die operierenden Ärzte, Stabsarzt Wiemann und Dansauer setzen ihre Tätigkeit unbekümmert um den Kugelregen fort, da erhalten sie von Oberstabsarzt Dr. Schian Befehl, den stark gefährdeten Verbandsplatz in das Rivier zu verlegen.

Während die Bewegung ausgeführt wird, greifen Ärzte und Leichtverwundete zum Gewehr, um dem heftigen Feuer etwas entgegenzusetzen. Leutnant Leplow stirbt, schläft ruhig, ohne Schmerzen durch den schweren Blutverlust, hinüber.

Der General hat auch ein Gewehr genommen. Wie alle anderen liegt unser oberster Führer auf der Erde. „Ruhig schießen!“ klingt seine Stimme durch das lebhafte Feuer und er schießt von diesem Platz aus, bis der Kampf einen ruhigeren Gang bekommen.

Dunkelbraun und surrend fliegt ein unermeßlicher Heuschreckenschwarm, die Sonne verfinsternd, über das ganze Schlachtfeld.

Da flammt das Feuergefecht in letzter Heftigkeit noch einmal auf, und wie von unsichtbaren Gewalten gefaßt, wird die dunkle, lebendige Wolke zerrissen und in alle Winde zerstreut.

Leutnant von Watter kommt zu dieser Zeit von einer Patrouille, die er zur Verbindung mit Abteilung Deimling ritt, zurück. Er weiß noch nicht, daß seine Abteilung jetzt nach allen Seiten im Gefecht liegt, kommt aber in schneidigem Ritt gut durch die umklammernde Linie der Herero. Da knattert's ihm plötzlich furchtbar entgegen! Die Pferde schwanken und stürzen. Schwerverwundet liegt der Offizier neben seinem Unteroffizier, während das höllische Feuer eines Maschinen-

gewehrs über die beiden hinwegprasselt. Eine Wolke von Staub, Klatschen, Heulen und Knallen umgibt sie in fürchterlichem Durcheinander.

Daß wir so schwarz vor Schmutz und Sonnenbrand sind, und daß die Schwarzen zum Teil auch Korduniform tragen, hatte das jammervolle Versehen bewirkt. Der arme Gewehrführer war untröstlich, als das Unheil bemerkt wurde.

Leutnant von Watter meldete, daß die Patrouille glücklich gewesen sei. „Abteilung Deimling geht auf Waterberg vor!"

Dann wurde er zum Verbandplatz gebracht. Drei Kugeln gingen ihm durch die Brust! —

So liegt die Hauptabteilung nach allen Seiten im Gefecht. Hier im Rücken fallen aber bald nur noch vereinzelte Schüsse, während das Feuer in der alten Front vom Wasser her zuweilen wieder recht scharf wird.

Etwa um drei Uhr erhält der General durch den Waterbergheliographen endlich genauere Nachrichten von den anderen Abteilungen. Aber was er und die ganze Abteilung hier so sehnlich gehofft, erfüllt sich nicht.

Weder Deimling noch von der Heyde ist im Stande, heute noch bis Hamakari vorzudringen.

Deimling hat Waterberg genommen, die Strapazen, Mangel an Nahrung und Weide nötigen ihn aber, der Truppe Ruhe zu gönnen.

Die Abteilung von der Heyde liegt in schwerem Gefecht Ostnordöstlich Hamakari. Auf ihr Eingreifen ist ebensowenig zu rechnen.

Der General überlegt sorgenvoll die ganze Schwere der Lage. Soll die große, mit so vieler Mühe vorbereitete Schlacht nicht gelingen?

„Was bedeutete das, wenn der Schwarze jetzt Sieger gegen uns bliebe!" Es wäre nicht nur eine Niederlage deutscher Truppen. Nein, es bedeutete etwas kaum denkbar Schreckliches!"

Energisch richtet sich unser Führer auf. Der Widerstand der Herero ist zwar so stark, daß ein Angriff daran scheitern kann, aber die Wasserstelle muß bis zum Anbruch der Dunkelheit in unseren Händen sein. Die Truppe wird sonst zu sehr geschwächt, und die Schwarzen bekommen Verstärkung.

Als unser Bataillonskommandeur jetzt heranreitet und

wieder bittet, zum Angriff vorgehen zu dürfen, billigt der General seinen Entschluß.

Mühlenfels trifft sofort seine Anordnungen. Dann reitet er vor in die Schützenlinie und bespricht mit dem Kommandeur der Artillerie und Hauptmann Wilhelmi in kurzen Worten das Vorgehen.

Wie aus Erz gegossen sitzt er zu Pferde. Der „alte Isegrimm" wurde er heute von seinen Reitern getauft, und wirklich, die Adlernase in dem hageren, schwarzbraunen Gesicht, die graublauen Augen fest zum Feinde gerichtet, kein Kugelpfeifen stört seinen Gleichmut, der Name paßt!

So eigenartig brummig er zur Zeit der Ruhe oft war, so weist er jetzt dem Feinde grimmig die Zähne!

Langsam rinnt das Blut aus einer frischen Halswunde. Er achtet es nicht, bleibt hoch zu Roß, trotzdem die Herero in ihm den Führer erkannt haben und immer schärfer und hitziger auf ihn schießen.

Auf Oberleutnant von Kriegsheims Bitte steigt er endlich ab, trifft seine letzten Anordnungen in der Schützenlinie und läßt sich erst dann von Stabsarzt Dr. Eggel verbinden. —

Wartet ihr schwarzen Gesellen, jetzt wird es ernst!

Ein Rollen und Klappern ist hinter der Front zu hören. So gedeckt wie irgend möglich wird die ganze Artillerie vorgeführt.

Oberleutnant Lautenschläger reitet voran, erkundet den Weg.

Jetzt kommen die Kanonen in den Bereich des feindlichen Feuers! Vorne, dicht hinter der Schützenlinie, verteilt Major von Reitzenstein, hoch zu Roß, die Stellung für die Batterien, donnernd und polternd rasen die Gespanne heran, bis fünfzig Meter hinter die Linie. — Es ist ein furchtbarer Moment für alle Beteiligten.

Die Herero feuern mit der ganzen Kraft ihrer Linie. Unsere Schützen versuchen umsonst, die gewaltige Übermacht niederzukämpfen.

Da jagen die ledigen Gespanne zurück. Kräftige Arme greifen in die Speichen der Kanonen, in kurzen, schlimmen Minuten stehen beide Batterien auf die ganze vordere Linie der Infanterie verteilt.

Dann bricht es los. — Die ganze Artillerie und Infanterie

setzt mit Schnellfeuer ein. Die ganzen Maschinengewehre hageln ununterbrochen zwischen die feindlichen Reihen.

Das dröhnt und kracht, knattert und saust, als ob die Hölle auf Erden ist.

Verzweifelt wehren sich die Herero. Sie weichen nicht, erwidern das Feuer machtvoll auf drei bis vierhundert Meter.

Etwa fünfzehn Minuten dauert das Schnellfeuer aus Geschütz, Maschinengewehr und Gewehr. Dann geht die zehnte und rechte Hälfte der elften Kompagnie abwechselnd in kurzen Sprüngen vor. Die Kanonen werden mit vorgeschleift.

Jeder Mann hat den festen Entschluß, wir nehmen die Wasserlöcher jetzt um jeden Preis.

Das Feuer auf der linken Flanke ist fast noch heftiger als das von vorne aus den Wasserlöchern, Gräben und Kraalen.

Am linken Flügelgeschütz fallen hintereinander zwei Mann.

Eben will Stadthaus als Ersatz für sie in die Speichen greifen, da knickt er mit einem Wehlaut zusammen; Kugel durch beide Oberschenkel!

Babilas stürzt vorn über. Ein Schrotschuß traf Gesicht und Brust.

Nichts ist von der Bande zu sehen.

Mit hoch erregtem Gesicht richtet sich eben Schulz an dem Geschütz auf. Seine Brust fliegt von den Anstrengungen des Sturmes. — „Wo mögen sie stecken?“

„Da, dort! — Ach!“

Gerade, wie er den Arm hebt, sinkt auch er von zwei Kugeln getroffen zur Erde.

Der Geschützführer hat die Richtung gesehen. Er richtet über Visier und Korn auf einen hohen Termitenhaufen.

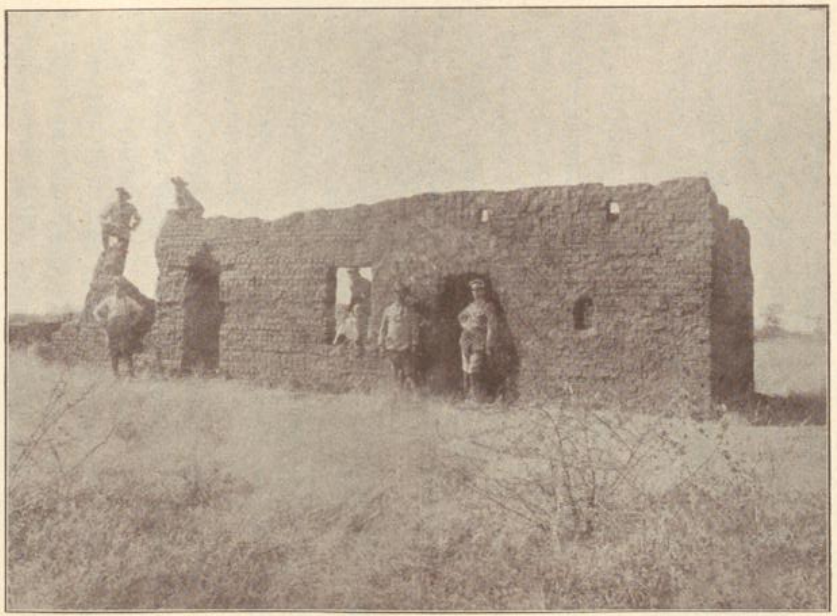
Da stecken gerade wieder zwei Gewehre am unteren Rande vor.

Ein kurzer Ruck an der Reißlinie, donnernd hallt der Schuß in das Kampfgetöse.

Das Krachen der Granate ist kaum zu vernehmen, aber der Termitenhügel fliegt in die Luft und mit ihm Teile von Menschenleibern.

Hinter der Trümmerstätte zucken eben zerrissene Körper. Ein Herero versucht mit zerquetschtem Oberschenkel wegzukriechen.

Nach einem Vorstoß von etwa hundertfünfzig Metern wird



Gross Hamakari. Haus des Händlers Leinsses.

das Schnellfeuer noch einmal eröffnet. Die Artillerie schießt über Visier und Korn.

Dann geht es auf der ganzen Front mit Hurrah etwa fünfzig Meter vor, die Schwarzen verlassen die Wasserlöcher, und bei dem Verfolgungsfeuer der deutschen Abteilung läßt die Gewalt des feindlichen Feuers etwas nach.

In der linken Flanke wird das Gefecht jedoch wieder kritisch. Die Schwarzen erringen Vorteil.

Mühlenfels sendet die beiden Geschütze neben Maschinengewehr 4 und einen Zug der zehnten Kompagnie unter Leutnant Stroedel zur Hilfe dorthin. So verstärkt kämpft der zurückgebogene Flügel das Feuer nieder und geht dann auch zum Sturm vor.

Es ist fast schlimmer als vorhin in der Front. Beide Führer der Maschinengewehre 1 und 2, Unteroffizier Scholz und Sturm fallen schwerverwundet beim Sturm über die freie Fläche. Aber nichts kann unsere braven Reiter halten. Der ganze gewaltige Kampflärm, der Gedanke, dies hier ist der letzte Sturm, jetzt müssen die Schwarzen weichen, alles treibt mit magischer Gewalt vorwärts.

Nach hundertfünfzig Metern wird Halt geboten. Der Flügel reißt sonst von der Abteilung ab.

Während Maschinengewehre und Infanterie das Feuer der Schwarzen erwidern, geht die Artillerie wieder vom linken Flügel nach vorne zurück.

Unterdessen haben die Herero zwei verzweifelte Angriffe auf die vorgehenden Wagen im Rücken der Linie und auf dem rechten Flügel gemacht.

Mit schwerer Not und Mühe gelang es dem Maschinengewehr 6, der neunten Kompagnie und den Truppen auf dem rechten Flügel, eine halbe zehnte Kompagnie und die sechste Batterie, sich des wütenden Ansturms zu wehren.

Die Batterien gruben sich in heftigem Feuer ein, um etwas Deckung zu bekommen. —

Die Wasserstelle ist nach schwerem Kampf unser. Aber der Feind umringt die Abteilung mit großer Übermacht. Sie bleibt nach allen Seiten hin im Gefecht, und es beginnt zu dunkeln. Plötzlich entzündet sich der Fesselballon. Er reißt sich los und schwebt als große Fackel langsam in die Abenddämmerung. Ein zweiter Ballon ersetzt ihn bald darauf.

Endlich wurde das feindliche Feuer schwächer, die Truppen wurden dicht um die Wasserlöcher zusammengezogen und blieben die ganze Nacht nach allen Seiten kampfbereit liegen.

Der Wagenpark, das Lazarett usw. waren unter Führung des Leutnants von Weech und Zahlmeisteraspiranten Geh nachgezogen worden. Sie lagen in der Mitte des Truppenkarrés, das nach verschiedenen Seiten Dornenhaue vor seiner Front errichtete.

Vom Feinde fielen allmählich nur noch vereinzelte Schüsse, wenn sie durch das Aufblitzen bei uns auf die Lage eines Reiters aufmerksam wurden. Er schien auch erschöpft zu sein.

Ein in der Dämmerung vorne vergessener Kartuschenkorb, wurde durch einen Schuß entzündet und brannte knallend mit hoher Flamme ab.

Um neun Uhr wurde das Schießen auf unserer Seite verboten. Das Feuer schwieg. —

Nach dem heißen Kampf empfindet jeder den Mangel an Trinkbarem sehr hart. Die Wasserlöcher werden bewacht, jedes Maß wird gewissenhaft verausgabt und verteilt. Anders ist an ein Erhalten der Menschen, Pferde und Ochsen nicht zu denken.

Aber der Durst quält, und so wie die Tiere mit Macht versuchen, ans Wasser zu kommen, so schrecken einzelne Reiter die besonders leiden, auch nicht vor Gefahr zurück, sich etwas Naß zu verschaffen.

Reiter Latureck verläßt trotz aller Warnungen seiner Kameraden das Lager, um aus einem Wasserloch, das zwanzig Schritt vor der Schützenlinie liegt, zu schöpfen. Leise verschwindet er im Dunkel. Die Kameraden meinen einmal ein Geräusch zu hören, aber Latureck kehrt nicht zurück. Herero schlugen ihn dicht vor der Front mit dem Kirri tot.

Der schwere Tag ist glücklich überstanden. Dankbaren Herzens lobt jeder seinen Gott, der ihn aus hoher Gefahr rettete, der unsere schweren Truppen so glücklich gegen die furchtbare Übermacht des grausamen Feindes geschützt hat.

Außer den Wachen liegt alles still und ruht von den Strapazen.

Trotz des Verbotes schlafen einige Reiter ein. Sie liegen wie tot auf der Erde, und mancher sieht träumend die furchtbaren Szenen des Tages wieder. —

Die dunkle Nacht ist so still. Ein paar hungrige Pferde haben sich losgerissen. Die armen Tiere, die den ganzen Tag außer zwei Pfund Hafer nichts bekommen haben, irren nach Futter umher, bis man sie wieder fest macht. In der ganzen Umgebung ist kein Halm Weide zu finden.

Vom Feldlazerett klingt die leise Klage, das Wimmern der Schwerverwundeten und Sterbenden.

Einmal nur ist ein Schakal zu hören. Sie sind heut ruhig, das furchtbare Konzert des Tages hat sie schüchtern gemacht.

Sie haben auch Beute genug.

Einzelne Schüsse der Posten auf dunkle Schatten verhallen. Sie stören die Schläfer in der Verteidigungslinie nicht. —

Leise dämmert der Morgen; die rote Felswand des Waterberges erglüht bald im ersten Sonnenstrahl. Das Werk des gestrigen Tages steht jedem, der gestern Abend übermüde auf die Erde gesunkenen Krieger wieder vor Augen.

Die Abteilung von der Heyde ist's, die hier liegt. Sie hatte Schlimmeres durchgemacht als alle die anderen.

„Wer von uns nicht beten konnte, der hat es heute gelernt", hatte der Führer gestern Abend gesagt.

Als der Kanonendonner im Norden, auf den Heyde abgebogen war, gegen Mittag verstummte, war die Abteilung, wie befohlen, südwestlich auf Hamakari marschiert.

Drei Kompagnien Infanterie und zwei Batterien zählte sie.

Die Gefechtsstärke war durch die Anstrengungen der letzten Tage und Monate so herabgemindert, daß jetzt keine hundertzwanzig Reiter vorne im Haupttrupp marschierten.

Etwa sechzig Gewehre marschierten weiter rückwärts zum Schutze der Artillerie, die mit ihren äußerst erschöpften Bespannungen im Dornbusch nicht so schnell folgen konnte.

Und diese schwache Abteilung traf jetzt nach anstrengendsten Märschen auf die Hauptmacht der Herero.

Von Waterberg, Otjosongombe und abends auch von Hamakari her wältzte der Strom sich heran, nach Zehntausenden zählend. Überall waren sie geschlagen worden. Jetzt wollten sie hier mit verzweifelter Kraft den letzten Durchbruchsversuch wagen.

Das stolze Volk der Herero von 80 000 Seelen sollte nicht diesen dünnen Ring der Deutschen brechen?

Mit der vollen Gewalt ihrer Übermacht warfen sich die schwarzen Krieger auf die Abteilung von der Heyde. Von allen Seiten brachen sie herein, so daß Spitze, Gros der Infanterie und Artillerie, jedes für sich in getrennten Karrés den Kampf aufnahmen.

Es entspann sich ein erbittertes Gefecht. Immer wieder versuchten die Herero, die kleine Abteilung zu überrennen. Der Ansturm war so gewaltig, daß ihre Reihen an einer Stelle bis auf fünf Schritt an unsere Linie stürmten.

Die deutschen Reiter wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung. Wohl pochte das Herz, wenn der Feind in gewaltiger Übermacht immer näher, erschreckend nah, heranschlich und stürmte.

„Ruhig zielen! Jeder Schuß muß tötlich sitzen!“ tönten die Worte der Führer, und jedes Mal mußten die Schwarzen, oft im letzten, kritischsten Moment, dem möderischen Feuer weichen.

Bis zum späten Abend versuchten sie immer wieder, diese harte Klippe in ihrem Wege zu sprengen.

Durch List kamen sie noch in der Dunkelheit zweimal bis dicht vor unsere Fronten.

Es traten Augenblicke ein, in denen niemand glaubte, lebend aus diesem Kampfe hervorzugehen. Wie furchtbar, ein Untergang der ganzen Abteilung durch diese bestialischen Horden! Bestialisch im schlimmsten Sinne, den man erdenken kann!

Der wilde Kriegsschrei in nächster Nähe ließ fast das Blut in den Adern erstarren.

An den einzelnen Reiter, der schon geschwächt in den Kampf ging, wurden seelische Anforderungen gestellt, wie in keiner europäischen Schlacht.

Spät abends war es vor allem durch das kühne Wagen des Hauptmanns Freiherrn von Wangenheim und des Abteilungsführers, geglückt, Artillerie und Infanterie zu vereinigen. Die Abteilung bezog völlig erschöpft, ein gesichertes Lager.

Der ganze Stamm der Herero aber zog die ganze Nacht hindurch und vor allem den folgenden Tag mit der letzten geretteten Habe weit von der Abteilung entfernt durch den Busch nach Osten zum großen Omuramba.

Sie hatten an diesem Tage hier in der Waterberg-Ebene unzählige Verluste erlitten. Ihr Stolz war an deutscher Zähigkeit zerschellt. Ein fluchtartiger Rückzug sollte weite Strecken zwischen Herero und Deutsche schieben.

Unser General mußte den Truppen einen Tag Ruhe lassen. Dann zog er mit Mühlenfels und Deimling gen Osten, um die Herero zu verfolgen.

Den Weg, den der Volksstamm genommen hatte, war weithin kenntlich und zeigte mit greifbarer Deutlichkeit, wie furchtbar der Eindruck der letzten Gefechte die stolzen Herero erniedrigt hatte, mit wie hastiger, nichts achtender Furcht sie vor uns geflohen waren.

Brüllend vor Durst und Hunger standen Hunderte und Tausende von Rindern, das Nationalvermögen des Volksstammes, rettungslos dem Tode preisgegeben, zu beiden Seiten der Pad.

Verwundete, Greise und Kinder, lagen verschmachtend unter den Büschen. Sterbende, die nicht mehr die Kraft hatten, sich das Ungeziefer vom Leibe zu halten, lagen hilflos verlassen.

Brennende und halb verbrannte Werften, in denen Hausrat, Frauenschmuck und totes Vieh bunt durcheinander lagen, zeigten, wie weit unsere Granaten gereicht hatten.

Wertvolle Felle, Straußenfedern, Schreibgerät, ganze Wagen wertvoller, auseinander gerissener Sachen hatten sie im Stich gelassen.

Die großen Menschenmassen mußten schrecklich unter dem Durst gelitten haben. An der Pad lagen Kälber, Schafe und Ziegen mit frisch durchschnittenen Kehlen. Das Blut war ihnen ausgesogen worden.

So zeigte sich den Truppen bei der Verfolgung viel ergreifendes Weh.

Kinder von vier und fünf Jahren sahen die Deutschen erstaunt an und suchten dann weiter nach Feldkost.

Wie kleine wilde Tiere lebten sie ohne Hilfe weiter!

Manchen Reiter riß das Mitleid hin, von seinem Hungerbissen, von seinem letzten nassen Schluck etwas abzugeben.

Es war ein schwerer, mühevoller Weg. Unsere Marschkolonne riß oft auseinander. Die Flanken der Pferde bluteten vom Einsetzen der treibenden Sporen, und manches arme Tier

blieb verdurstend liegen.

Überall war die Weide von dem Hererovieh abgegrast worden; unsere Ochsen und Pferde wurden ohne Fressen und Saufen jede Stunde matter.

Vor Hunger fraßen sie den nackten Dornbusch an. Den feuchten Boden eines ausgetrockneten oder ausgetrunkenen Vley's leckten sie gierig; er war kühl und feucht. —

Menschenleichen und Ochsenkadaver schwollen in heißer Sonne bald hoch auf. Die ganze drückende Luft wurde allmählich verpestet, und die weit vorreitenden Patrouillen meldeten noch immer nichts vom Feinde, sie hatten auch noch kein Wasser gefunden. Alle Vley's und Wasserlöcher waren trocken. Die Herero hatten den Inhalt verbraucht.

Schließlich gab es in Omupanda nach langem, unendlich beschwerlichen Marsch mit Hunger und Durst das erste Wasser.

Aber schaudernd wandte sich mancher Durstige ab, als er die Flüssigkeit sah.

Sterbende Ochsen und Menschen waren in Durstesqualen in die Wasserlöcher gelaufen. Hatten die Kräfte nur soweit gereicht, hatten sich die Wahnsinnigen gegenseitig solange gedrängt und gestoßen, bis sie nicht mehr konnten? Die verwesenden Leichen lagen jetzt in dem kostbaren Naß. Sie wurden mit Ochsengespannen herausgeschleift, und dann blieb eine dicke blutige Suppe übrig, die nach Toten roch.

Die durstigen Tiere bekamen nichts.

Unaufhaltsam ging es dann weiter. —

Als dem General am späten Abend noch immer kein Wasser gemeldet wurde, und die Nachricht kam, daß die Herero nach Südosten auf das wasserlose Sandfeld hin geflohen seien, gab er schweren Herzens den Befehl zum Rückmarsch.

In der Kühle der Nacht wurde er angetreten, aber mancher Reiter blieb vor Hunger, Durst und Müdigkeit weit zurück. Vor allem die noch uneingelebten Reiter des zweiten Regiments rissen die Marschlinie lang auseinander. Die eisernen Portionen waren zu oft dividiert worden. Die Strapazen waren zu groß gewesen.

Ein großer Erfolg war durch diese ernergische Verfolgung aber doch erreicht worden. Die Herero, die zum großen Teil zuerst versucht hatten, den wasserreichen Omuramba-om-ua-Matako abwärts nach Nord-Osten zu fliehen, waren durch das

scharfe Nachdrängen gezwungen worden, ihren Weg nach Süd-Osten und Süden auf das wasserlose Sandfeld zu zu nehmen. Nach Norden hätten sie uns entweichen können. In dieser Richtung war es schlecht möglich.

Große Wirkung hatte bei der Verfolgung eine Abteilung unserer bestberittenen Truppen unter Major von Estorff erzielt, die weit nördlich herumholend von Nord-Osten auf das Flußbett des großen Omuramba stieß.

In dem trockenen Bett aufwärts marschierend, stieß Estorff auf große ihm entgegenfliehende Hereromassen.

Einmal zeigten die Schwarzen noch Offensivgeist. Sie griffen selbst an, wurden aber in mehreren Gefechten geschlagen und unter großen Verlusten mit den anderen Massen nach Süd-Osten und Süden abgedrängt. —

Die Schlacht ist geschlagen, die erste Verfolgung beendet. Nach unsäglichen Tagen gibt es etwas Ruhe, und langsam kommt die Freude über den Sieg.

Am 18. wurde uns allen folgendes Telegramm an unseren General vorgelesen:

Wilhelmshöhe, 16. August 1904.

„Mit Dank gegen Gott und hoher Freude habe Ich Ihre „Meldung aus Hamakari über den erfolgreichen Angriff des „11. August auf die Hauptmacht der Herero empfangen. „Wenn bei dem zähen Widerstand des Feindes auch schmerz-„liche Verluste zu beklagen sind, so hat die höchste Bravour, „welche die Truppen unter größten Anstrengungen und Ent-„behrungen nach Ihrem Zeugnis bewiesen, Mich mit Stolz „erfüllt und spreche Ich Ihnen, den Offizieren und Mann-„schaften Meinen Kaiserlichen Dank und Meine vollste An-„erkennung aus.

Wilhelm.

Doppelt bricht sich der Jubel nun Bahn. Unser Kaiser ist stolz auf uns, jetzt sagt er es in diesen Worten. Unser Kämpfen und Leiden ist anerkannt.

So schnell ist das Schlechte und Schwere der letzten Monate vergessen. Wir sind alle bereit, weiter immer weiter für unseren

hochverehrten Kaiser und obersten Kriegsherrn alles einzusetzen bis zum letzten Atemzug.

„Es lebe unser Kaiser, unser deutsches Vaterland!“

Kapitel VIII.

Der Typhus.

Auf die Nachricht, daß der Feind sich mit größerer Macht am Rande des Sandfeldes noch einmal gesetzt hätte, befahl der General nach kurzer Ruhepause eine zweite große Verfolgung, die, weit von Norden und Süden herumholend, verhindern sollte, daß die Herero wieder in den jetzt freien Teil der Kolonie zurückfluteten.

Sie sollten, wenn möglich, gezwungen werden, in das Sandfeld zu fliehen.

Die Abteilung von Fiedler, zu der unsere achte Kompagnie gehört, sollte vorläufig in Waterberg, dem alten zerstörten Ort, bleiben. Alle Verwundeten und Kranken wurden auch dorthin geschafft.

Wir hatten am 11. wirklich großes Unglück. Wie unsäglich schwer hatten die anderen Abteilungen gegen die gewaltige Übermacht kämpfen müssen! Uns war es nicht vergönnt, an geschlossene schwarze Truppen zu kommen. Mit elenden Banden, die immer gleich ausrissen, kamen wir nur zusammen.

Nur wer mit Leib und Seele Soldat ist kann unseren Kummer verstehen. Wie hatten wir uns auf diesen Tag gefreut, alle Strapazen stillschweigend ertragen; und nun war es nichts! Warum konnten die Herero nicht nach unserer Seite kommen?

Da liegen die anderen glücklichen Truppenteile. Die meisten sind sogar schon auf dem Marsch zum Sandfeld. Sie werden neue Lorbeeren ernten. Und wir? „Wir liegen hier still!“

Ein kleiner Trost wurde uns aber doch. Es hatten sich

ganze Teile des Hererovolkes abgesplittert. Sie saßen jetzt in den tiefen Schluchten des Waterbergs.

Unserer Kompagnie gelang es nun am 28. August, bei Okamuru unbemerkt an eine große besetzte Werft zu kommen.

Bei Morgengrauen griff unser Hauptmann an; es gelang nach kurzer Zeit den Feind zu schlagen und ihm einen Verlust von sechzehn Toten zuzufügen.

Wir hatten keine Verluste. Die Herero waren aber so eilig geflohen, daß wir ihre sämtlichen Toten und Schwerverwundeten zwischen den Pantoks und Büschen fanden.

In Waterberg selbst ist das Leben schwer. Seit dem 11. August haben unsere Tiere schon keine richtige Weide gehabt. Auf viele Meilen weit haben die nach Tausenden zählenden Rinder und Kleinviehherden der Herero alles bis auf den Stumpf abgefressen. Die ganzen weicheren Zweige der Dornbüsche sind schon herunter.

Das einzige Graugrün, was man sieht, sind dichte, niedrige Sansevierenrondels, die mit scharfen Spitzen jedes Durchgehen verwehren.

Die jetzt ausgetrockneten Pflanzenstöcke sind weder für Tier noch Mensch genießbar.

Als wir nach durstigem Marsch endlich in Waterberg Wasser zu finden hofften, floß der Bach mit schwarzem stinkenden Inhalt dick und faul durch den zerstörten Ort. —

Die Leichen der Schwarzen, des verhungerten und verdursteten Viehes verderben die Luft auf Meilen.

Unsere Pferde treiben wir an dem Bach entlang, immer höher den terassenförmigen Abhang des Waterberges hinauf.

Ganz oben unter dem Steilabfall sind zwischen Sumpf und wildem Felsgeröll die einzigen grünen Halme zu finden.

Aber die Pferdewache hat schwere Arbeit. Oft versteigen sich unsere schwachen Pferde so zwischen den Felsen, oder sie sinken so tief in den Sumpf, daß die Leute von der Kompagnie Hilfe haben müssen, um die armen Tiere zu befreien.

Die Weide genügt auch hier nicht. Jeden Tag verhungern einige Tiere.

Das Wasser ist hier oben an der Quelle gut. Wir scheuen die beschwerliche Kletterpartie nicht, holen jeden Tag von hier den Bedarf.

Zwei europäische Gebäude stehen hier, allerdings ohne

Fenster und Einrichtung, unversehrt. Das ist die Kirche und auf der ersten Stufe des Hanges das Haus des Missionars.

Seit den letzten Tagen hat sich eine schreckliche Krankheit unter uns eingenistet. Die großen Strapazen, Hunger, Durst und schlechtes Wasser haben uns den Hungertyphus gebracht.

Dort in die beiden Häuser wandern jeden Tag neue Kranke aus unserer Mitte. Dort liegen sie, von den Schwerverwundeten des Elften nach Möglichkeit getrennt.

Da kein Haus aufzutreiben ist, bildet der Woilach auf hartem Fußboden die Lagerstatt für die Kranken.

Wie jammervoll das bei den fiebernden und sterbenden Menschen aussieht, ist nicht zu beschreiben.

Ärzte und Sanitätspersonal kommen Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Die nötige Krankenkost fehlt. Sehnlich erwartet man das zweite Feldlazarett.

Ebenso wartet die ganze Truppe auf Nahrung.

Wir schlagen uns jeden Tag ein junges Rind tot und essen das Fleisch auf unsere Afrikamanier. Salz fehlt gänzlich.

Unsere Kompagnie hat noch etwas Makkaroni. Der Hauptmann gab sie für die Kranken.

Dann fuhr ich mit einem Wagentransport nach Okowakuatjivi zurück, um Proviant heraufzuholen. Hin und zürück war ich etwa drei Wochen mit etwa vier Weißen und sonst nur Schwarzen unterwegs.

Wir erholten uns trotz des anstrengenden Wachtdienstes weil wir zu jagen und auf dem Rückweg auch Proviant hatten. Aber einige Ochsen brachten wir zuletzt nur noch mit Feuer vorwärts. Sie blieben liegen und waren anders nicht zum Aufstehen zu bewegen.

Im alten Etaneno bin ich auch gewesen. Die kleine Besatzung der Heligraphenstation hat unser großes Lager aufgegeben; den großen Kriegskraal, dessen Strauchwerk durch die heiße Sonne ausgedürrt und zusammengefallen ist, verbrennen sie allmählich. Für einige Pferde und zusammengeräuberte Kühe haben sie sich einen kleinen Kraal gebaut.

Um den Bismarckturm hat der Unteroffizier nach zwei Seiten eine über mannshohe Mauer errichten lassen. Innen ist ein großes gemauertes Wasserbassin, so daß die kleine Heliographenstation sich lange in einer Belagerung halten kann.

In Okanjanda wurden wir beide Male vom Sergeant Rup-

pert, der damals von unserer Kompagnie dort zurückgelassen wurde, sehr gut aufgenommen. Wir verlebten dort nette Rasttage.

Okowakuatjivi war noch von Leutnant Wagner besetzt. Er hatte gerade Befehl bekommen, seiner Kompagnie zu folgen. Das war sehr angenehm für mich. Von Okanjanda aus, wo der Weg schlecht erkennbar wird, schloß er sich mir an, und wir reisten bis Waterberg zusammen.

Unterwegs trafen wir in Osondjache unsern Leutnant Kaufmann mit einer Patrouille, später in der Nähe von Milchwasser auch Leutnant Ehrhardt.

In Waterberg war unterdessen das zweite Feldlazarett und eine Proviantkolonne angekommen. Mit den Vorräten dieser Wagen war die größte Not auf einige Zeit gelindert.

Die Pferde sind unter der 6. Kompagnie nach Otjosongombe gekommen, da dort noch mehr Weide ist.

Unsere Kompagnie ist am westlichen, dem größten Bach höher, bis auf die dritte Stufe, von unten gerechnet, gezogen. Da liegen wir jetzt in kleinen, von unseren Zeltbahnen gefertigten Zelte wie in Etaneno.

Wir fangen an, den Sumpf, der die Moskito und Malaria bringt, zu entwässern, auch Linsen, Erbsen und Bohnen zu bauen, die wir aus unseren Vorräten nehmen.

Dazwischen werden Patrouillen geritten. Aber der Typhus ist schlimm. Jeden Tag tragen wir ein oder zwei aus der Kirche auf jenen stillen Fleck dort am Buschrand. Fast jeden Tag müssen wir ein Ehrengeleit stellen, und wenn dann der Körper langsam in das Grab sinkt, die heiße Erde dumpf auf die letzte Decke, den Woilach fällt, stehen wir stumm und weinen nicht einmal. Die Ehrensalve kracht über den Hügel. Ein kurzes Gebet wird gesprochen. Wir ziehen hinauf zum Werk.

Am andern Tag kommt eine andere Korporalschaft dran. Ein Reiter sieht besonders gelb und elend aus. Bei der Salve kommt sein Schuß nach.

Ahnt er, daß bald auch sein Grab gegraben wird?

Einige Stunden später zieht er mit seinen Sachen ins Typhuslazarett.

So gehen die Tage dahin. Major von Fiedler zieht mit den ganzen Truppen gen Osten zur Sandfeldexpedition. Trotz

inständigster Bitten läßt mich der Hauptmann bei der kleinen Besatzung unter Leutnant Ehrhardt hier zurück. Er meinte, ich müßte mich etwas erholen. Das ist sehr traurig für mich!

Während der Abwesenheit der Kompagnie übernehme ich den Garten und die Kammer als Unteroffizierdiensttuer.

Die Kammersachen stehen in einem alten Gemäuer ohne Dach, in Kisten verpackt.

Das Leben bleibt dasselbe wie vorher. Essen ist immer knapp, und wir haben die schönste Gelegenheit, schlank zu bleiben, wenn die sehnlichst erwarteten Kolonnen wegen schlapper Ochsen und zu wenig Wasser ausbleiben. Aber das ist zu ertragen.

Wenn nur das furchtbare Sterben nicht wäre! Es wirkt so schrecklich lähmend, wie der Tod so ohne Wahl einen nach dem andern nimmt, den lustigsten wie den ernstesten Kameraden plötzlich hinwegreißt.

Liegen sie erst einmal in der Kirche, dann kehren sie selten zurück.

Bei allen andern Truppenteilen, die Waterberg mitmachten, soll es ähnlich hergehen.

Leutnant Ehrhardt hat sich ganz verändert, mancher von uns wohl auch. Es ist sehr viel stiller im Lager geworden. —

Es ist Feierabend. Ich komme mit Pfeiffer von der nächsten höher gelegenen Terrasse, wo ich mühsam zusammengesuchte Bananenpflänzchen am Rande des Sumpfes an einem Abflußgraben pflanzte.

Am Bach, wo wir den Trinkwasserfilter an zwei Pfähle geschraubt haben, sitzt ein Reiter, den Kopf in die Hände gestützt und singt unser „Lied der Heimat".

Leise und schwer klingen die Worte; mitten im dritten Vers hört er auf und merkt garnicht, daß wir vorbeigehen.

Bei dem Appell nachher verkündet Leutnant Ehrhardt, daß er mit uns eine Patrouille gehen will, wir sollen uns ein Stück Brot in die Tasche stecken und die Feldflasche mit Kaffee füllen.

Die Reiter, die mitgehen, sind froh. Endlich gibt es wieder Abwechslung. Hoffentlich kommen wir an den Feind!

Nachts halb zwölf Uhr weckt der Posten. Wir erheben uns schnell, ziehen die Stiefel über, den Rock an, dann kommt der Patronengurt und die treue Büchse.

Jeder ißt ein Stück trocken Brot und trinkt Kaffee dazu,

den ein Hierbleibender uns kochte.

Dann wird ein festes Stück Brot hinten in die Rocktasche gesteckt (Belag, Butter oder so etwas haben wir nicht), und wir treten an.

Da tritt auch schon Leutnant Ehrhardt aus dem Zelt, er begrüßt uns leise, und wir steigen schweigend in der Kolonne zu Einem bergan.

Bis zu der obersten Terrasse geht es ganz gut. An dem alten Pferdeweideplatz fängt das Schwierige des Aufstiegs an.

Bis zu dem etwa 80 Meter hohen Steilabfall, der Krone des Berges, deckt den Hang ein Wirrwarr von herabgestürzten Felstrümmern. Wir müssen uns mehrfach gegenseitig stützen und schieben um hindurchzukommen. Ganz oben, wo Vieh und Menschen nicht hinkommen, hindert auch dichtes Gestrüpp, Gras und Schlingpflanzen.

Am Eingang der tiefen wildzerrissenen Schlucht, die mit vielverschlungenen Nebengängen den einzigen Weg auf das Hochplateau bietet, machen wir Halt, um etwas Atem zu schöpfen.

Wunderbar still liegt die Nacht über der weiten Steppe zu unseren Füßen. Hier oben ist es schön, das sagen wir einstimmig.

Bald geht es weiter. Die Felswände rechts und links werden immer niedriger, schließlich hören sie ganz auf. Auf einem kleinen Fußpfad steigen wir nur noch ganz wenig. Das Felsgeröll schwindet mehr und mehr. Wir marschieren in freier Steppe, die von mittelhohen Laubbäumen ohne Dornen bestanden ist. Gras bedeckt meist den Boden.

Nun biegen wir nach Westen ab und wandern ohne Weg in die Nacht, Mond und Sterne als Weiser benutzend.

Der Marsch kommt uns nach dem beschwerlichen Aufstieg wundervoll leicht vor.

Allmählich wird der Boden wieder steiniger. Felsige Pfannen liegen im Busch, die in der Regenzeit anscheinend voll Wasser gestanden haben.

Dann kommen wir wieder zwischen Felsen und klettern stundenlang in romantischen Schluchten oder auf steilen Höhen entlang.

Eigenartige Gebilde stehen links und rechts. Wind und Wetter haben gigantische Tierformen aus dem roten Sandstein

gebildet. Schlösser und Burgen, alles mögliche sieht man, vom Mondlicht übergossen, zwischen tiefen Schatten stehen.

Manche Felsblöcke liegen so halsbrecherisch übereinander, daß man sie mit einem Finger umstürzen zu können glaubt.

Es ist oft ein recht schweres Klettern, vor allem als wir jetzt in einer ganz schmalen, steilen Schlucht wieder abwärtsgleiten.

Stachliche Euphorbien schmücken die roten, zerrissenen Wände mit langen gewundenen Armen. Vergebens versuchen wir, die giftige Pflanze als Halt zu benutzen. Die Hände sitzen nach dem ersten Griff voller Stacheln, die mit vielen Widerhaken fest anhaften.

Sehr schnell kommt der Tag. Die Sonne scheint nach der eigenartigen Beleuchtung hinter dem Gebirge schon aufgegangen zu sein.

Plötzlich bei einer Biegung haben wir durch ein kleines Felsenfenster einen weiten Blick über das flache Land.

Bei der klaren Morgenluft können wir meilenweit sehen. Dort rechts liegen Gebirge.

Unter uns schimmerte eine alte Pad und verlassene Hererokraale deutlich durch den Busch. Wie mit Spielzeug erbaut liegt alles vor uns. Aber kein Lebewesen, kein Rauchwölkchen ist weit und breit zu erblicken.

Die Sonne ist höher gekommen, sie steht tief rechts vor uns und taucht die Landschaft mit ihrer jungen Kraft in frische Farben. Wir sind also am Nordhang des Gebirges. Beim Abwärtsklettern kommen wir an eine sehr verwilderte Wasserstelle. Sie liegt dicht am Fuße des Steilhanges.

In dem dichten Buschwerk wird ein starkes Stück Wild bergab polternd flüchtig.

Einige Nothütten zeigen, daß hier während und vor den Kämpfen ein feindlicher Späherposten gehaust hat.

Wir können nicht weit von dem Paß entfernt sein, der das hohe Vorplateau von dem Waterberge trennt.

Sorgfältig untersuchen wir alles auf frische Spuren, finden solche aber nur von Wild und Affen.

Dann geht es an den Rückmarsch, der vor allem im ersten steigenden Teil recht beschwerlich wird. Die Rasten sind kurz. In voller Sonnenglut klettern wir wieder durch das wilde Felsengewirr. Die heimlichen Höhlen, die tiefen gewundenen Spalten

im Fels sehen so geheimnisvoll aus, daß man den ganzen Bergteil näher untersuchen möchte.

Man denkt unwillkürlich am Kindermärchen, Geister und große Schätze, die hier verborgen sein müssen.

Ein ideales Versteck für unser hohes Raubwild und ganze Räuberhorden ist es sicher.

Ein kühler Luftzug von Morgen her lindert etwas die Hitze zwischen den wärmeatmenden Felsen. Die Feldflaschen sind mittags leer.

Lebewesen sind nicht zu entdecken, aber frische Fährten von Großwild und Pavianen.

Auf einem Felsrücken liegt eine unexplodierte Granate, die wir mitnehmen.

Nachmittags, etwa um zwei Uhr, biegen wir von der freien Fläche etwas nach Süden ab, um uns vom Rande des Hochplateaus aus zu orientieren. Nach einigem Klettern sind wir bald dicht über dem Steilrand und genießen von hoher Felsenkanzel denselben Blick wie auf der Nordseite des Berges.

2300 Meter sind wir etwa über dem Meeresspiegel, über der Steppe ungefähr 300 Meter.

Waterberg erkennen wir noch links von uns an dem Streifen hoher Bäume, der am Rande des Baches weit in die Steppe geht.

Vor uns scheint auch viel hoher Wald zu sein. Es ist jetzt alles kahl und grau vom Staub.

Südöstlich liegt, anscheinend ganz nah in der Steppe, der rote Rücken der Okawakaberge. Man meint, deutlich die wilden Schluchten erkennen zu können.

Weit dahinter zeichnet sich der Doppelkegel des Omatakoberges wie eine hohe Kuppe gegen die klare Luft scharf ab. Links im Südosten erstreckt sich das Sandfeld. Unendlich scheint es zu sein. Wie im leichten Nebel zerfließt sein äußerster Horizont. Zwei hohe, dünne Rauchsäulen formen sich dichter und dichter. Sie wandern wie riesige Gespenster aus jener Gegend heran, wo die Herero ins Ungewisse geflohen sind.

Von Osten nach Westen bewegen sie sich anscheinend ganz langsam, bis sie hinter der Wand der Okawakaberge verschwinden. Dann liegt das Bild wieder still in der glühenden Mittagssonne.

Endlich nach dem dritten vergeblichen Versuch gelingt es

uns, den Abstieg zu finden.

Ermattet von dem beinah 20stündigen Marsche in voller Sonnenglut, mit nur einem Stück trocken Brot und der Feldflasche lassen wir uns an dem klaren Felsenquell nieder. Hier oben ist das Wasser sicher noch nicht verseucht. Wir trinken das silberne Naß und strecken uns in kühlem Schatten. Es war eine nette Gebirgstour, die man später Vergnügungsreisenden, eventuell mit Führern, auf Tage eingerichtet, wohl anraten kann. —

Die Wagenkolonne will wieder gar nicht kommen. Seit einer Woche müßte sie schon hier sein, und Schmalhans küchenmeistert in unangenehmer Weise. Dazu kommt, daß wir uns jetzt oft vergebens auf den Schlachtochsen von Otjosongombe freuen. Das infame Vieh kneift auf dem Herwege meistens aus, und unser Magen knurrt in ohnmächtiger Wut einen Tag länger. (Wir bekommen nämlich nicht jeden Tag Fleisch.) — Der Typhus wütet weiter. —

Die Truppen sind nach langer Abwesenheit wieder angelangt. Wie immer nach solch einem Zuge kommen die Reiter mit langen Bärten und Haaren, hager, schwarzbraun vor Sonnenbrand und Staub, an. Die Kleidung ist abgerissen. Aber sie sind lustig. Es war wieder ein mannhaftes Ringen mit der Dornennatur dieses Landes, und hier nach dem Norden war es den Herero nicht möglich gewesen, durchzubrechen.

Einige sind wieder krank. Schweigend ziehen sie in die Kirche. Im ganzen aber ist die Stimmung gehoben. Es werden Patrouillen geritten, und Leutnant Kaufmann entdeckt stärkere feindliche Kräfte am Südhange der Okawakaberge. Bulton, Trockenfleisch auf die Dornensträucher gehängt, machte ihn auf einen kleinen Posten aufmerksam, der aufgehoben wurde. Zu Fuß über das Gebirge steigend, sahen sie dann aus hohem Felsenversteck, wie der Feind seine Rinderherden sorglos zur Weide trieb. Es gelang Leutnant Kaufmann, unbemerkt davonzuschleichen. Gestern kam er nach scharfem Ritt mit der Meldung hier an.

Viel gesprochen wird über die Sache nicht. Wir wollen es unter unsern Schwarzen nicht laut werden lassen. Den schwarzen Kerls ist nicht zu trauen. Immer sind wir von Kundschaftern und Spähern umgeben.

Heut' saß ich bei Sergeant Trenkler im Proviantraum, einem

alten viereckigen Hererohause, ähnlich wie die, in denen wir in Okanjanda lagen. Da sah ich, wie im Halbdunkel eine Schlange lautlos durch das Dachgesperr glitt. Leider konnte ich sie nicht erwischen. Sie verschwand in einer Ritze der Lehmwand.

Trenkler schläft in dem Raum auf der Erde und erzählte, daß diese unangenehmen Gäste nachts wie die Ratten um ihn herumrascheln, und daß neulich eine von der Decke platschend dicht neben ihm auf die Erde gefallen ist. Mit dem Arme fühlte er noch den naßkalten Leib des Reptils.

Es war ein gehöriger Schreck. Wahrscheinlich sind sie doch giftig. Ich würde lieber unter freiem Himmel schlafen als mit diesen Tieren zusammen.

Mit einem kleinen Grausen gedenke ich immer an jenes ersten Zusammentreffens mit einer „schwarzen Mampa". Der Blick des vor uns züngelnden Reptils hatte etwas eisig Bannendes.

Mir ist all dieses Kriechzeug, Vogelspinnen, große Eidechsen und Skorpione, etwas äußerst Ungemütliches.

Wenn ich daran denke, schüttele ich jeden Morgen meine Stiefel aus und sehe mich um, ob auch nichts neben mir liegt.

Grund zur Furcht haben wir eigentlich nicht. Die meisten dieser Tiere wehren sich nur, wenn man sie plötzlich ganz dicht überrascht. Sie haben selbst Angst vor den Menschen, und uns ist solange wir im Lande sind, noch nichts passiert.

Kapitel IX.

Der Uberfall in den Okawakabergen.

Es war am 16. September, da wurden die führenden Offiziere gegen Abend zu Major von Fiedler befohlen.

Unter dem wilden Feigenbaum unten am Wasser hat der Abteilungskommandeur sein Lager aufgeschlagen. Dort wurde unter dem riesigen Blätterdach der Kriegsrat abgehalten.

Als unser Hauptmann wieder nach oben in unser Lager kam, sah manches Auge gespannt nach seinem Gesicht, aber es war nichts darin zu lesen.

Was wir erwarteten, trat am andern Tage ein. Die Gewehre und die Munition im Gurt waren noch einmal gesäubert worden. Die von Otjosongombe kommenden Pferde wurden geputzt, gefüttert und getränkt.

Um zwei Uhr, in drückender Hitze, ritten wir dann als die ersten ab.

Es geht auf der Pad nach Omuverumue am Waterberge entlang. Der Weg ist besser geworden. Statt der Leichen und Tierkadavern liegen jetzt bleichende Knochenhaufen links und rechts im Busch.

Nach langen Stunden rückt links die Wand der Okawakaberge, und rechts die des steilen Waterbergplateaus immer näher zusammen, bis wir, eineinhalb Stunden vor Dunkelheit etwa, den Omuverumuepaß mit dem breiten sandigen Flußbett durchreiten.

Rechts der Waterberg ist danach zu Ende.

Links nach Süden erkennen wir bald einen dunkelgrünen Strich am Gebirge, das Wasser von Okosongo Muingo.

Leutnant Kaufmann weist hinüber. Dort ist der Aufstieg

für heute nacht.

Trotzdem reiten wir weiter und halten erst nach Anbruch der Dunkelheit in gutem Grase Rast. Wir mögen vielleicht eine halbe Stunde von der Stelle entfernt sein, von der unsere Wagenspuren nach Milchwasser von dieser Pad nach Okateitei abweichen.

An den schnell entfachten Feuern essen wir etwas Brot mit Wurstkonserven. Sowie der Kaffee fertig ist, füllen wir die Feldflaschen und brechen schweigend zu Fuß nach Okosongo Muingo auf.

Dieses Vorbeireiten am Tage hatte den Zweck, die Herero über unsere Absichten zu täuschen.

Der Feind konnte ja die Spuren der Patrouille Kaufmann gefunden und nun seinen Posten hier am Vorderrande des Plateaus aufgestellt haben.

Unteroffizier Krause, der mit wenigen Menschen bei den Pferden zurückblieb, mußte darum unsere ganzen Feuer brennend erhalten.

Der Boden wird immer steiniger. Die Steine werden zu großen Felsen, und der Dornbusch wird niedriger. „Wacht en Betche“ nennen sie die Sträucher.

Wer von uns nicht warten will, sich eilig durch die Lücken quetscht, wird von den hakigen Dornen unbarmherzig festgehalten oder zerrissen. „Wacht en Betche!“ mahnen sie schmerzhaft, der Mann hält einen Moment, befreit sich und folgt den Kameraden, die immer weiter in die dunkele Nacht eilen.

Der Weg wird immer schwieriger, und Leutnant Kaufmann biegt links nach Westen hin um. Neben uns, im Süden, hebt sich dunkel und hoch das Gebirge.

Endlich sind wir am Wasser, erholen uns einige kurze Minuten und steigen dann langsam, einer hinter dem andern, bergan.

Neben dem plätschernden Bächlein führt ein steiler, kaum merklicher Pfad durch das Dickicht von Büschen, Bäumen und Schlingpflanzen; oft müssen wir uns in den Laubgängen bücken und so hindurchkriechen.

Wild romantische Felspartien zeigen einen dunkelen, glatteren Strich, den wir weiter als einzig erkletterbaren Weg verfolgen.

Manchmal ist das Wasser links von uns in einem felsigen Becken aufgestaut. Dann verschwindet es wieder auf einer sumpfigen Terrasse, immer begleiten uns seine Zeichen.

Ein lauter, dumpfer Schrei läßt uns plötzlich halten.

Kein Wort wird gesprochen. Stille herrscht in der weiten Natur.

Da wieder der hohle Schrei! Laut pflanzt sich sein Echo an den Bergen entlang fort.

Andreas erkennt jetzt den Ursprung. Wir haben einen Ochsenfrosch in seiner Einsamkeit gestört. Er warnt die Tierwelt und vielleicht auch den Hereroposten über uns auf dem Gebirge.

Das wäre schlimm für uns. Wir klettern schnell weiter.

Ein riesiger Baum, der mit armdicken Ästen bis dicht auf die Erde reicht, versperrt uns den Weg. Etwas rechts seitwärts finden wir ein Loch im dichten Laubwerk, und wir zwängen uns zwischen den eigenartig gewundenen Zweigen hinein.

Das Innere ist von dem Mondlicht, das durch das zitternde Laub fällt, ungewiß beleuchtet.

Durch die dicken, verschlungenen Zweige oder auch Stämme, das ist nicht erkennbar, windet sich wieder ein dunkler Streifen, den wir, halb kletternd, halb kriechend, als Weg benutzen.

Die Zweige sind an diesen Stellen auch wie abgegriffen und schmutzig.

Wahrscheinlich haben Affen die Spur hinterlassen und einsame Neger, die auf oder über das Gebirge wollten.

Wir mögen vielleicht die halbe Höhe erreicht haben, da schreckt uns wieder ein unangenehmer Radau. „Baou! baou! — Jaitsch!“ tönt es uns etwa 40stimmig in dunkelster und hellster Tonart entgegen. Laut echot die Felswand den Höllenlärm zurück.

Ein Rudel Paviane wird vor uns flüchtig, und lange noch können wir an dem Schimpfen ihren Weg an den Felswänden verfolgen.

„Baou, baou!“ klingt der dunkele Baß des Herdenführers immer wieder in weiter, dunkeler Ferne. —

Wir schimpfen innerlich auf die Ruhestörer. Wehe, wenn der Aufstieg am Steilabfall von Herero besetzt ist. Sie sind sicher alarmiert und können uns, wenn der erste oben über

den Rand guckt, einfach alle den Steilabfall hinabstürzen.

Einen andern Aufstieg gibt es auf Meilen nicht.

Jetzt sind wir so weit. Es mag zwischen zwölf und ein Uhr nachts sein. Die Wand steigt steil über uns in die Höhe.

Leutnant Kaufmann greift in die ersten Risse. Sich gegenseitig schiebend und hebend folgen der Hauptmann und die ganze Kompagnie.

Auf einem kleinen schrägen Absatz halten wir, um Luft zu schöpfen.

An kurzem Strauchwerk, das aus den Ritzen wächst, an Zacken und Spalten im Fels halten wir uns. Ein leichter, kühler Wind kommt an den Bergen entlang. Unter uns gähnt der dunkele Abgrund, aus dem es lauwarm emporzusteigen scheint.

„Brrr! Wenn jetzt jemand ausrutschte!“ Das Aufschlagen würde man hier oben noch hören.

Der Blick auf die weite, mondbeschienene Landschaft ist wunderbar schön.

Ganz links im Westen sind, dunkel verschwommen, die Osondjacheberge zu sehen.

Dort von der rechten Ecke haben wir manche Nacht hierher geschaut, auf Feuer geachtet und morgens die großen Staubwolken der Rinderherden hier rechts unten aus dem Omuverumuepaß kommen sehen. Das war vor Waterberg.

Jetzt liegt alles in tiefer Stille. Stumm, starr und massig reckt das Vorplateau seinen scharfgeschnittenen Bug in die Nachtluft.

Eigenartig schimmern kurze abgebrochene Flecken, die von dem matten Mondlicht beschienen werden. Die südliche Wand starrt finster und tiefdunkel gegen den Himmel empor. Hoch oben, dicht unter dem Steilrand glüht, verschwindend klein, ein Feuer. Gibt es dort Wasser? Lebt dort ein Mensch?

Ein Teil des weiten Passes ist nur zeitweise beschattet.

Weiter links sieht man dann auf die Kronen des Dornenwaldes, der hier die Steppe deckt; ein dunkles, wogendes Grün scheint es zu sein, von helleren, freien Flächen durchbrochen. Gegen den Horizont hin wird die Fläche immer dunkeler, bis sie mit dem anscheinend gleichfarbigen Himmel verschwimmt.

Der hebt sich dann, immer heller werdend, und überspannt schließlich die ganze Landschaft mit tiefdunklem Blau. Glitzernde Sterne leuchten zu Millionen hindurch, ihr Feenlicht

scheint das des tiefstehenden Mondes fast zu überstrahlen. Ergreifend schön ist das ganze Bild. —

Aber weiter, weiter. — Es wird kalt, und wir haben noch einen beschwerlichen Weg bis zum Morgengrauen.

Der letzte und schwierigste Teil des Aufstieges kommt. Ein kleiner schmaler Riß ist hier fast senkrecht abfallend vom Wasser in die Felswand gespült.

Mühsam klimmen und klettern wir. An einer Stelle fast oben wird ein vorspringender, ganz glatt gewaschener Fels überwunden, dann kriechen wir durch eine dunkle Felsspalte und sind oben, glücklich oben, wie es scheint, ohne bemerkt worden zu sein.

Zwischen hohen Felsen klettern wir noch ein Stück. Lautlos zählen wir die Reihe durch, und der Wachtmeister meldet von der Queue, daß alle da sind.

Einen Moment wird nach dieser letzten Anstrengung gerastet, dann geht es weiter, und wir maschieren bald auf freier Buschsteppe, genau wie auf dem Plateau des Waterberges.

Nach etwa einer Stunde wird der Weg wieder steiniger. Vorsichtig, immer langsamer, geht es vor. Manchmal wird gehalten und nach vorne gelauscht.

Nichts ist zu hören. Leutnant Kaufmann führt immer weiter.

Das Felsgeröll wird massiger, wir müssen bald am Südabhange sein.

Da plötzlich hält wieder alles wie auf ein Zeichen. Der Hauptmann, Leutnant Kaufmann und Andreas schleichen vor. Es waren menschliche Stimmen zu hören.

Ob wir dran sind? — Sicher, das kann nur der Feind sein! —

Die drei kommen zurück, lautlos rückt die Kompagnie noch etwas vor. Dann drücken wir uns hinter die Felsen.

Dicht unter uns ist ein feindlicher Posten. Leise unterhalten sich die nichts ahnenden Herero an zwei verblendeten Feuern.

Es ist etwa drei Uhr nachts und bitter kalt. Wir kauern uns dicht zusammen, die meisten schlafen nach der anstrengenden Kletterei, und ich tue das gleiche.

Einige Grade Frost hindern aber doch daran; denn wir haben nichts als unsern Anzug zum Schutz.

Wir frieren und klappern schließlich wie die Schneider, vor

allem als der Morgen dämmert.

Sehnsüchtig erwarten wir das Zeichen zum Angriff. Eine Patrouille unter Leutnant Ehrhardt sucht schon den Abstieg.

Von unten, von der übrigen Abteilung von Fiedler, die nachts um die Ostecke des Gebirges marschieren und von Süden her angreifen sollte, wird der erste Schuß erwartet.

Eben meldet eine Patrouille, daß die Feuer unter uns erloschen und die Schwarzen verschwunden sind.

Hat uns der Posten bemerkt, das große Lager gewarnt?

Sind wir wieder die Betrogenen? Eine gräßliche Angst befällt uns. Sollte wieder alles umsonst sein?

Es ist schon vollständig hell, der Osten färbt sich mit blutigem Rot, und der Hauptmann zaudert nicht länger, er führt uns vor.

Eben ist der Abstieg gefunden, eine schmale Felsenschlucht mit sandigen Wegen. Da knattert es unten wie in weiter Ferne.

Nun vorwärts! Vorwärts!

Halt! alles duckt sich plötzlich. Ein Schwarzer kommt uns in eiligem Lauf entgegengestiegen.

Jetzt! — Jetzt muß er uns sehen! Scharf hallt unser erster Schuß an den Wänden entlang. Der Herero überschlägt sich im wohlgezielten Schuß Leutnant Ehrhardts.

Im Laufschritt geht es jetzt abwärts. Das Feuer unten, noch weit unten, wird immer stärker.

Plötzlich in einer Felsenecke, da haben wir's vor uns — auf zwanzig Schritt! —

Ein buntes Durcheinander von Herero und Vieh füllt einen tieferliegenden Felsenkessel.

„In Deckung!“ — „Schnellfeuer!“ schreit der Hauptmann.

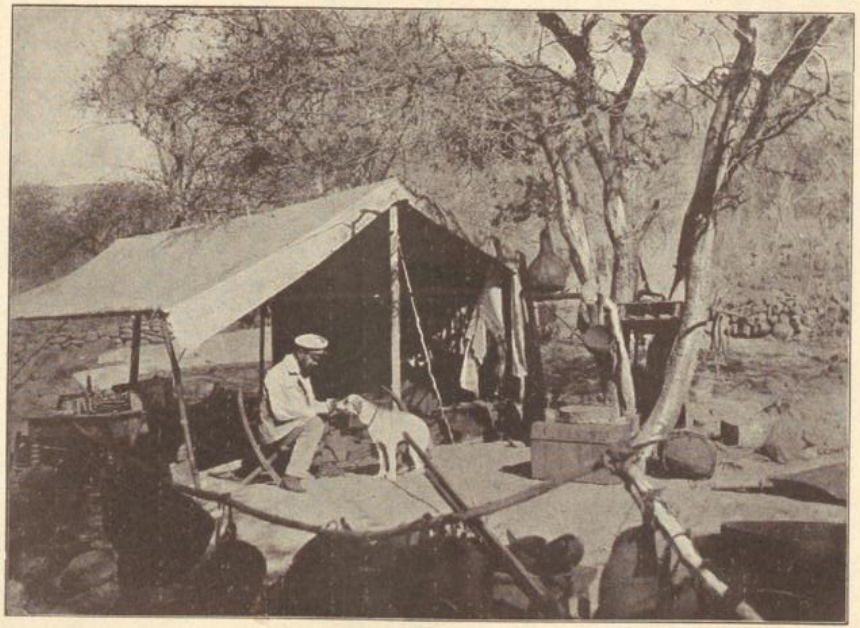
Es ist kein Raum zur Entwickelung.

Im nächsten Moment Totenruhe, dann knattert unser Schnellfeuer in das bunte Gewimmel.

Das Vieh wird wild, die Herero sind unglaublich schnell verschwunden. Das Feuer war zu überraschend, schwach und gezielt antwortet der Feind jetzt hinter Felsen und aus dem wie ratlos dastehenden Vieh.

Hundertfach hallt das Knattern der Gewehre an den Wänden wieder. Platsch, dicht vor mir schlägt eine Kugel gegen den deckenden Felsen! — Da saust ein Brummer drüber hinweg.

Während wir nun zum Sturm vorgehen, hat einer von



Leutnant Ehrhardt (letzte Aufnahme vor dem Tode) **mit Kneihsel im Offizierzelt.**

Kneihsel wurde auf dem Wagen des Häuptlings Salatiel erbeutet.

unseren Zügen weiter links oben die Klippen besetzt und beschießt über uns hinweg den fliehenden Feind.

Auch unten, bei den anderen Kompagnien, ist die Überraschung vollständig geglückt.

Leider ist der felsige Abhang zu unübersichtlich. Nur vereinzelt sehen wir die nach Südwest fliehenden Schwarzen auftauchen.

Eine große nach Süden abziehende Staubwolke zeigt uns aber, daß der Feind in vollem Rückzug ist.

Der Hauptmann schickt Meldung nach unten, bald kommt auch Nachricht von Major von Fiedler, und wir sind froh über den wirklich erfolgreichen Überfall.

Unsere Abteilung hat nur einen Verwundeten. Trotz des felsigen Geländes finden wir aber 20 Tote beim Feinde. Darunter ist der Führer Kleophas, der durch einen Schuß Unteroffizier Behnerts fiel.

Sein linkes Bein zeigt eine vernarbte Wunde, die, nach den Aussagen eines alten, gefangenen Weibes eine deutsche Kugel riß.

Jetzt ruht alles, nur eine kleine Abteilung zählt die reiche Beute.

Das ganze Vieh und fast alle andere Habe des Häuptlings und seiner Leute ist uns in die Hände gefallen.

Es sind 2 Pferde, 150 Stück Großvieh und etwa die doppelte Anzahl Schafe und Ziegen.

Wir können zufrieden sein!

Zwischen den anderen Sachen finden wir Kleidungsstücke, die die Namen der ermordeten Kameraden von der Patrouille Bodenhausen tragen.

Heiß wünschen wir, daß recht viele Kugeln außer den zwanzig tötlichen Treffern gesessen haben.

Der Rückweg war lang und mühevoll. Wir trieben das ganze Vieh erst die Schlucht hinauf und dann auf dem Plateau in glühendster Mittagssonne immer weiter nach Osten bis zu dem Ende.

Die Feldflaschen, die seit gestern abend das einzige Naß geliefert hatten, waren mittags schon bei den meisten Reitern geleert. Der trockene Zwieback, die einzige Nahrung seit gestern abend, wollte gar nicht mehr rutschen. Etwa um vier oder fünf Uhr begann der Abstieg. Die Ostecke fällt nicht

ganz so steil ab wie alle die anderen Seiten. Das ganze Kleinvieh kam gut herunter; aber die Rinder glitten und stürzten oft bei dem Vorwärtsklettern durch die felsigen Schluchten.

Manches Tier blieb zwischen den hohen Klippen stecken oder versuchte ermüdet, sich seitwärts in eine Schlucht zu drücken, um einmal ausruhen zu können.

An sehr steilen Stellen mußten wir die Rinder stoßen, bis sie auf allen Vieren hinabglitten und dann oft stürzten.

Es gab eine Unmasse ungewohnte Arbeit, und als wir endlich lange nach Dunkelheit, an dem Wasser von Okosongo Muingo ankamen, als sich Menschen und Tiere an dem erquickenden Naß erlabten, kamen wir zu dem Schluß, daß wir alle nach dem Kriege nicht Viehtreiber werden wollten, wenigstens nicht unter ähnlichen Bedingungen.

Etwa um zwei Uhr nachts trafen wir nach 36 schweren Marsch- und Kampfstunden wieder in Waterberg ein und legten uns müde, aber wohlig zufrieden auf unsere Woilachs zur Ruhe.

Am andern Tage schliefen wir lange und feierten dann unseren gelungenen Überfall.

Viel schöne Sachen zum Essen und Trinken hatten wir nicht; aber alles, was möglich war, wurde geleistet, den Tag auch in dieser Beziehung zu verschönern.

Ausgelassene Lustigkeit herrschte bis spät in die Nacht. Lieder wurden gesungen, die Erlebnisse alle noch einmal genau durchgesprochen, und mancher Witz über die komischen Szenen des Viehtransports gerissen.

So reine, zufriedene Freude genießt man selten in unserm europäischen Deutschland; man empfindet sie wenigstens nicht so, weil meistens das Harte und Dornige vorher fehlt.

Hier freut sich auch ein jeder, und niemand nörgelt an dem Erfolg.

Kapitel X.

Weiter zur Sandfeldsperrung.

Eben kam die Nachricht, daß der Süden des Schutzgebietes in voller Gärung ist. Das zweite Regiment rückt vom Sandfeld schon dahin ab.

Wenn nun die Ovambo hier im Norden den damals bei Namutoni begonnenen Orlog weiter führen, gibt's ja genug zu tun.

Wenn es nun bald und schnell losginge! Hier geht die Zeit so langsam dahin. Früh arbeiten wir, die lange heiße Mittagszeit wird geruht, dann ein Appell abgehalten und wieder zur Arbeit angetreten.

Manchmal ist es sehr langweilig. Wenn es nur etwas zu lesen gäbe!

Die paar Zeitungen werden förmlich verschlungen. Sie sind für den Geist das, was Salz und Zucker für den Körper sind. Die Menschen, die früher garnichts Süßes mochten, sind jetzt bei der eintönigen Kost wild auf Zucker.

Abends schreibe ich oft. Kohlmeyer und ich haben jetzt eine Kiste als Tisch; es ist aber ungewohnt, daran zu sitzen, man kann die Knie nicht lassen, und ich lege mich lieber auf die Erde.

Oft sitzen wir draußen, genießen das Farbenspiel des Sonnenunterganges und träumen ein wenig.

Die Sonne können wir übrigens nicht verschwinden sehen.

Nur die Okawakaberge und die Wolken über Omuverumue spiegeln die ganze Pracht wieder.

Wenn es ganz dunkel, fangen die verwilderten Hunde ihr Konzert an. Es ist ein Heulen, Bellen und Jammern in allen Tonarten. Ihre Herren, die Herero, und die Herden, die sie

bewachten, sind weg. Nun umschwärmen sie Nachts in Rudeln von 20 bis 30 Stück unser Lager, stehlen jedes Stück Leder und alles, was sonst für einen Hund genießbar ist.

In der Finsternis glühen viele Meilen entfernt die Steppenbrände.

Wir sehen sie jetzt öfter. Die Schwarzen brennen das Gras ab, damit die neue Weide schneller grünt. Am Himmel sind dichtere Wolken. Die Regenzeit wird bald kommen.

Wir freuen uns auf das Neue.

Waterberg muß dann ein kleines Paradies werden. Trotzdem bis jetzt noch kein Tropfen Naß vom Himmel kam, sind die Gärten und wilden Buschpartien üppig grün und dicht verwachsen.

Als wir hierher kamen, war alles niedergetrampelt oder aufgefressen. Trotz der nächtlichen Winterkälte ist es gewachsen.

Ja, so viel Leben gibt hier die Erde, und bei uns Menschen ist Krankheit und Tod.

72 Gewehre zählt die Kompagnie jetzt mit Offizieren, als wir auszogen, waren es 128.

Nach und nach mußten wir sie auf den Stationen zurücklassen.

Unten in der Kirche wütet der Typhus weiter, aber wir haben uns an das Sterben gewöhnt. Es ist kalt und still im Herzen geworden.

Nur zuweilen greift das wilde Weh tief und schmerzhaft durch. Es ist wie ein Fieber, das den inneren Menschen zusammenpreßt.

Dann sitzt man einsam im Mondschein, bis die linde Nachtluft die hämmernden Pulse beruhigt, die heiße Stirn geglättet hat. —

Wann mag das wohl enden? Wenn niemand mehr da ist, den es fassen kann?

Bloß nicht zuviel grübeln?

Ab und zu werden Patrouillen geritten. Sie hatten in letzter Zeit wenig Erfolg. Außerdem werden Abteilungen geschickt, die vor allem auf der Pad nach Okahandja, zur Bahn, Wasser graben sollen.

Es ist so knapp geworden, daß die Proviantransporte mit überanstrengten Tieren immer längere Zeit zu der Reise ge-

brauchen und viele Ochsen verlieren. —

Ich freute mich aus dem Waterberger Einerlei mit Leutnant Kaufmann und einer Wasserarbeitsabteilung herauszukommen.

Otjiwevarongo ist ziemlich öde. Wir arbeiteten fleißig an unseren Löchern und kamen an eine blaugrüne Lehmschicht, die wir erst für blue ground, den Boden, in dem es Diamanten gibt, hielten. Es wurde noch fleißiger gearbeitet. Etwas Wasser belohnte uns, doch lange nicht genug für einen Transport.

Vielleicht würden hier tiefere Bohrungen nützen.

Als wir gerade mittags unter dem Schatten der Zeltbahnen lagen, die wir tagsüber auf die niedrigen, nackten Büsche hingen, kam eine kleine Patrouille mit Befehlen vom Hauptquartier durch.

Wir hörten nur, daß die Herero in mehreren Gefechten kaum standgehalten hätten, und daß sie nun in das wasserlose Sandfeld geflohen seien. Ob da doch Wasser ist? Weiße Menschen sind ja noch nicht weit hineingekommen!

Die Patrouille ritt weiter nach Waterberg, und zwei Tage darauf brachte sie uns auch schon den Befehl, sofort über Otjosongombe nach Okomiparum zu marschieren.

Wir marschierten mit unserer Ochsenkarre zu Fuß fröhlich weiter. Es scheint wieder Leben zu geben.

Bei Otjosongombe, wo unser ganzes Vieh steht, wurden wir abends außerhalb des Lagers begrüßt. Wir hielten einige Zeit und sahen uns das bunte Treiben von weitem an. Ich glaube, wir sollten nicht hinein, weil wir den Typhus unter uns hatten und es in Otjosongombe noch keine Typhuskranken gab.

Der Bach fließt hier wie in Waterberg, trotzdem wir am Ende der Trockenheit sind, weit in die Steppe.

Die Schlucht, in der das Vieh und die Pferde stehen, ist kilometerlang, ziemlich breit und sehr hübsch mit den schroffen roten Felspartien. Vor einiger Zeit war ich einmal darin bei unseren Kavalleristen.

Auf dem weiten Wege am Waterberge entlang sehen wir oft ähnliche Schluchten.

Man bekommt ordentlich Lust, das ganze Gebirge einmal richtig zu durchforschen.

Die Pad ist zum Teil hart und glatt wie ein Gartenweg, auch ebenso gewunden. Manchmal hat das Wasser tiefe Rinnen hereingerissen.

Oft keuchen die Ochsen auch in tiefem Sande.

Nach zweieinhalb Tagen sind wir an unserem Bestimmungsort angelangt.

Kapitel XI.

Okomiparum.

Okomiparum ist ein fast rechteckiges Tal mit hohen Felswänden, das tief in den Waterberg einschneidet.

An der Nordost- und Nordwestecke gehen zwei wilde kleine Schluchten noch tiefer in den roten Berg. Dort ist das Wasser.

Das Tal ist uns schon heimatlich geworden.

Erst hatten wir etwas Sehnsucht nach Waterberg. Unseren schönen Garten, die Gräber der Kameraden und manches andere wir ja im Stich.

Leutnant Ehrhardt blieb aber mit seiner kleinen Besatzung dort, um das Lazarett zu schützen.

Ja, das Typhuslazarett, die Kirche!

Leutnant Ehrhardt, der es beschützen sollte, liegt schwerkrank darin und auch Sergeant Ruppert, den wir damals in Okanjande zurückließen, bei dem ich auf der Proviantfahrt nach Okowakuatjivi so nette Rasttage verlebte, ist in die Kirche gewandert. Die Nachrichten lauten über beide schlecht.

Unser Assistenzarzt Dr. Meyer hat seine treue Krankenpflege auch beendet. Er lag lange an Typhus; als es einigermaßen besser war, fuhr er mit einem Krankentransport zur Bahn, er freute sich schon auf die Heimat, bekam aber einen Rückfall und starb auf der Pad.

An einer stillen Wasserstelle ruht sein Körper für immer von den Mühen der letzten Zeit.

Schade für uns! Schade um ihn!

Zur Kompagnie haben wir einen Oberarzt Dr. Köhler bekommen. Ich glaube, er kam mit dem 2. Regiment aus Deutschland.

Vor kurzem traf er hier in Okomiparum ein und behandelt nun unsere Kranken.

Leutnant Plenzke, den wir damals als Typhuskranken in Omarure zurückließen, ist mit anderen Kranken der Kompagnie wieder gesund zu uns gekommen.

Unser Pferdebestand ist durch einen Transport frischer Ostpreußen ergänzt, und wir ritten schon wieder manche Patrouille zum großen Omuramba gegen das Sandfeld.

Die Kompagnie bildet hier den östlichen Posten der Abteilung von Fiedler. Wir haben Auftrag, das Entweichen von Herero aus dem Sandfeld nach Norden zu verhindern und hatten bis jetzt guten Erfolg bei kleinern Begegnungen mit ihnen.

Leider ist unter unserm Vieh, das wir damals in den Okawakabergen erbeuteten, eine Seuche ausgebrochen.

Unser Bur, der es in Onujaka unter sich hat, kommt oft hier herübergeritten, bringt aber noch immer keine besseren Nachrichten. Der Leopard reißt auch öfter Kälber.

Ich habe mich sehr über eine neulich eintreffende Post gefreut. Nach, ich glaube drei- oder viermaliger Eingabe, bin ich endlich Unteroffizier geworden.

Zu gleicher Zeit erhielt ich von Hause einen Drilling. Ein gutes Jagdgewehr bedeutet aber für jeden hier in der jagdreichen Wildnis einen großen Schatz.

Unser Lager liegt auf einer felsigen Stufe dicht am hinteren Rande der Schlucht.

Aus dünnen Baumstämmen, Laub, Zweigen und Gras haben wir uns zu zweien und dreien kleine Hütten gebaut, jeder nach seinem Geschmack.

Innen sind die Wände mit Säcken verdichtet, und das Dach ist, wenigstens über der Lagerstatt, mit den Zeltbahnen gebaut.

Wie erfinderisch wir Deutschen doch sind, wie viele grundverschiedenen Miniaturhäuschen hier entstanden!

Die einen haben einen hohen Felsblock als Wand mit zu verwenden gewußt.

Ein breiter Spalt darin ist überdeckt und nach unten durch Flechtwerk in kleine Fächer getrennt, und der Schrank ist fertig.

Hier haben sich drei Kavalleristen ein Pfahlhaus gebaut. Die eine Hälfte wird durch eine Pritsche von Stangen mit Gras und den Woilachs darüber ausgefüllt.

An den Wänden liegen und hängen die Sachen. Vor der Pritsche ist ein kleines Tischchen gebaut, so daß man, auf ihrem Rande sitzend, daran essen kann.

Rechts, in einer Ecke, ist mit ein paar Zigarrenkistenbrettern und Sackleinwand wieder ein Schränkchen gebaut. Die Wand vor dem Tisch ist mit Ansichtspostkarten aus Deutschland geschmückt.

Ein Stückchen weiter wohnt ein Einsiedler. Sein Häuschen bemerkt man kaum. Es ist unter einem dichten Busch versteckt und geht in die Tiefe.

Jetzt sitzt er vor seinem Bau und raucht eine Pfeife. Wenn's dunkel wird, krabbelt er hinunter und hat da gerade so viel Raum zum Schlafen und Unterbringen seiner Sachen.

Da hat ein anderer einen schattigen Baum zum Aufbau des Kriegerheimes verwandelt. Der Stamm und einige Zweige halten das Dach.

Innen sieht es sehr gemütlich aus. Zwei winzig kleine Fensterchen erleuchten den Raum.

Sie sind von weißen Gardinchen, den Überresten eines Hemdes, umrahmt, die alles viel freundlicher machen.

An der hinteren Wand steht das Bett, ein Gestell aus dünnen Baumstämmen mit Säcken übernagelt. Zwei Woilachs liegen fein säuberlich darüber.

Am Fußende kommt ein Zweig durch die Wand. Das ist das Regal für Kleidungsstücke.

Gewehr, Patronengurt und Revolver schmücken die Wand am Kopfende. Sie sind im Schlafe erreichbar.

Zwischen der Tür und einem Fensterchen steht ein kleiner Tisch mit weißem Tuch überdeckt (die Rückseite des Hemdes), und darüber ist in der Ecke ein kleines Börd mit Papierschnittverzierung angebracht.

Auf einem niedrigen Hererolehnstuhl mit Lederstreifenüberzug sitzt der Inhaber davor. Er schreibt und sieht zuweilen auf einige Photographien, die ohne Glas in einfachem Rahmen aus Dornbuschzweigen stehen.

An der Wand hängt, ebenso umrahmt, ein Landschaftsbild: „Sonnenaufgang!"

„Tag, Kamerad!" — „Wieder ans Liebchen gedacht? — Komm, wir legen uns vor die Tür und plaudern ein wenig!"

Ein dunkelbraunes Gesicht mit blondem Marinevollbart

und treuen, blauen Augen guckt herein.

Der Schreiber nickt, verpackt Bleifeder und Brief in der Packtasche unter dem Fenster, hakt den wohlgefüllten Wassersack vom Türpfosten und tritt mit zwei kleinen Bechern, aus Leberwurstbüchsen gefertigt, ins Freie.

Da tun sich die beiden ins Gras, rauchen ein Pfeifchen und plaudern über dies und das.

Ab und zu wird ein kühler Schluck genommen.

„Weißt du, ich bin doch immer noch froh, daß Mutter sich damals erweichen ließ!

Sie wollte erst absolut nicht, daß ich in dies schwarze und so unendlich weite Land ginge.“ —

„Ja! Sieh mal, ich hab' ja keine Mutter mehr, was mich heraustrieb, wußte ich eigentlich selber nicht, und weißt du jetzt Waterberg bei dem Sterben und so öfter — Na, es ist verflucht sauer und könnt einem manchmal leid werden. — Aber sieh', nun sind wir vorgestern von der schweren Patrouille zurückgekommen und haben der kleinen Werft tüchtig was ausgewischt. Das war doch lustig, und nun freut man sich hier nach schweren Tagen doppelt des Erfolges!“

„Du, wenn wir als Sieger gefeiert erst wieder nach Deutschland kommen!“

„Das denke ich mir auch wunderschön, zu Muttern und — dem süßen Mädel! — Manchmal habe ich tüchtig Sehnsucht. — Aber nichts würde mich jetzt schon nach Deutschland bringen. Erst wollen wir uns hier noch eine Weile mit den Schwarzen herumschlagen. Weißt du, es soll nächstens wieder eine große Patrouille geben.“ —

So plauderten die zwei miteinander. — Die Äste bilden hier vor der Tür mit einem Busch zusammen eine richtige Laube, die sich nach Süden zur Schattenseite öffnet.

Dort auf dem freien Platz sind die Offizierszelte, überall zerstreut auf dem Felsabsatz die weiteren Hütten und Zelte.

Fußwege führen wie kleine Straßen mitten hindurch. Am östlichen Ende ist die Küche mit einer steinumlegten Feuerstelle und einem Fleischkeller in einer Felsenspalte. Im Schatten der Hütte stehen Wasserbehälter, und ein Stückchen weiter hat sich der Koch eine kleine Menagerie angelegt. Bunte Vögel und alles mögliche andere sitzt in den Käfigen.

Eben kommt Okawaka mit einem Eimer voll Wasser auf

dem Kopf von der Quelle. — Wir erbeuteten das alte, runzlige Weibchen damals bei dem Überfall und tauften sie so zum Andenken an die Okawakaberge.

Die Tage sind jetzt sehr heiß, man mag sich über Mittag nicht rühren. Abends gehen wir aber oft an der Küche vorbei. Da führt ein gewundener, felsiger Fußweg erst bergab und biegt dann nach Norden zur Ostquelle von Okomiparum ein.

Diese Schlucht ist einer der hübschesten Punkte, die ich am Waterberg sah. Drüben von der Felswand kann man das farbige Bild am besten bewundern.

Steil und wild zerrissen ragen die roten Wände, immer schmaler zusammenlaufend, empor. Die Sohle ist urwaldgleich von immergrünen Bäumen und Sträuchern überwuchert, die jetzt in der heißen Regenzeit mit hellstem und dunkelstem Grün bis hoch an die Felsen klettern. Zwischen dem frischen Grün sieht die rote Wand zaghaft hervor, beide Farben prangen auf halber Höhe in zitternden Linien, und dann hebt sich siegreich der Fels, nur zuweilen von dunkellaubigen Ranken geschmückt. Graumoosige Flecken und Streifen ziehen über verwitterte Ecken; tiefe Risse und Spalten, Türmchen und Erker lassen mit ihren wilden Formen und Schatten, mit von Brand fast schwarz gefärbten Stellen, dunklem Braun und glänzendstem Rot aus frisch gebrochenen Stellen ein eigenartig schönes Bild über dem wogenden Blätterdach entstehen.

Stundenlang könnte ich hinschauen und wünschte nur, malen zu können.

Ganz am obersten Ende der Schlucht entspringt die Quelle. Silberhell murmelt das Wasser durchs Felsgeröll. Tiefer Schatten ist links und rechts, und in dem Grün nicken die schönsten Gebirgs- und Steppenblumen. Gras, Kraut und Lianen wuchern in fast undurchdringlichem Dickicht, durch das unser kleiner Fußweg zum Lager führt.

Hier ruhen wir abends oft an freieren Plätzen. Der Bach plätschert, und in den dunklen Laubgängen ist es lauschig und still.

Wenn dann die Nacht kommt, der Mond durch die zitternden Zweige scheint, wenn die Zikaden ihr zirpendes Lied in den Büschen beginnen und der Schrei des Pavians weit an den Wänden hallt, dann denkt man der Heimat und kaum bemerkt zieht auch die Liebe zu unserem Dornenland durch die

Seele.

Wir bekommen jetzt noch seltener Post und Proviant als früher in Waterberg.

Das Wasser auf den Etappenwegen wird immer knapper. Neulich hat ein Transport seine ganzen Ochsen verloren.

Monatelang sind wir ohne Nachricht. Wir wissen kaum, wie es auf dem südlichen Kriegsschauplatz steht.

Manchmal bedauern wir, nicht mit dorthin gekommen zu sein; aber wir trösten uns mit den Ovambo. So glatt werden wir ihnen den Überfall auf Namutoni doch nicht durchgehen lassen. —

Es ist ein Trupp Herero gemeldet, der wahrscheinlich über Otjahevita, der letzten östlichen Wasserstelle am Waterberg, in das Ovamboland ziehen will.

Der Waterberg senkt sich hier, das Gelände steigt nach Nordosten an. An dieser Stelle ist die einzige begangene und befahrene Pad ins Amboland.

Wir wanderten über das Gebirge und lagerten zwei Tage ohne Feuer und ohne ans Wasser zu gehen auf einer Felsenkuppe zwischen den beiden Schluchten. Allabendlich kamen Feldherero zum Wasserholen und wir erkannten auch einen kleinen fünfjährigen Bengel, der uns einmal ausgerissen war. Anscheinend lebte er ganz ohne Anschluß.

Aber der erwartete Trupp kam nicht. Wir schmorten am Tage und froren nachts. In Sturm und Wetter kauerten wir uns ohne Decken tief unter die spärlichen Büsche und Felsen und zogen schließlich ohne Erfolg wieder übers Gebirge nach Okomiparum.

So bewachte der Hauptmann Otjahevita eine Woche lang, dann gaben wir die Hoffnung auf.

Von Waterberg kam wieder Nachricht. Leutnant Ehrhardt, unter dem wir so manche Patrouille ritten, ist seinem Leiden erlegen.

Ahnte er das damals in Waterberg schon, als er so ganz anders in seinem Wesen wurde?

Wir alle trauern aufrichtig über den Verlust, wohl nicht zum mindesten unser Hauptmann, der in ihm einen tüchtigen Offizier verliert.

Mit Ruppert steht's weiter schlecht. —

Die kommende Regenzeit macht sich immer mehr be-

merkbar. Nach dem großen Regen hat sich die ganze Steppe mit Grün bedeckt. Der Dornbusch blüht mit vielen Tausend unscheinbaren Knospen und erfüllt das ganze Land mit schönem Blumenduft.

Nachts rauscht der Regen oft mit gewaltigen Gewittern auf uns hernieder.

Unaufhörlich grollt der Donner durch das Felstal, ein scharfer Knall überstürzt den andern, und hundertfach klingt das gewaltige Konzert an den Wänden wieder. Zuckend schießen blendende Blitze: ein flimmerndes Leuchten erhellt die schwarze Nacht viertelstundenlang wie mit elektrischen Wettern.

Dann schäumt der Gebirgsbach mit vollem Wasser zu Tal, überall bilden sich kleine Bäche, den Boden der Schlucht deckt ein fließendes Wasser, und unsere dünnen Hütten sind mit all ihrem Inhalt im Nu durch und durch geweicht. Da hält kein Woilach, keine Zeltbahn dicht. Dazu rüttelt der Sturm an den kleinen Gebäuden und zerreißt manch mühsam gebautes Werk.

Ist das Gewitter vorbei, kommt die Sonne hervor und beleuchtet das frische, wassergeperlte Grün, dann atmet eine so wunderbar schöne Luft, das kräftigt den Körper und ist so wohlig erfrischend, daß man meint, die Felsen versetzen zu können.

Das ist der afrikanische Frühling, der auf dem sandigsten Boden ungeahnt reiches Leben erweckt.

Heute fliegen die Termiten; sie fliegen nur einen Tag im Jahr. Überall schwirren sie in seliger Liebeslust. Spät abends kommen sie immer noch an unsere Feuer.

Am andern Tag liegen überall ihre abgefallenen Flügel. Nun kriechen die fingernagellangen Tiere wieder zur Erde, bauen hohe Türme und zerfressen alles, was Holz oder ähnlich angreifbar ist. Den Woilach unter dem Leibe des Reiters lassen sie ebensowenig unversehrt wie die Pfähle, die wir in den Boden gruben. Eines Tages knickten sie unerwartet um, und dann sieht man erst die heimliche Arbeit.

Stand eine Kiste längere Zeit auf derselben Stelle, und hebt man sie hoch, rutschen die Sachen alle heraus auf die Erde. Der Boden ist aufgefressen und zum Teil auch schon der Inhalt.

Von außen war nichts zu sehen. So treiben es diese Ameisen.

Die alten Pferde waren recht heruntergekommen und sehr verlaust. Ganz allmählich haben wir sie durch gute allabendliche Pflege und Abreiben mit Petroleum, das wir eigentlich zum Brennen bekommen hatten, wieder in guten Stand gesetzt.

Der Pferdekraal steht dicht unter dem Lager am Fuße des felsigen Vorsprunges.

In einer Hütte zwischen Lager und Kraal liegt die Wache. Als Wachthabender sah ich schon zweimal, wie nachts bei Mondschein Raubwild heranschlich.

Leutnant Kaufmann und Unteroffizier Behnert fingen zwei starke „Braune" Hyänen im Selbstschuß.

Leoparden fährteten wir auch schon, und ich versuchte erfolglos den Ansitz.

Der Bur erbeutete in Ounjoka hintereinander erst einen ganz kapitalen und dann einen schwächeren im Selbstschuß.

So hat er die Kalbräuber endlich abgefaßt.

Ungefährlich war es nicht. Der erste Leopard hatte, nur angeschossen, die Nacht auf seine Feinde gewartet und stürzte sich dem Bur morgens mit knurrendem Wutlaut entgegen.

Der Bur benutzte einen Moment des Stutzens, und durch den Kopf getroffen, sank das Raubtier dicht vor ihm nieder.

Unser ganzes Kleinvieh, Ziegen und Schafe haben wir neben einigen Rindern und Kühen hier. Es steht in Kraalen etwas weiter zur anderen Wasserstelle hin, und ich habe die Aufsicht darüber.

Die Beschäftigung ist sehr nett, vor allem dadurch, daß ich zum Revidieren draußen im Tal oder in der Steppe immer meinen Drilling mitnehmen und jagen kann. Es gibt hier viele Sand- und Perlhühner, die uns angenehme Abwechslung in die frugalen Mahlzeiten bringen.

Ich schoß auch manches andere Wild.

Vor einigen Tagen machte ich einen Jagdausflug in eine kleine Nachbarschlucht weiter östlich am Waterberg. Bei einer früheren Patrouille erschossen wir dort zwei Herero am Wasser.

Dieses Mal wurde ich gleich bei den ersten Klippen am Eingang durch das laute Geschrei einer Herde Paviane begrüßt und ich nahm mir vor, einen davon zu schießen.

Ich schlich erst zum Wasser, sah, daß in der letzten Zeit

keine Menschen hiergewesen waren und pürschte mich dann allmählich an die Affen.

Laut schimpfend retirierten sie langsam und machten schließlich auf den höchsten Spitzen der Felswand Halt.

150 Meter unter ihnen setzte ich mich hinter eine große Klippe und verhielt mich still.

Erst schimpften die Affen, alle aufrecht sitzend, zu mir herunter. Allmählich beruhigten sie sich und stellten nur eine Wache, den Führer der Herde, auf.

An einem schrägen Hang kletterten sie herum, suchten nach Wurzeln und Früchten und setzten sich manchmal zu zweien nieder, um sich kleine Liebesdienste zu erweisen. Es war ein possierliches Treiben, und manchmal meinte man, junge Neger vor sich zu haben.

Der alte Wächter saß wie ein Mensch behaglich auf seinem Felsstück, zupfte hier und da an sich herum und dusselte auch mal ein bißchen ein.

Aber immer wieder und wieder schielte er zu mir herunter.

Zwei kleine Äffchen suchten ihm unterdessen Nahrung. Einmal schienen sie den Alten angeführt zu haben. Er besah sich das zugetragene Stück von allen Seiten, während die beiden Lüttchen hinter einem Stein verschwanden.

Ärgerlich warf er's den Ausreißern nach.

Viel Vergnügen schien den beiden das Futtersuchen überhaupt nicht zu machen. Sie neckten sich erst ein wenig und waren bald in lustigem Spiel.

Da dreht sich der alte um, als ob er sagen wollte: „Na, bekomme ich auch noch einmal etwas?" und sofort hören sie auf und suchen wieder nach Nahrung.

Aber Jugend hat keine Tugend. Die beiden vergaßen, schnell wie die Schulbuben ihre Arbeit und jagten sich, purzelten übereinander, daß es eine wahre Lust war.

Der alte Herdenführer hatte sich schon ein paar Male umgesehen. Mir ahnte nichts Gutes, aber die beiden Spielratzen merkten nichts.

Da springt er plötzlich auf, packt die beiden, klemmt einen zwischen die Beine und verhaut beide nacheinander so gründlich, daß es ein höllisches Zetermordio gibt.

Ruhig setzt sich der Alte dann wieder auf seinen Beobachtungsposten, während die Kleinen schnell wie der Wind ver-

schwinden und nun auffallend artig und fleißig Nahrung bringen.

Mir tat es fast leid zu schießen, aber die Tiere sind ja auch schädlich für Gartenanlagen. Diesen einen wollt' ich mir holen.

Mit dem Drilling hatte ich noch keinen Kugelschuß auf Wild abgegeben und ziele nun auf den Hals. Auf diese Entfernung wird die Kugel Brust sitzen. —

Hundertfach hallt der Schuß an den Wänden wieder. Die ganze Herde stiebt auseinander und langsam neigt sich der alte Pavian nach vorn. Er stürzt ab, bleibt aber auf halber Höhe der Wand an einem Felsabsatz hängen.

Da gucken zwei Paviane über die Kante, verschwinden sofort und nun beginnt die ganze Herde da oben zu toben.

Drei der stärksten zeigen sich wieder. An jeder Bewegung, jedem Laut sieht und hört man die furchtbare Wut.

Ich lade schnell!

Hinter Felskanten gut gedeckt, kommen sie jetzt mit affenartiger Geschwindigkeit abwärts, mal nach mir, mal nach dem Getroffenen äugend. Sie sind jetzt ganz still, nur die Herde oben vollführt einen Höllenlärm.

Zwei halten jetzt, und in flinken Sätzen ist der Stärkste unten auf dem Felsabsatz.

Er bückt sich zu dem dunkeln Körper und richtet sich mit krampfhaftem Armzucken hoch gegen mich auf. Ein dumpfer Schrei, ich meinte den haßfunkelnden Blick sehen zu können, und dann waren die drei weg wie der Wind, und mit ihnen zog die schreiende Herde von dannen.

Ein Weilchen erholte ich mich von der Aufregung, dann kletterte ich die steilen Klippen bergan und kam glücklich zu dem Pavian. Ein kapitaler Kerl war's, der mir — aufgerichtet — bis zur Nase reichte.

Das starke Gebiß trug ein Paar Eckzähne, länger und viel schärfer als die eines Leoparden. Es muß keine Wonne sein, von denen zerfleischt zu werden.

Die Kugel saß Hals; er mußte gleich tot gewesen sein.

Da der Weg auf das Plateau sehr viel kürzer und und nicht so halsbrecherisch war als der herunter, zog und schob ich den schweren Körper unter großen Anstrengungen hinauf und nahm nach der Sonne die Richtung auf unser Lager;

den Affen schleppte ich an der Hand hinter mir her.

Spät abends, als es schon schummerig war, fauchte mich plötzlich aus dem Dunkel einer Höhle etwas an.

Schnell sprang ich ein Stück hinweg und gab mir dann die größte Mühe, das Tier aus seinem Versteck zu bekommen.

Ich schoß schließlich hinein, hatte aber keinen Erfolg und gab es auf. Es wird wohl eine große Schlange gewesen sein.

Schon in der Dunkelheit kletterte ich dann an der dem Lager gegenüberliegenden Wand herab. Den Affen ließ ich von Absatz zu Absatz vor mir her fallen.

An einigen Stellen wußte ich weder vor- noch rückwärts, aber es fand sich dann immer wieder ein kleiner Halt, durch den ich rechts oder links bis zu einem besseren Abstieg gelangte.

Das Lager sah hübsch von hier oben aus. Die beleuchteten Hütten und Feuerchen lagen so friedlich still, nur der mehrstimmige Gesang unserer Reiter scholl leise aus der Tiefe.

Als ich ankam, waren die meisten schon zu Bett.

Vor einiger Zeit ist es übrigens Unteroffizier Kortmann bei einer Affenjagd beinah schlecht gegangen.

Er wollte gern einen kleinen Affen lebendig haben. Die Kameraden rieten ihm, eine Buddel Rum auszutrinken, dann hätte er sogar einen ausgewachsenen, dessen Lebendigkeit sicher zu spüren sei. Er ließ sich aber nicht abraten.

Die Quelle in der Ostschlucht ist die kleinere. Von dort darf nur Wasser zum Kochen geholt werden.

In der sehr viel tieferen Westschlucht haben wir das Wasser in mehreren übereinanderliegenden Staubecken aufgefangen.

Unten wird das Vieh, etwas höher die Pferde getränkt.

In diese fels- und buschreiche Schlucht kommen die Affen fast jeden Abend noch vor Dunkelwerden, und Kortmann setzte sich am obersten Felsbecken gut versteckt an.

Die reiche Vogelwelt nahm erst ihren Abendschluck, aber plötzlich flatterten Tauben, Hühner, Wellensittiche und all die kleinen Flieger erschreckt in die Höh' und davon.

Ein leises Knacken ist überall in den gegenüberliegenden Büschen zu hören, ab und zu ein sonderbarer Ton. Sie kommen, Nahrung suchend, heran.

Plötzlich sieht Kortmann hoch, und da sitzt still und regungslos ein alter Pavian auf der höchsten Klippe, 15 Schritt vor ihm auf der andern Seite der Quelle. Ihm scheint etwas ver-

dächtig vorgekommen zu sein.

Das Knacken hinten hat aufgehört. —

Da wird's plötzlich wieder lebendig. Überall schwingen sich die braunen Gestalten, fast lautlos, nur ab und zu grunzende Laute ausstoßend, auf die Felsen. Da sitzen sie einen Moment und beginnen dann langsam, erst zu Vieren und Fünfen, nachher immer zahlreicher Wasser zu trinken.

Die Alten sind würdig und ruhig dabei, die Jungen fangen bald an zu spielen.

Immer näher kommen sie an das Versteck.

Vier, fünf Schritte davor springen sie herum. —

Wittern sie ihn nicht?

Sie müssen ihn bemerken! —

Zitternd vor Aufregung sitzt Kortmann da. — Jetzt! — „der kleine Kerl!"

„Wenn ich ihm einen Lauf zerschieße, kann er nicht mit ausreißen. Ich heil's ihm nachher wieder aus!" —

Langsam hebt Kortmann das Gewehr. — Da — jetzt sieht er mich!

Oberschenkel! — ruhig zielen!

Scharf hallt der Schuß. Ein klapperndes Durcheinander entsteht, und dazwischen das klagende Stimmchen des Kleinen! Er bleibt ruhig liegen. —

Im nächsten Moment springt ein riesiger, fast schwarzer Kerl hervor, packt das quiekende, kleine Geschöpf und richtet sich auf.

Ein Ausbruch gewaltiger Wut erfolgt. Das Junge wird hin und her geschüttelt, die Arme arbeiten, als ob sie schlagen und zupacken wollen. Die unartikulierten Laute sind so markerschütternd, daß Kortmann angst und bange wird.

Die ganze Herde schlägt einen Höllenlärm und kommt zähnefletschend immer näher.

Sehen sie ihn noch nicht?

Armer Kortmann! —

Zum Glück hatten wir den Radau und den Schuß unten gehört. Einige Leute liefen herauf, und als die Tritte nahten, retirierten die schimpfenden Affen langsam. — Den Kleinen nahmen sie aber mit.

Etwas bleich kam Kortmann dann ins Lager. Er mochte auf diese Weise keinen Affen mehr fangen.

Ob die Paviane ihn wohl wirklich angenommen hätten, wenn keine Hilfe gekommen wäre?

So haben wir hier manches spaßige Erlebnis; man kann sie nicht alle erzählen.

Eins muß ich noch sagen, die Sonntage sind jetzt immer sehr nett.

Vormittags hält unser Hauptmann Gottesdienst und für den Nachmittag sinnt er jedesmal eine neue kleine Freude für die Kompagnie aus.

Neulich hielten wir ein richtiges Picknick in der Pferdeschlucht ab.

Erst wurde mit Einzelfeuer ein dicker Baum von einem vorspringenden Felsen geschossen und dann verbrachten wir den Abend bei Tee mit Rum. Lustige Lieder und Tanzweisen, auf einer Mundharmonika vorgetragen, erhöhten die Gemütlichkeit.

Manchmal bekamen wir auch Besuch.

In unserer westlichen Nachbarschlucht liegt nämlich die Halbbatterie von Winterfeld.

Kapitel XII.

Eine schwere Patrouille. Neues.

Wieder sind wir auf der heißen Pad! Aber es ist nicht mehr jeden Tag so staubig, weil wir uns augenblicklich in der kleinen Regenzeit befinden und ab und zu Gewitter den Boden mit ihren Güssen tränken. Dafür wird die Hitze immer intensiver.

Gestern, am 2. Dezember, ritten wir, dreißig Gewehre stark, unter unseres Hauptmanns Führung von Okumiparüm ab, um mit Grootfontein Verbindung zu suchen und das Entweichen der Häuptlingsfrau Kambazembi mit Kriegern und Vieh aus dem Sandfeld nach Norden zu verhindern. Wir marschierten am Waterberge in östlicher Richtung den Weg nach Otjahewita entlang. — Ihr kennt ihn ja schon von früheren Patrouillen — und kamen nachmittags an der landschaftlich wirklich hübschen Wasserstelle an. Wir lagerten an dem Vley im östlichen Bergeinschnitt.

Abends wollten wir dann von den drei Wegen, die nach Grootfontein führen, auf dem südöstlichsten weiter reiten, weil die Frau des toten Häuptlings Kambazembi nach Aussagen von Schwarzen in Omambonde mit Kriegern und Vieh sitzen sollte, und andere Meldungen von weißer Seite dies als wahr erscheinen ließen. Wir verfehlten jedoch wie Stabsarzt Dr. Dempwolf die Pad und schlugen nach einigem Suchen die mittlere über Esere ein.

Der Weg ist erst steil und führt in meist engem Paß durch Felsengewirr und schroffe rote Sandsteingebilde, wie sie dem Waterberg eigen sind. Aber das Gebirge ist hier nicht mehr so hoch; wir hatten es bald erklommen und ritten nun

in der bald hereinbrechenden Dunkelheit auf dem Plateau entlang.

Die Pad ist schlecht und selten befahren. Links und rechts ist die Steppe von ganz niedrigen Büschen bestanden.

Hohe Bäume sind in dem ungewissen Licht nur selten zu sehen.

Der Himmel bewölkt sich, und es wird stockdunkel. Wir reiten jedoch bis Mitternacht durch und satteln dann auf einem freien Platz in gutem Grase ab.

Einige Stunden ist Ruhe, nur die Posten wachen und werfen ab und zu ein Stück trockenes Holz auf die niedrigen Feuer. Ein Mal werden sie abgelöst.

Ich hatte mit Kohlmeyer zusammen ein Lager aus unseren beiden Woilachs. Die Nächte sind nicht mehr ganz so bitter kalt wie in der Trockenzeit; man kann also ganz gut schlafen und ich war eben so recht dahinter gekommen, als das leise und doch so unerbittliche: „Aufstehen" ertönte. Der Hauptmann warf schon einen Arm voll Reisig auf die kleine Flamme des Feuers. — Es ist komisch. In europäischen Kasernen muß beim Wecken meistens laut gewettert und geschrieen werden. Nach diesem leisen Wort ist hier alles heraus, auch wenn wir gerade erst anfingen, richtig zu schlafen.

In einer Minute war unser Lagerplatz hell erleuchtet. Die Pferde wurden eingefangen, gesattelt, und weiter ging es in die kühle Nacht.

Ein Tier läuft vor der Spitze über die Pad, und bald darauf läßt eine Hyäne ihr heiseres Lachen neben uns hören. Zwei Schakale antworten klagend in weiter Ferne. Der Himmel ist wieder sternenklar, und ich sehe, wie mein rechter Nebenman, ein seliges Lächeln in seinen Zügen, leise im Sattel nickt.

Ein und eine halbe Stunde mochten wir so geritten sein, da kündigte uns das Morgenrot den nahenden Tag an. Langsam und erhaben stieg die rote Sonnenkugel am Horizont empor und gab der vor uns liegenden Landschaft wundervolle Farben. Ein Maler möchte ich sein, um mir einmal solch ein eigenartiges, reizvolles Bild fesseln zu können. Der Waterberg senkt sich hier allmählich und ließ uns die wellige Buschsteppe bis zu den finsteren Gebirgen zwischen Otawi und Grootfontein weit übersehen. Deutlich waren zwei Omuram-

ben mit ihren hohen Bäumen und mehrere höhere Waldgebilde erkennbar.

Aber wie kurz währt diese Herrlichkeit! Rechts, im Süd-Osten, erstreckt sich das „Sandfeld", der gefürchteste Teil der Kalahari, weit und unübersehbar. Der Sonnenball über ihr steigt schnell; die Farben der Landschaft erlöschen vor seinem grellen Licht, und die erst so angenehm belebende Wärme wird immer unerträglicher. Die Pad wird schlecht und schlechter. Tief sinken die Pferdehufe in losen Sand, und nach Stunden sieht man, wie mühsam der und jener Gaul schon die Beine nachzieht. Sie hatten ja in der ganzen Zeit vorher ebenso wenig Hafer, wie wir Proviant bekommen. —

Lange Strecken führen wir die Tiere am Zügel; dann sitzen wir wieder auf und traben ein Stück. Ab und zu ist kurze Rast: „Abgesessen!" „Locker gurten, Gebiß heraus!" und „Grasen lassen" tönen die Kommandos! Fünf oder zehn Minuten darauf reiten wir wieder weiter.

So geht es Stunde um Stunde, durch weite Savannen oder dichten Dornbusch.

Ein Rivier mit Wasserlöchern liegt vor uns! Wasser? kühles Wasser in dieser Hitze und nach dem langen staubigen Marsch seit gestern Nachmittag?

Nein! Der Boden ist hart und trocken wie Fels! — Weiter, weiter! zu Mittag sollen wir ja in Esere sein! Wir sind jetzt alle an schwere Strapazen bei Hitze, Hunger und Durst gewöhnt. Natürlich greift es an, aber es bemächtigt sich unserer ein so eigenartiges, treibendes Gefühl: „Jetzt bist du einmal wieder im Kampf mit den Schrecknissen dieses Landes! Schritt für Schritt überwinde sie mit festem Willen!"

Die Unterhaltung hört auf, und trotzdem der Blick die Umgebung und den Sand der Pad genau im Auge behält, trotzdem kaum eine frische Fährte, sei sie von Feind oder Wild, dem Auge entgeht, beginnt das Hirn doch einen eigenen angenehmen Traum. Man träumt von schweren Gefechten und großen Erfolgen, von kühlem Wasser und glänzenden, europäischen Festen, oder von stillem Glück in der Heimat!

Halt! — Wir waren schon eine ganze Zeit lang in einem Tal mit sanft ansteigenden Hügeln zu beiden Seiten entlang geritten, da kommt plötzlich ein Rudel Großwild von links zwischen den Büschen herunter getrabt und fängt etwa fünf

bis sechshundert Meter vor uns an, vertraut zu äsen, sie haben nichts von uns bemerkt! — Im Nu sind die Gewehre aus dem Schuh und fertig! Mehrere Schüsse krachen! Doch die Entferunng ist unterschätzt; die Kugeln schlagen zu kurz in den Boden, und in riesigen Fluchten verschwindet dies edle Wild! — Schade! Das hätte unseren Proviant etwas verbessern können. Drei eiserne Portionen hat jeder Mann nur mit sich, fünf Tage dauert wahrscheinlich der Ritt, und eine „Eiserne" ist schon in europäischen Verhältnissen als das Notwendigste für einen Mann pro Tag berechnet. Mittag ist nach dem Stande der Sonne lange vorüber. Von Esere und seinem Wasser aber weit und breit nichts zu entdecken. Es ist drückend heiß und schwül; am Horizont ziehen jedoch dunkle Wolken herauf, die ein Gewitter mit Regen und Abkühlung hoffen lassen.

Endlich heißt es „Halt!" Die müden Pferde werden abgesattelt und bekommen ein paar Hände voll Hafer; dann führen wir sie ins Gras.

Von dem letzten Wasser des Wassersacks wird Kaffee gekocht. Am Feuer ist es „angenehm" in den direkten Strahlen der glühend heißen Sonne! — Der Boden brennt! —

Wir machen uns künstlich etwas Schatten mit den Woilachs. Nachdem die Feldflaschen wieder viertel oder halbvoll gefüllt, je nachdem das Wasser noch reichte, knabbern wir etwas Hartbrot und suchen nach Wasserwurzeln. Das sind lange, weiße Rüben, manchmal so dünn wie ein Finger, manchmal so stark wie unsere Zuckerrüben. Sie enthalten einen nach Nichts schmeckenden Saft und können den Eingeborenen auf Wochen und Monate das Wasser ersetzen. Der Saft wird in Kesseln ausgekocht, oder die Wurzel wird geschabt und ausgekaut.

Leider ist die Rübe sehr tief im Boden und trägt über der Erde nur eine ganz feine, unscheinbare Schlingpflanze, oft sogar nur ein vertrocknetes kleines Ränkchen, sodaß wir Europäer sie erst nach langer Übung zu finden wissen. Ich grub mit meinem Seitengewehr eine dünne Wurzel mit etwas Saft und eine trockene, holzige aus. Andere Reiter hatten noch weniger Glück, aber einige wirklich gute waren auch gefunden.

Die Wolken bleiben fern am Horizont, sie lassen sich durch unsere Wünsche nicht vor die Sonne zaubern. Wir legen uns

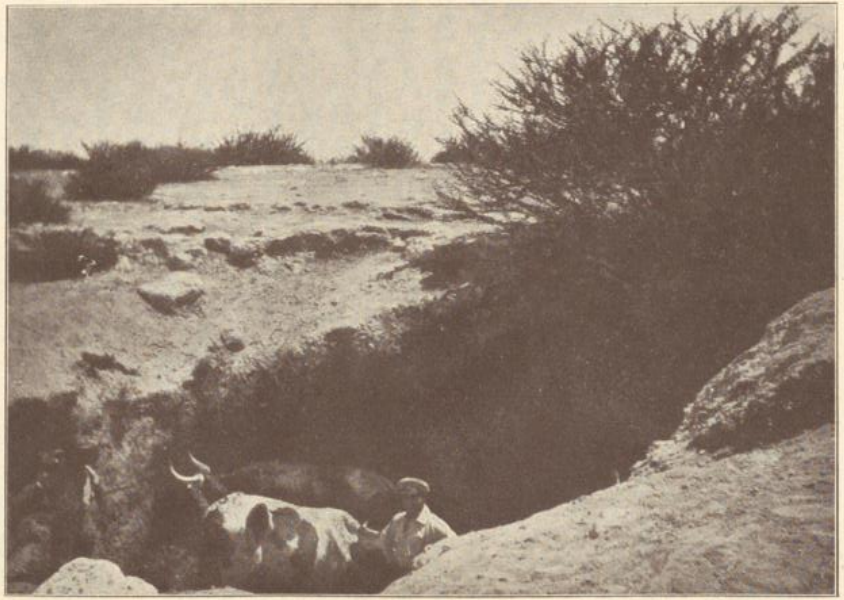
etwas zur Ruhe. Schlafen ist wegen der Hitze schlecht möglich. Wir träumen und überlegen. — Hat Esere wohl überhaupt Wasser? Von Patrouillen, die lange Zeit vor uns dagewesen sind, wurde es ja behauptet! Aber konnte es nicht ebenso ausgetrocknet sein, wie die Wasserstelle, die wir am Vormittag kreuzten? Nach der Karte müssen wir schon meilenweit daran vorbei sein. Im Südwest des kleinen Gebirgszuges sollte es liegen, und wir sind schon fast im Süden.

Etwa zwanzig Stunden Marsch haben wir seit gestern Nachmittag hinter uns! Nun marschieren wir vielleicht noch ein bis vier Stunden und finden trockene leere Löcher! — Was dann? — Zurück? Nein! Vorne war in etwa derselben oder vielleicht auch in kürzerer Entfernung, in der Richtung nach Grootfontein zu, sicher Wasser zu erwarten, und mit Grootfontein sollten wir Verbindung suchen. Aber wie viele von uns würden mit den immer schlapper werdenden Pferden, selbst ausgehungert und ohne Schlaf, bei der furchtbaren Hitze, noch einen so anstrengenden Marsch von vierundzwanzig Stunden ohne jeden Tropfen Wasser aushalten? Durch die immer wachsende Mattigkeit würde sich die Zeit ja fast verdoppeln! —

Nun nicht gegrübelt! Das wären keine deutschen Soldaten, die die Köpfe hängen ließen. Wir stehen unseren Mann in diesem Kampfe genau so gut wie im Gefecht. — Unser Führer überlegt Zweck und Möglichkeiten ganz genau. Er tut sein Menschenmöglichstes, und wir folgen ihm bis zu dem letzten Funken unserer Kraft. —

Es mag vielleicht drei Uhr oder schon etwas später sein. Die Temperatur ist um wenige Grad heruntergegangen; wir sattelten, und weiter geht es ostsüdöstlich die Pad entlang. Wir marschieren eine Stunde, zwei, zwei und einehalbe; keine Spur von Wasser ist zu finden! — Von fünfundsiebzig Kompagniepferden hatten wir die besten zu dem Ritt ausgesucht, und mit Jammer sehen und fühlen wir, wie diese immer schlapper werden, einige werden nur mit Mühe nachgezogen und ihre Reiter bleiben daher weit hinter dem Zuge zurück. An Aufsitzen ist für sie nicht mehr zu denken!

Wir geben es schließlich für heute auf und halten! Müde stehen die Gäule mit gesenkten Köpfen. Das Gebiß ist aus dem Maul genommen, der Gurt locker geschnallt, aber viele



Okawitumbika. Kalkloch.

stehen ohne zu fressen. — Hier netzt sich ein Reiter vorsichtig Lippen und Zunge mit wenigen Tropfen des Kaffeerestes in dieser Sonnenglut und bei dem endlosen, furchtbaren Marsch?

Dort versucht einer viermal hintereinander nach kleinen Schlucken abzusetzen! Er hat keine Energie, der Rest ist gierig verschluckt, und nun starrt er entsetzt auf seine leere Feldflasche!

Da kommt ein Nachzügler mit gesenktem Kopf; sein Pferd führt er am Zügel. Beim Lockergurten verliert er die Kraft! Ein Stöhnen hör ich, und mit schwerem Fall stürzt der Gefreite zu Boden. — Zwei Kameraden legen ihn bequem und schaffen Schatten für seinen Kopf; ein anderer meldet den Vorfall dem Arzt und dem Wachtmeister.

Wasser, das Notwendigste fehlt, aber die Kameraden geben für den Kranken, und es gelingt Herrn Oberarzt Dr. Köhler, ihn wieder zur Besinnung zu bringen.

So liegen wir; nur die Posten stehen, und unser Hauptmann, der bei demselben entbehrungsreichen Leben, bei denselben Strapazen immer der erste auf ist, geht zu Fuß mit zwei Mann jetzt noch weiter. Er will Gewißheit über unser Schicksal haben und für seine Untergebenen, wie für den Zweck der Patrouille seine letzten Kräfte einsetzen.

Und er hatte diesmal Glück. Er sieht plötzlich eine dunkle Gestalt in den Büschen verschwinden. Nach kurzer Hetzjagd war ein Schwarzer gefangen. Zitternd stand er neben zwei Kalabassen voll blinkenden Wassers, und wir alle, die wir durch drei Schuß Schnellfeuer gleich davon Kenntnis erhielten, jauchzten innerlich und bebten vor Freude, denn das war Rettung in hoher Not!

Der Schwarze war unterdessen von dem Hauptmann beruhigt worden und erklärte sich bereit, uns an das so lang ersehnte Wasser, nach Esere zu führen. Die beiden Kalabassen wurden auf Befehl des Hauptmanns umgestoßen, denn ihr Inhalt konnte vergiftet sein, und durstig sog der trockene Boden das kostbare Naß.

Schnell die Sättel herunter, die Freßbeutel heraus! — Meine kleine Lotte wird wieder ganz munter, sie macht sogar einen schwachen Versuch zum Wiehern, als ich sie jetzt zum tiefen Wasserloch führe. Aber wir sind noch nicht an der Reihe. Andere waren schneller, und so müssen wir uns beide

noch einen Moment gedulden. Meine Feldflasche fülle ich mir jedoch bei dem nächsten Freßbeutel, der an den aneinander gebundenen Zügeln mit dem edlen Naß herauf kommt. — Ich setze an und trinke, — ah, wie das köstlich schmeckt! — Da fühl' ich Lottchens weiche, verstaubte Schnauze an meiner Backe; sie schnauft ganz leise und reibt dann den Kopf an meiner Brust.

Jetzt ist das treue Tier an der Reihe! Mit sichtbarer Hast erst und dann mit Behagen säuft es das klare Wasser. —

Die Wachen sind bestimmt, die Pferde grasen, und ich liege mit Kohlmeyer zusammen auf einem Woilach. Wolken überziehen zuweilen den Sternenhimmel, und doch ist es noch schwül. — Hungrig sind wir beide nicht, nur sehr müde. Aber wir haben seit gestern Mittag nur etwas Hartbrot und zwei oder drei Stücken Zucker gegessen, da gebietet uns die Vernunft, erst abzukochen. Ein kleines Feuer ist schnell angefacht; — nach zwanzig Minuten speisen wir Erbswurstsuppe und Hartbrot mit Kaffee. Dann legen wir uns zur Ruhe, und trotzdem der Regen, den wir den ganzen Tag vergebens erhofft hatten, uns nun durchnäßt, trotzdem die Temperatur wohl um 30 Grad Reaumur sinkt, schlafen wir jenen eigenen Schlaf, den dieses Kriegsleben wohl den meisten von uns schon gab. Entweder träumt man lebhaft, oder das Ohr vernimmt jeden Laut, und wenn man am anderen Tage durch irgend einen Zufall darauf gebracht wird, erinnert man sich sogar des Inhalts von fast jedem lauteren Gespräch, das neben einem geführt wurde. Im Schlaf selbst folgt man oft einer Rede, irgend einem Geräusch, und willensstarke Menschen beschließen, nachdem ihnen instinktiv daraus klar geworden ist, daß ihnen Gefahr droht, aufzuwachen. Umgekehrt schläft man wieder ruhig weiter, wenn man das Geräusch als harmlos erkannt hat, oder das Wort, das man hörte, einem anderen galt, (wie z. B. der Postenweckruf.)

Schon vor Sonnenaufgang waren die Pferde getränkt, und wir saßen im Sattel. Dem Schwarzen, der uns das Wasser gezeigt, gab der Hauptmann Plattentabak, das Schönste, was er sich hier in der Wildnis denken konnte. Zu essen konnten wir leider nichts abgeben, aber in dieser Beziehung war der Schwarze auch besser daran als wir. Er hatte einen ganz riesengroßen Frosch — ich denke einen Ochsenfrosch — ge-

fangen und ihn auch schon zum Braten ausgenommen.

Wir ritten ab! Aber einige Pferde waren von gestern und vorgestern so schwach, daß ihre Reiter mit ihnen bald wieder zurückbleiben und sie langsam nachführen mußten.

Der Ritt war derselbe wie gestern. Nur die Pad wurde etwas besser und die Vegetation immer reicher. —

Ein langer Tag wurde wieder durchmarschiert, die größere Hälfte der kommenden Nacht konnten wir ruhen. Vor Sonnenaufgang ging es aber wieder weiter.

Statt über Steppe mit trockenem Gras ritten wir über immer grüner werdende Wiesenflächen. Laubwald säumte die hübschen Blicke, und dort steht in einem reichen Boskett auch eine wirkliche Palme mit schlankem Stamm und üppiger Krone.

Fast wie in einem gut gepflegten Park ritten wir durch diese schöne Wildnis.

In den kurzen Ruhepausen fressen die Tiere mit Wohlbehagen von dem jungen Grün, und wir beobachten außer den Naturschönheiten mit Freude die ersten frischen Rinderfährten. Nun müssen wir bald zu Wasser und zu Menschen kommen.

Unwillkürlich wird man lebendiger bei diesen Eindrücken. Der Marsch wird schneller, und die Gedanken sind lustiger. Leider wirkt es aber nicht mehr bei allen, mancher Reiter ist durch die langen Entbehrungen schon zu sehr geschwächt; außerdem versagten den Unglücksmenschen die Pferde, und nun sehen sie nichts von der schönen Landschaft; mit hängendem Kopf schleppen sie sich hinter dem Zuge her. —

Von früheren Patrouillen weiß wohl jeder von uns, wie das Reiten oder vielmehr Führen von schlappen Pferden unter solchen Umständen mitnimmt. Den armen Kameraden wird darum manchmal ausgeholfen.

Jch habe es wirklich gut. Mein Lottchen trägt mich, trotzdem es ihr sichtlich schwer fällt, tapfer weiter. Heut früh hat sie dafür auch aus meinen Kochgeschirrdeckel einen kleinen Rest Wasser bekommen. Jedesmal wenn ich ihr etwas gebe, pfeife ich aber unseren Hundepfiff, und, denkt Euch, das kluge Tierchen hat ihn in der kurzen Zeit unserer Freundschaft schon beinah erfaßt. —

Wir haben gerade wieder ein Stückchen Wald passiert und reiten auf freiem Wiesengrunde; da höre ich ein bekanntes

Pfeifen in der Luft! Wildenten fliegen über unsere Köpfe und fallen kaum dreihundert Meter weit auf einen kleinen mit Schilf und Rohr bewachsenen See ein. —

Wie still und heimatlich das aussieht mit dem schönen säumenden Laubwald, zu Füßen der felsigen Berge im Hintergrund.

Am Wiesenrand haben wir abgesattelt und tränken an einem tiefen künstlichen Bewässerungsgraben, der mit scharfem Gefälle den Feldern einer tiefer im Busch liegenden Farm viel Wasser zuführt. Dort liegen auch Wohnhaus und Wirtschaftsräume am Eingange zu einem großen Garten. Menschen kommen heran, Vieh läuft herum, ein Hahn kräht, ganz ebenso wie in der lieben Heimat! Wir sind zum ersten Mal während des ganzen Feldzuges auf einer nicht zerstörten Farm, die von deutschen Brüdern bewohnt ist!

Ein pensionierter Feldwebel der alten Schutztruppe bewirtschaftet Rietfontein oder Otjomukuju, wie es in der Hererosprache heißt. Seit etwa zwei Monaten ist er erst mit seiner jungen Frau, einer Burin, deren Bruder, einigen schwarzen Arbeitern und Viehwächtern zurückgekehrt, um die arg verwilderten und ausgeräuberten Anlagen wieder in Ordnung zu bringen. Es ist noch recht gefährlich, trotz der Nähe von Grootfontein und mehrerer anderer Farmen auf dem Wege dahin, erst vor wenigen Tagen haben die Herero wieder Vieh geraubt.

Die meisten von uns legten sich in den Schatten zur Ruhe. Aber es fand sich doch eine ziemlich große Zahl, die zur Besichtigung der Farm ging; vielleicht trieb manchen die geheime Hoffnung, hier wie in einem regelrechten deutschen Quartier etwas für den Magen oder gar einen Schluck Bier zu finden; für's Herze war ja leider kein Schwarz- oder Blondkopf zu erwarten! — Wirklich man vergißt fast, wie ein deutsches Mädchen aussieht! Wenn wir noch lange draußen im freien Kriegsleben bleiben, bekommen die Liebchen mancher Reiter im Traume noch Engelschwingen!

Wie wird die Rückkehr wohl sein? Es ist die schönste Frage, und oft träumen wir in schwülen, stillen Stunden die Antwort darauf. Dann liegt solch ein seliges Lächeln auf dem Gesicht, wie ich es erst vor-vorgestern Nacht bei meinem Nachbarn während des Rittes bemerkte. —

Wie viel Eigenartiges darf ich hier erleben, und wieviel Fremdes wird mir in dieser kurzen Zeit meines Lebens gezeigt! Mit keinem anderen in der Welt will ich jetzt tauschen!

Wir waren angelangt! Auf den Blumengarten war noch nicht viel Arbeit verwendet worden; erst mußte für den Lebensunterhalt gesorgt werden, und darum war er noch etwas verwildert. Aber in dem großen Nutzgarten sah es brillant aus. Man muß immer wieder darüber staunen, was unser so hart geschmähter südwestafrikanischer Boden hervorbringen kann.

Die Obstbäume, die nicht zerstört waren, grünten wundervoll und hatten viele Früchte angesetzt. Aprikosen und Pfirsiche waren beinah reif, aber nicht ganz so groß wie in früheren Jahren, da sie während der Trockenzeit kein Wasser erhalten hatten. Der Mais war in dieser kurzen Zeit schon anderthalb Meter hoch aufgeschossen. Tabak und Kartoffeln sind erst vor kurzem bestellt. Getreide wird auf dieser Farm nur im Winter in der Trockenzeit auf einem Boden gesät, der vorher schon einmal eine Ernte gab, wie hier den Mais; aber manches andere Gemüse und vieles mehr ist schon in blühendem Gedeihen. So manche bekannte Pflanze sieht man neben wenigen fremden Gewächsen, und dennoch macht die ganze Pflanzung einen ganz anderen Eindruck als ein europäischer Garten. Viele kleine Wassergräben gehen von dem Bach aus zwischen Beeten und Wegen entlang, und von diesem zweigen sich auf manche Ackerstücke wieder Rinnsale ab, die sich bei starkem Gefälle in nebeneinanderlaufenden Schlangenlinien oder bei leichten Bodenwinkeln in geraden Läufen durch das dichte Grün der Maisstauden oder anderer Pflanzen winden. So wird hier alles bewässert, manches sehr oft, anderes seltener; aber für diese Arbeit, die ein alter, schwacher Mann fertig bekommt, weil nur kleine Schleusen geöffnet werden und von der Mündung zu den Rinnsalen mit dem Spaten nur etwas Erde wegzuschieben ist, lohnt der Boden den Farmer auch mit doppelten und dreifachen Ernten.

Tabakbau scheint am einträglichsten zu sein. Die Pflanze ist, was den Boden anbetrifft, anspruchsloser als viele andere; sie liebt das rote Erdreich und gebraucht auch nicht sehr viel Wasser. Auf einen Hektar werden aus dem Saatbeet zehntausend Pfanzen gepflanzt, die jedes Jahr in drei Ernten im Durchschnitt zehntausend Pfund Tabak bringen und für

das Pfund wurde vor dem Kriege zwei bis drei Mark gezahlt

Durch Verarmung der Eingeborenen geht wohl nun in den ersten Friedensjahren ein großes Absatzgebit verloren. Aber die in großer Zahl einströmenden Weißen und auch allmählich die schwarzen Arbeiter werden noch lange für guten Gewinn bei beständig wachsendem Anbau und Verkauf von Tabak für jeden Farmer sorgen. Später wird dieses Kraut wohl Ausfuhrartikel werden.

Alles was uns der Farmer zeigte und erklärte, war hoch interessant: Dort in der Mitte der Anlagen, in dem Gebäude wird der Tabak getrocknet, ausgesucht, fermentiert und schließlich zu Rollen gedreht, manchmal auch geschnitten; hier dies ist ein riesiger Tiefpflug, mit dem sechs bis acht Ochsen keuchend den jungfräulichen Boden furchen. Dort wird Land urbar gemacht; die Büsche und Bäume gefällt, die Wurzeln gerodet, und an jener Seite des Gartens stehen die Bienenstöcke.

Auch einen Pferdestall hat Feldwebel Prion. Die Pferde bekommen die furchtbare Sterbe nicht so leicht, wenn sie im Morgentau nicht draußen im Freien zu stehen brauchen.

Gegen die Rinderpest gibt es schon ein viel wirksameres Mittel; die Tiere werden an der Schwanzspitze geimpft und sind dann meist auf Jahre hinaus gegen die verheerende Seuche immun. Eigenartig ist, daß solch geimpften Rindern oft die Schwanzspitze mit dem Haarquast abfällt. In der Kompagnie sind mehrere Zugochsen, die ihren Wedel so verloren haben.

Das dünne Stummelchen sieht nun ulkig aus.

Wir waren fertig mit der Besichtigung der Farm und gingen zum Lagerplatz. Zu essen gab es nichts; wahrscheinlich litt der Farmer selbst Mangel am Notwendigsten, da er erst zwei Monate hier war und alle Gartenpflanzungen noch keine Früchte trugen.

Wir ließen den Magen also weiter knurren, beruhigten ihn aber mit etwas Erbswurstsuppe, Hartbrot und Kaffee; dann wurde der Riemen ein Loch enger geschnallt, und so ruhten wir im schönen Grün und am rauschenden Wasser ganz mollig.

Erst nachmittags um vier Uhr, als sich auch die Nachzügler etwas erholt hatten, ging es weiter. Ein von einer

Schlange gebissenes Pferd blieb zurück und starb. Die Gegend hier ist beinah noch schöner als vor Rietfontein. Die Parkwildnis ist großartiger, mit höheren Bäumen bestanden. Links hebt sich das Ledgergebirge, erst sanft, dann schroffer ansteigend in die blaue Luft, und ganze Gruppen von Stechpalmen, diese eigenartigen, wie richtige Palmen aussehenden Kakteen, geben in wilden Felspartieen der Waldlandschaft ein sonderbar schönes Gepräge.

Wolken ziehen auf; es wird dunkel, und wir werden durch ein schweres Gewitter bis auf die Haut durchnäßt. Eine Stunde darauf hat aber die Sonne alles wieder an uns getrocknet; nur die Natur atmet noch wundervoll frisch aus dem Blätterwerk, und wir genießen den Duft und öffnen die Lungen zu weitem Atmen.

So geht es weiter bis zur nächsten Farm, Uitkomst. Zwei Kameraden, deren Pferde nicht einmal geführt mehr weiter kommen, müssen wir hier zurücklassen.

Wir ritten noch ein ganzes Stück in der Dunkelheit weiter, tränkten die Pferde dann in einem Bach, der quer über die Pad lief, und sattelten in gutem Grase für die Nacht ab. Ich war Wachthabender.

Der letzte kleine Rest des Proviants, etwas Cornedbeef und Hartbrot, wurde verzehrt, und dann legte sich alles zur Ruhe.

Wenn man kein Wasser wünscht, kommt's sicher, sagen wir Afrikaner in der Regenzeit. Die Wolken schienen schier unerschöpflich, und morgens, um einviertel vier, als ich dem Hauptmann die Zeit meldete, schienen die meisten von uns in kleinen Pfützen zu liegen. — Das ist ganz mollig bei dem enormen Sinken der Temperatur! Ich taxiere, wir hatten höchstens zehn oder zwölf Grad R gegen etwa fünfzig in der Mittagssonne.

Die kleinen Feuer waren alle ausgelöscht, und bis ich das Sattelfeuer bei dem nassen Holz angefacht hatte, verfloß trotz aller angewandten Kniffe eine ganze Zeit. —

Schnell war dann gesattelt. Heute galt's ja den letzten Ritt, und dann hatten wir für kurze Zeit Ruhe in einer wirklichen kleinen Feste bei deutschen Kameraden! Andere Menschen, Kaufleute, Farmer usw. wohnten ja auch dort, das konnte sehr nett werden!

Wir ritten den ganzen Morgen und Vormittag. Die Vegetation wurde wieder recht spärlich, sodaß unser Weg schließlich durch weite wellige Grassteppe führte, die nur von niedrigstem Gestrüpp bestanden war. Die Sonne durchglühte uns noch einmal, bis wir mittags endlich das schon lange sichtbar gewesene Afrikanerstädtchen erreichten.

In der Feste, die mit ihren beiden laubberankten Türmchen sehr freundlich und doch so sicher aussieht, wurden wir nett empfangen. Beinah hätte ich einen Kameraden von meinem früheren Regiment, den Maikäfern, wieder getroffen; er war leider gerade auf einer Patrouille nach Namutomi.

Als Wohnort bekamen wir eine große Laubhütte, dicht vor der Station angewiesen, und nachdem wir uns hier ein wenig eingerichtet und geruht hatten, sahen wir uns das Städtchen an. Viel ist nicht zu sehen. Außer der Feste sind nur wenige massive Häuser und ein sehr schönes Lazarettgebäude am Orte, aber nicht weit davon entfernt in der Steppe konnte man in abfallendem Gelände viele helle Farmhäuser erkennen. Eingeborenenhütten gab es natürlich auch in großer Zahl am Rande des Städtchens. — Die weiten Gartenanlagen sind sehr schön, aber natürlich jetzt im Kriege vernachlässigt, sodaß sie nicht im Stande sind, alle die Truppen und Flüchtlinge voll zu ernähren. Seit einem halben Jahr wartet Grootfontein schon vergebens auf Proviant. Vor langer Zeit waren die Wagen der Truppe, der weißen Ansiedler und Burenfarmer den langen Weg über Otavi und Outjo herunter zur Bahn nach Karibib gefahren. Aber sie hatten erst vor wenigen Tagen Nachricht geschickt, daß sie auf dem Rückwege seien. So herrschte Mangel am Notwendigsten. Wir hatten uns also vergebens auf richtiges Essen gespitzt, aber wir trösteten uns schnell. Der gewöhnliche Mensch ißt eigentlich viel zu viel, man kann mit so wenig auskommen. Hier, wo wir dem Magen wenigstens soviel bieten konnten, daß er uns nicht wie in den letzten Marschtagen schmerzte, fühlten wir uns, wenn auch nicht gerade bärenstark, so doch recht wohl.

Auf gute Figur zu achten, sollte auch kein Soldat versäumen. Wir waren schlank und wetterbraun wie die Tannen.

Von dem Badebassin hatten wir schon viel gehört und einer der ersten Wege führte uns dorthin. Ein kleines rauschendes Bächlein fließt an Grootfontein vorbei, und dicht

bevor es zu den schönen Gartenanlagen einbiegt, ist durch eine hohe Schleuse ein tiefes Becken geschaffen, umsäumt von grünenden tropischen Bäumen.

Schnell sind die schmutzigen Kleider abgetan. Die Sonne blinzelt verstohlen durchs dichte Laub; sie denkt, uns ist's nackend zu kalt in der Treibhaustemperatur! Wir lachen und scherzen: Hops! jetzt springt einer hinein und dann alle hinterher in die kühle, erquickende Flut!

Sie ist tief; nur an einer Stelle können Nichtschwimmer baden. Wir schwimmen, winden uns durch das klare Wasser und wühlen mit Armen und dem ganzen Körper lustig die Flut auf. Ha! da spritzt ein Übermütiger; aber wir haben es alle nicht verlernt: in das Platschen der Hände, das Geräusch der fallenden Spritzer mischt sich freudiges Lachen, auch einmal ein Fluch oder lustige Neckereien.

Das war wunderschön, und Ihr könnt Euch denken, wie wir wasserhungrigen Menschen die Badegelegenheit ausnutzten.

Nach dem Bade ging ich den Bach abwärts durch die Gartenanlagen. Wie üppig hier doch alles gedieh! Der Gärtner erklärte mir manches und zeigte schließlich am südöstlichen Rande ein weithin liegendes grünes Tal. Pferde, Rinder und Kleinviehherden weideten darauf; nach Jahren wird dies jedoch kilometerweit alles Ackerland sein, das in der Trockenzeit von dem Wasser des Baches befeuchtet und in der Regenzeit von den Wolken getränkt, reiche Ernten liefert.

Dann wird man wohl keine Not mehr leiden. Die Strecken, die wir jetzt mühsam in vielen Tagesmärschen überwinden, wird man im Fluge, nach Stunden bemessen, im brausenden Dampfwagen durcheilen. Modern wird alles werden, ganz wie in Europa; aber der eigentümliche Reiz, die Poesie des wilden Süd-West, wird mit der siegenden Kultur immer mehr weichen. Wir genießen sie jetzt wohl als die letzten mit vollen Zügen; das Leben macht sie uns reich, und ihre fesselnde Zauberkraft ist mit ein Grund, um den wir gern in diesem Lande auch Schweres ertragen.

Zwei von unsern Reitern sind auf dem Ritt hierher erkrankt; sie liegen im Lazarett in guter Behandlung. Wir andern werden am Tage mit bei den Stationsarbeiten verwendet. Der Dienst ist nicht allzuschwer, und die geschwächten Kameraden erholen sich etwas dabei. Ich habe einen sehr interessanten

Dienst, die Aufsicht bei schwarzen Gartenarbeitern.

Anhaltend gleichmäßig hintereinander graben, wie unsere deutschen Landarbeiter, können sie scheinbar nicht.

Nirgends wird auch in Deutschland bei der Arbeit müßiges Stillestehen gern gesehen.

Den Arbeitern selbst erscheint's wohl auch nicht richtig; das sieht man daraus, daß sie Eifer zeigen, sobald ein Vorgesetzter naht.

Diese Schwarzen arbeiteten zwar andauernd, nur mit ganz kleinen Pausen zum Luftschöpfen; aber sie rackerten sich ab, ohne viel zu schaffen. Einige von ihnen, wie ich später erfuhr, der alte Arbeiterstamm von Grootfontein, schienen schon an die Kultur gewöhnt zu sein; sie leisteten trotz der Wärme mindestens ebensoviel wie ein Durchschnittsarbeiter in Deutschland.

Anderen mußte ich oft den Gebrauch des Spatens und anderer Werkzeuge zeigen. Anstatt die Erde zu werfen, versuchten sie, sie weiterzukratzen; die Füße und die Schwere des Körpers beim Stich zu verwenden, verstanden viele nicht.

Ich fing nun an, streng darauf zu halten, daß jeder seine ganze Kraft hergab, nicht beim Arbeiten faulenzte und daß niemand ohne meine Erlaubnis Pause machte. Die Pausen verteilte ich jedem einzelnen selbst, zur Belohnung für anhaltendes Einsetzen der ganzen Körperkraft und Geschicklichkeit. Einzelne Schwächen mußten natürlich berücksichtigt werden; aber niemand konnte Krankheit heucheln, weil dann die andern sich übervorteilt fühlten und den Betreffenden offen deshalb zur Rede stellten. Der beste Arbeiter erhielt abends eine halbe Platte Tabak; wer faul war, bekam während des Werks was auf die Jacke.

So sah ich mit großer Freude, daß schon am zweiten Tage sehr viel mehr geschafft wurde. — Die Schwarzen lernten richtig arbeiten, und nebenbei schien ihnen die Art und Weise Spaß zu machen. Als ich am dritten Tage zu ihnen kam, empfingen sie mich lustig schwatzend und grinsend. Einige beklagten sich zwar über Gliederschmerzen, und daß sie etwas daran leiden mochten, war nicht unwahrscheinlich; aber es wurde weiter recht tüchtig gearbeitet.

Eigentümlich ist, daß fast jede Werkbewegung im Takte von eintönigen Liedern oder auch manchmal bloß von Grunztönen ausgeführt wird. Das brachte mich auf den Gedanken, daß es

sich rentieren müßte, größere Massen von Arbeitern nach den Lauten einer Trommel oder eines anderen Instrumentes arbeiten zu lassen. Ich glaube, das würde bei den sehr musikalischen und in anderer Beziehung doch wieder stumpfsinnigen Schwarzen sehr viel ausmachen.

Überall kann man beobachten, daß Musik (mindestens zwei verschiedene, in harmonischem Takte gegebene Töne), zwei tens die Sorge für etwas Abwechslung oder irgendein kleiner Trick als Sporn und vor allem ein angenehmer, auffrischender Druck von oben (am besten Hiebe, bei einzelnen Faulen angewandt), bei einigermaßen gutem Arbeitslohn immer zu guten Leistungen führen.

Ein sehr gutes Beispiel sah ich in St. Thomas (Westindien), das ja außer wenigen weißen Großkaufleuten, Plantagenbesitzern und Beamten eine schwarze Bevölkerung hat. —

Es war am ersten Weihnachtstag, und der Dampfer nahm Kohlen im Hafen. Da wurden zwei schmale Stege von der Landungsbrücke bis an Bord gelegt. Die schwarzen Männer und Weiber, nur wenig bekleidet, bekamen alle ganz gleiche Körbe von dem Kohlenhändler. Von den großen Kohlenhaufen am Lande mußte sich jeder ein bestimmtes Maß einfüllen, und dann lief eine dicht gedrängte Menschenkette, die Körbe auf dem Kopf, über den einen Steg zum Schiffsbunker. Jeder erhielt dabei eine Marke, wer nicht voll geladen hatte, wurde zurückgetrieben. Ein Ausruhen gab's nur beim Auffüllen. Die ununterbrochene Kette wurde von weißen Aufsehern immer im Schnellschritt gehalten; links liefen sie an Deck, am Bunker stülpten sie nur den Korb um und rannten dann auf dem zweiten Steg wieder herunter. Dazu wurden monotone Lieder gesungen, ein und derselbe kurze Spruch mit zwei bis fünf Tönen immer und immer wieder: „Schwer Werk, schwer, schwer Werk, ungeheuer viel Geld für heute abend." „Ich bin lustig, ich bin sehre, sehre lustig! usw." Schreien, Schimpfen und Lachen gehört natürlich auch dazu.

Ich sah auch, wie sich ein altes Weib jedesmal sehr quälte, den schweren Korb auf den Kopf zu heben. Die Stammesgenossen hatten, trotz ihrer Bitten, kein Mitleid. Erst als ein Weißer sie deswegen anschnauzte, halfen sie anfassen.

Zu diesen Arbeiten, die für die Unternehmer besser als Krahnarbeit lohnt, werden die Schwarzen dort schon durch das

Leben gezwungen. Sie finden die Nahrung nicht mehr wie hier frei auf der Erde und sind auch zum Teil schon an Kulturgenüsse gewöhnt, die man im allgemeinen doch auch nicht für umsonst erlangt.

So lange die Wilden hier noch nicht diese Triebfedern haben, werden wir wohl bei dem voraussichtlich riesigen Wachstum der Kultur nach dem Kriege zu sanfter Gewalt greifen müssen, um überall genügende Arbeitskräfte zu haben. Energisch gezeigt und mit einigen Annehmlichkeiten schmackhaft gemacht, wird die große Masse der Eingeborenen sie mit einem gewissen Wohlbehagen über sich fühlen. Durch die strenge Herrschaft ihrer Häuptlinge oder durch Sklaverei sind sie ans Dienen gewöhnt, und der Deutsche ist gerecht und gibt ihnen eine für sie hohe Freiheit und gute Löhne für die geleistete Arbeit. —

Die herrschende Klasse, die uns zum Teufel wünscht, hat mit dem Abschluß dieses Feldzuges wohl größtenteils alle äußere Gewalt verloren. Wir würden uns die Existenz in Südwest zum mindesten sehr erschweren, gäben wir dem einen oder anderen wieder größere Macht.

So vergingen hier drei, für mich in mancher Beziehung interessante Tage.

Am 9. Dezember verabschiedeten wir uns herzlich von den Kameraden. Wir sattelten und um einhalb fünf Uhr nachmittags, als die Hitze anfing etwas nachzulassen, ritten wir wieder gen Westen aus, um, von einem Buschmann geführt, Omambonde auf dem Rückritt aufzusuchen. Hoffentlich ist es vom Feinde besetzt! —

Von den vier Kranken haben wir leider zwei im Lazarett zurücklassen müssen. Die andern beiden haben sich recht erholt und reiten mit uns weiter. —

Die Fläche ist wieder erreicht. Noch einmal drehen wir uns im Sattel um, Grootfontein ein Lebewohl zuzuwinken. Die Häuser grüßen mit heller Farbe zurück, und dann verschwindet dies kleine Afrikanerstädtchen hinter der nächsten Hügelwelle. Still bleibt es als äußerster Posten deutscher Zivilisation hier tief im Innern Deutsch-Südwestafrikas zurück.

Ich dachte in meinem Sinn, wenn du dich einmal in Afrika niederläßt, dann nur hier in dieser Gegend. Leider gehört aber aller Grund und Boden der Otavigesellschaft, und man

kann Farmen nur zur Pacht, nicht zum Kauf, von ihr bekommen. —

Lange Zeit ritten wir so in baumloser Steppe; die Sonne sank, sie warf violette Schatten über die fernen Gebirge, den Himmel darüber mit seinen Wolkengebilden, und bald deckte Nacht und Schweigen die weite Flur.

Stumm ritten wir im Dunkel dahin, bis schließlich in gutem, krausem Büschelgras zur Nachtruhe abgesattelt wurde.

Ich war Wachthabender und teilte die Posten ein, sah mir dann die Stellen an, auf welche die Pferde in späteren Nachtstunden zum Grasen getrieben werden sollten. Einige kleine Feuer brannten schon, als ich zurückkam; wir aßen etwas zu Abend. Viel war's nicht! Von Grootfontein hatten wir für jede Kochgruppe ein Beutelchen mit etwa einem halben Pfund Reis, zwei und eine halbe Büchse Cornedbeef (à Büchse drei Fleischportionen), etwas Brot, Kaffee und Tee mit auf den Weg bekommen. Zu einer Kochgruppe gehören drei bis vier Menschen, die den ganzen Vorrat mit Leichtigkeit an einem Tage aufessen konnten, und wir hatten, wenn nichts dazwischenkam, fünf Tage mit einem großen Teil der dazugehörigen Nächte zu reiten.

Nun, wir hatten ja unseren Magen und Körper schon während des ganzen Feldzuges, vor allem aber in den letzten acht Tagen, tüchtig trainiert, da werden wir ja wohl auch dieses hier leisten.

Wolken hatten unterdessen lange den ganzen Himmel bedeckt, kein Sternchen schien, und die Luft war schwül und heiß. Die Pferde standen unruhig; man merkte, in dieser stillen, schwarzen Nacht lag irgend etwas Unheimliches! War starkes Raubwild in der Nähe? Ich ging noch einmal zu den Pferden, aber sie schienen mir still wie vorhin zu sein. Ein Posten klagte nur, daß es wieder einmal sehr schwer sei, die Tiere in der tiefen Finsternis zusammenzuhalten. Die Ohren spielen dabei die Hauptrolle.

So mochte wohl eine Stunde vergangen sein; da war plötzlich die ganze Steppe taghell von grellem Blitzlicht überstrahlt, dem sofort wieder tiefste Dunkelheit und ein furchtbarer Donnerschlag folgte. Die Erde bebte, die Luft zitterte, aber dann lag wieder Grabesstille über der Steppe. Ein Blättchen hätte man fallen hören können.

Kaum löste sich unsere Spannung, da brach es los mit fürchterlicher Gewalt; Blitz auf Blitz durchzuckte die Nacht, Regen strömte mit mächtigen Fluten hernieder, und unaufhörlicher Donner erfüllte die Luft. —

Plötzlich hören wir mit Entsetzen auch noch ein anderes Geräusch, wie galloppierende Pferde klingt's und wirklich, was uns wer weiß wie lange nicht mehr passiert ist, geschieht. Bei dem Scheine eines Blitzes sehen wir unsere Tiere in rasender Flucht verschwinden. —

Das war schlimm! Aber bei Nacht war nichts mehr zu machen, und wir legten uns bis kurz vor Morgengrauen zur Ruhe. Mir war's furchtbar unangenehm, daß es gerade in meiner Wache passieren mußte; die Gewißheit, daß es einem andern nicht viel besser gegangen wäre, war ein kleiner Trost, änderte aber leider nichts an der wenig erquicklichen Lage.

In unseren nassen Sachen froren wir bald wie die Schneider, und mit Ungeduld warteten wir auf die Morgendämmerung, die dann auch nur eine beschwerliche Suche für den ganzen Tag in glühender Sonne brachte. In kleinen Trupps folgten wir den zerstreutlaufenden Spuren, bis endlich gegen Abend die ganze Herde mit Hilfe der Buren von der Farm Uitkomst eingefangen war.

Nicht ein einziges Pferd fehlte, wir hatten Glück gehabt. Sogar zu Essen bekamen wir, der Bur hatte eine Unmasse Omeire (dicke Milch), die der Hauptmann für uns aufkaufte. Aber der Ritt war dadurch, daß unsere Pferde ausbrachen, um einen Tag verlängert.

Am andern Morgen kamen unsere Sättel per Karren an. Wir brachen sofort auf und waren mittags in Orupupa, einer schönen, großen Farm mit zwei Windmotoren und mehreren massiven Gebäuden. Die tropische Waldlandschaft machte den Platz zu einem wirklich wunderhübschen. Leider war es hier wie auf allen andern Farmen; die Menschen waren erst kurze Zeit hier, so daß wir nachmittags um vier Uhr ungespeist, aber mit einem schwarzen Führer für Omambonde versehen, weiterreiten mußten. Die guten Menschen hatten all ihr Brot für uns hergegeben, aber was machte das, unter uns viele verteilt?

Die kommende Nacht war wieder wenig schön. Geruht wurde nur kurze Zeit; ein Gewitter durchnäßte Woilach und

Anzug aber bis auf die Haut, sodaß wir die grausame Kälte doppelt fühlten. Am andern Tag wurde es dafür um so heißer. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen, das auch nur etwas Schutz gegen die sengende Sonne geben konnte, und als wir uns etwa um elf Uhr Omambonde näherten, war Kaffee und Wasser völlig verbraucht.

Jetzt sind wir nah genug an der Wasserstelle. Wir sitzen ab und vorsichtig bewegt sich die Schützenlinie gegen die Werften. Wie freudig und erwartungsvoll man vorwärts späht! — Da, bewegt sich da unten nicht schon etwas? — Nein! Getäuscht! Alle Pontoks verlassen, keine Spur sieht man auf dem staubigen Boden, nicht einmal Wasser ist zu finden. —

Unten im Rivier sind ein paar elende Löcher mit dickem schwarzem Brei. Hunderte von Kaulquappen bewegen sich müde und faul darin, und ein widerlicher Geruch steigt uns entgegen.

Müde, mit ausgedörrtem Körper und Munde, stehen wir da! Der Hauptmann gibt Befehl, die Pferde zu tränken! Einige Schlucke nehmen sie, es ist etwas Nasses; aber dann kauen sie mäklich auf den ekligen Weichtieren.

Die Flüssigkeit reicht trotzdem nicht für alle Tiere.

Wir Menschen sind noch unschlüssig! Nur wenige, vor allem die Reiter, die körperlich schon sehr herunter sind, haben den Mund mit dem gräßlichen Zeug schon befeuchtet. Da meint Unteroffizier Kortmann: „Na, meinswegen! In der Not frißt der Deubel Fliegen un fängt se sich noch selber. Ick koche mich Kaffeebouillon!“

Das fand Anklang! Andre Witze wurden gerissen, und bald waren wir alle damit beschäftigt, mit dem Kochgeschirrdeckel vorsichtig, möglichst ohne Grund aufzuwühlen, von dem Brei zu schöpfen. Jede Kochgruppe bekam ein dreiviertel volles Kochgeschirr, und da ich noch in dem glücklichen Besitz eines Taschentuches war, konnten wir vier sogar das Gröbste ausfiltrieren. Leider war der Lappen auch nicht sehr sauber, aber immerhin leistete er gute Dienste. Als die Sauce aufgesetzt war, zählten wir den Kaffee ab, neun Bohnen kamen aufs Kochgeschirr, und dann dauerte es nicht mehr lange, da hatten wir unser Mittag fertig. Daß es sehr schön schmeckte, wollte niemand behaupten; dem einen schwammen nicht genug Augen oben darauf, ein anderer meinte: „die Beesters könn-

ten ooch fetter sind," usw. Überall sah man die braven Reiter ängstlich fischen und mit halb zugekniffenen Lippen trinken.

Einer aus der benachbarten Kochgruppe machte jedesmal ein urkomisches Angstgesicht, wenn ein Tierchen mit hineingeschlüpft war; mit zwei Fingern fuhr er sich dann in den Mund, holte den Braten heraus und legte alle fein säuberlich der Größe nach, auf die Erde. —

Das letzte Stückchen Brot hatte samt dieser Kaffebouillon den Magen wieder etwas beruhigt. Wir waren also ganz zufrieden und ärgerten uns nur, daß wir mit dem Feinde wieder einmal die Betrogenen waren. Die Schwarzen, die die Meldung machten, daß Frau Kambazembi mit Kriegern und Vieh hier säße, hatten uns angelogen, und die Meldung von weißer Seite, daß von dem Süden des Sandfeldes Spuren hierher führten, hatte uns die schwarze Aussage zu Unrecht wahr erscheinen lassen.

Während wir noch scherzten, schien es aber manchem Reiter der Patrouille gar nicht gut zu gehen. Wir sahen ja auch ziemlich arabermäßig, schwarzbraun und schlank aus, das Fett war weg; aber die, welche da so teilnahmlos auf der Erde lagen, sahen doch nicht mehr gesund aus! — Traurig! — Schatten war nicht viel, für den Kopf gab es jedoch noch etwas unter den niedrigen Büschen. —

Wenn die Sonne ihre heißen Strahlen bloß nicht so schrecklich senkrecht senden möchte! Ein Stückchen abseits sitzt der Hauptmann mit Oberarzt Dr. Köhler. Der Führer sieht ernst zu den ruhenden Leuten hinüber. Drei Möglichkeiten gibt es, die Patrouille zum Wasser zu bringen: Erstens die Umkehr, zweitens den weiten Umweg über Esere und drittens den nach Klein-Omambonde zu wagen. Die erste ist jedem Deutschen immer unsympathisch, außerdem war Rückkehr unpraktisch. Wenn wir nach Esere marschierten, würden wir mindestens einen Tag länger unterwegs sein, und das ist wegen des Proviants und der Kräfte von Mann und Pferd nicht wünschenswert; folglich wurde der dritte Weg genommen, wenn auch das „Klein" vor dem Wort Omambonde noch weniger Naß als hier erwarten ließ, und der schwarze Führer nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob wir dort Wasser finden würden. „Weiter und durch" war die Parole.

Hier die Ruhe war wenig erquickend, und unser Haupt-

mann ritt deshalb sehr bald mit uns ab. Schmalen Fußpfaden folgend, marschierten wir lange Zeit und langten schließlich auf einer Fläche mit frischem grünen Grase an. Da lag auch ein kleiner tiefer Teich mit dem schönsten klaren Wasser vor uns! Was das für eine Freude war! Ihr ahnt in Deutschland ja Ähnliches gar nicht, könnt nicht die erlösenden Freudegefühle ermessen, die uns im ersten Erschauen der blanken Fläche das Herz erfüllen! Wieviel hängt aber auch oft, wieviel hing jetzt von dem Finden oder Nichtfinden von Wasser ab!

Nach dem Absatteln wurden die Pferde getränkt, dann schöpften wir Wasser und kochten den letzten Rest Reis mit Cornedbeef. Die meisten Reiter hatten nicht mehr genügend Kraft, dem Hunger zu widerstehen; bis auf den letzten Rest verschwanden die weißen Körnchen. O, und wieviel hätten sie gern mehr gegessen! Aber nun war es Schluß damit; der liebe Magen hatte Ruh'! —

Unterdessen hatte eine Patrouille die Wasserstelle umstreift und meldete, daß nur vereinzelte Spuren von Schwarzen ans Wasser führten.

Vor dem Schlafengehen tränkten wir die Pferde noch einmal und trieben sie dann wieder in das junge Gras.

Die Nacht verlief verhältnismäßig gut. Wir froren zwar etwas, aber es regnete nicht.

Lange vor Tagesanbruch waren wir auf! Die Pferde wurden noch einmal ans Wasser geführt, und wir befeuchteten den Filz der Feldflaschen, damit ihr Inhalt möglichst lange so eisig bliebe, wie er in der Nacht geworden war.

Es fing gerade an, im Osten zu dämmern, da ritten wir ab in südwestlicher Richtung dem schönen Otjahevita zu. Die Pad war nicht zu finden; wir hatten also nach unserer Berechnung achtzig Kilometer wege- und wasserlose Wildnis vor uns! — Wenn nur Pferde und Menschen nicht so furchtbar ermüdet und ausgepumpt wären!

Dichter Busch deckt die Steppe. Mühselig arbeiten sich die vordersten Pferde hindurch; Roß und Reiter verlieren manchen Blutstropfen und manch Stückchen Haut durch die scharfen, beutegierigen Dornen. Manchmal biegen wir dichten Buschpartien aus, um kurze Zeit unangefochten auf einer kleinen Blöße reiten zu können. Der Kompaß zeigt aber bald, daß die Richtung falsch ist, der Weg verdoppelt sich. Wir wenden

wieder und schlängeln uns weiter durchs Dornengewirr, das bei all seinen unangenehmen Eigenschaften nicht einmal Schatten gegen die sengende Sonne gibt. Nur um uns zu quälen, scheint es gewachsen zu sein; gerade so hoch, daß die Dornen uns ins Gesicht schlagen können.

Ab und zu wird der Busch jedoch lichter; Gras (damit ist in der Trockenzeit immer braungelbes Heu gemeint), bedeckt den Boden.

An diesen Stellen halten wir manchmal und lassen die Pferde fressen.

In der schlimmsten Mittagshitze ist längere Rast, die aber wenig erquickt. Ich spüre ein leises Rühren in der Magengegend und nehme mein Diner, indem ich den Pistolengurt fester schnalle. Wasser ist noch im Wassersack, und wir kochen „neun Bohnen Kaffee". Tee ist uns widerlich!

Dann geht es wieder weiter, unaufhörlich den ganzen Nachmittag.

Gegen Abend wird wieder eine Stunde geruht. Vier Reiter sind mit ihren Pferden weit zurück, sie müssen langsam unseren Spuren folgen, die im Halbdunkel der Nacht schwer zu erkennen sind. Aber die Luft wird jetzt kühler; Mensch und Tier werden dadurch erfrischt, und es geht wieder etwas besser vorwärts.

Wie still die Nacht hier im Sandfeld ist! Wolken ziehen nur vereinzelt über den Sternenhimmel, kein Laut ist zu hören außer den Tritten unserer Marschlinie dem Stolpern schlapper Pferde und dem lauten Streifen der Dornenzweige. Langsam und stumm winden wir uns durch den Busch. —

Vor mir höre ich jetzt einen Reiter leise sprechen: „Du, Karl, ist dir auch so? Ich kann keine halbe Stunde mehr weiter, dann fall' ich vom Pferde!" — „Ja," antwortet der andere Mann, „mein Körper schmerzt, und ich bin schrecklich müde! möchte mich hinlegen und sterben!" Ein dritter reißt einen faulen Witz dazu, dem von anderer Seite schwaches Gelächter folgt! Dann ist's wieder still. —

Mitternacht geht vorüber, wir reiten und führen abwechselnd immer noch weiter! Den armen Gäulen wird's schwer, aber sie haben doch ab und zu etwas zu fressen. —

Endlich wird Halt gemacht. Wir satteln ab, ruhen ein wenig und warten auf die zurückgebliebenen Kameraden. Im

Osten und Norden scheint ein schweres Gewitter herunterzugehen. Wir sehen die breiten zackigen Blitze am tiefdunkeln Horizont, aber der Donner ist trotz der Stille rund um uns her kaum zu vernehmen. Schade, daß es nicht hier ist; jetzt könnten wir Wasser gebrauchen! —

Das stumme Schauspiel ist großartig! Aber nur wenige von uns schauen es mit Interesse. Bei den ersten Blitzen spannten sich die Nerven, ein Hoffen auf Wasser zitterte durch den matten Körper; nun hat die Müdigkeit gesiegt; außer der Wache liegt alles wie tot auf der Erde.

Nach etwa ein und einer halben Stunde klingt wieder das leise „Aufstehn" des Führers! Einige Schläfer fahren wie aus schwerem Traum in die Höhe. Andere werden mit Mühe von den Kameraden geweckt!

Eine eigenartige, schwache Beleuchtung liegt über der Steppe! Im ersten Moment wußten wir nicht, ist das bloß eine helle Nacht, oder kommt der Morgen oder die Abenddämmerung?

Ich fühle einen leichten Kopfschmerz und friere, aber ich reiße mich zusammen und fühle Besserung!

Es wird lauter gesprochen! Einige Reiter wenden die Köpfe nach Osten; und da sehen wir vier Gestalten langsam auf uns zukommen; die Nachzügler haben uns erreicht! Ein Pferd hat nicht durchhalten können, sie haben es tot zurückgelassen.

Wie diesen Menschen wohl zumute ist! —

Nach kurzem Besinnen gibt unser Hauptmann nun den Befehl zum Aufbruch! Es wird ihm schwer; denn wir müssen die armen Kameraden, die mit ihren schlappen Pferden keine Ruhe wie wir hatten, wieder zurücklassen! Der Führer darf durch langsameres Reiten oder zu langes Warten nicht die ganze Patrouille gefährden!

So reiten wir! Die Sonne erhebt sich wieder; die Kälte schwindet, und es währt gar nicht lange, da schmoren wir wieder in glühendster Hitze.

Vormittags sollen wir noch ans Wasser kommen! Wir reiten und führen darum abwechselnd unaufhaltsam weiter. Um zehn Uhr wird eine kaum sichtbare Pad erreicht, sie scheint die lange gesuchte zu sein und wir folgen ihr. Eine halbe Stunde muß gerastet werden. Tiere und Menschen sind zu

weit herunter. Die Nachzügler haben sich vermehrt; aber einige von ihnen schließen nun wieder auf.

Weiter geht es! — Von einer Hügelwelle marschieren wir bis zur andern. Bei jeder Höhe hoffen wir die roten Felsen des Waterberges zu sehen und immer, immer sind wir getäuscht. Statt dessen erblicken wir ein weites Tal vor uns und wenn auch dieses passiert ist, wir auf der Höhe da drüben am Horizont stehen, wird uns genau wieder dasselbe Bild anöden wie jetzt!

Die Sonne brennt fast noch schrecklicher als an allen andern Tagen, Hals und Kehle sind ausgedörrt und schmerzen wie der ganze Körper. Die Dornen machen einen nervös, wie die Löcher im Boden, in die der arme Gaul stolpert. —

Manchmal stürzt ein Pferd, und dann hat der Reiter ähnliche Mühen wie wir damals auf der Patrouille nach Outjo.

So marschieren wir langsam vorwärts! Vor mir reitet Karl, der gestern schon sterben wollte und sein Kamerad, der behauptete, keine halbe Stunde mehr weiter zu können, ohne vom Pferde zu fallen. Die Köpfe lassen sie hängen, sie sprechen schon lange nicht mehr und sehen schwer krank aus; aber der Führer geht weiter, und da kommen sie auf keinen andern möglichen Gedanken, als den, mit weiter zu gehen!

Wißt Ihr nun, wozu unsere scharfe Disziplin, der stramme preußische Drill und der unbedingte Gehorsam in unserer Armee gut sind! Wir können fast Übermenschliches unter rechten Führern leisten, sei es im Kampf mit Menschen oder mit der oft viel schrecklicheren Natur! Sie ersetzt Mut, Energie und verbindet den guten Willen der einzelnen zu einem kraftvollen Ganzen. Dem Führer macht sie es möglich, seine Abteilung in schweren Situationen in der Hand zu behalten.

Unterdessen ist es Mittag geworden, und da wir umsonst auf Wasser zu hoffen scheinen, beschließt Herr Hauptmann, der Patrouille eine Stunde Rast zu geben. Wir satteln ab und legen uns unter das dünne Gestrüpp.

Beim ersten Strecken ist mir, als ob sich die Glieder voneinanderlösen wollen. — Wie heiß der Boden ist! Undeutlich dringen ein paar Worte an mein Ohr, die Nerven entspannen sich, der Körper verlangt sein Recht!

Und wie ich so liege, da hör' ich plötzlich ein leises Rauschen, wie Wald im Winde, wie Meeresbranden, nein, wie ein heftiger Gewitterregen klingt es! — Da fallen ja auch schon

die ersten Tropfen! — Aber was ist das? Wie heiß, das brennt ja! Die Tropfen sind wie von rotem, flüssigem Erz, und schrecklicher Donner und Tosen durchzittert die Luft. Mit furchtbarem Krach birst da plötzlich die Erdoberfläche auseinander, und ich sause hinein in einen tiefen, gähnenden Schlund; glühende Schlangen mit giftigen Blicken umzüngeln mich, ein Flammenmeer rings droht mir den Atem zu rauben. Immer mehr kleine und große Schlangen, alle von flüssigem Gold und Silber, kleine Drachen von Feuer, die ewig die Farben verändern, schwärmen heran; sie beißen und zwicken mich, schlingen die glühenden Leiber in heißer Umarmung um meinen Körper, daß mir das Herz zu zerbrechen droht, und dann kriecht die schreckliche Brut mir in den Mund, in Nase und Ohren; den Magen wühlen sie auf und fressen heißhungrig den Inhalt. Wie furchtbar! wie soll ich mich retten? Kein Glied kann ich rühren, alles versagt mir den Dienst! — Oh! Hilfe! jetzt stürzen sie auf meine Augen; sie bohren, glühen und brennen, mein Sonnenlicht geht dahin! —

Wie aus dumpfer Ohnmacht schlag' ich die Augen auf! Die Sonne scheint mir mitten hinein; sie schmerzen, und ich wende den heißen Kopf. — Das umgefallene Gewehr liegt mit glühendem Lauf auf meiner freien Brust.

Das waren wohl eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten Ruhe; nun konnte ich nicht mehr einschlafen; es ist zu furchtbar heiß. Außerdem krampft sich der Magen schmerzvoll zusammen, und der Pistolengurt, in den ich schon mehrere Löcher neu gemacht habe, will mit seinem Druck gar nicht mehr dagegen ankommen. Bis zum Halse hinauf sind die Hungerschmerzen zu fühlen.

Mund und Kehle sind ausgedörrt und trocken wie in schwerem Fieber. Es ist, als wenn Dornen die oberen Luftwege füllen, und bei jeder unwillkürlichen Schluckbewegung die wunden Röhrenwände zerstechen.

Den fünften Tag sind wir heute von Grootfontein mit dem kleinen Proviant unterwegs. Schlaf gab es nicht, dafür aber große Strapazen. Vorgestern abend haben die meisten Reiter ihren letzten Reis gegessen. Zwei Tage und eine Nacht marschieren wir nun fast ununterbrochen, ohne ans Wasser zu kommen! —

Ich richte den Oberkörper auf, setze den Hut zurecht und

sehr um mich. — Kein Laut ist zu hören; alles liegt still auf der Erde.

Wie schmal und eingefallen die braunen Gesichter sind! Staub und Schmutz liegt in Haar und Bart, blutige Dornrisse sieht man, und die Augen liegen tief in dunklen Schatten! Fast überall liegt stumme Ergebung auf dem Antlitz; dort lächelt auch einer, aber sein Atem geht so sonderbar schnell und unruhig! Hier sehe ich mutige Entschlossenheit und klaren ernsten Blick, aber dort der Reiter ist innerlich ganz gebrochen, verzweifelt scheint er der Stunde zu fluchen, die ihn einst für Afrika warb.

Auch an mich tritt ein ähnlicher Gedanke versuchend heran: „Wie wunderschön könntest du es jetzt in Deutschland haben; Wasser so viel du nur irgend willst, kühlen Schatten, Ruhe, Essen und ein gastliches Dach! Jetzt mußt du durch deinen eigenen Willen getrieben, hier vielleicht elend verhungern und verdursten!“

Aber dieser Zweifel währt nur Augenblicke! Ich weiß, wofür ich mich hergab! Wie heiß hab' ich mir in früheren Jahren gewünscht, für das Vaterland streiten zu dürfen, wie sehnlich wünscht' ich mir nur einmal Erfüllung, und wenn ich dabei auch sterben müßte! Wohl, nun bin ich ja mitten darin, was kann ich noch Höheres haben! Es ist zwar anders, wie ich es mir in jenen Schuljahren träumte; es ist nur selten ein lustiges, frohes Streiten und Ringen. Aber jetzt kann ich wirklich zeigen, daß all dieses Sehnen in meinem Innern nicht nur leerer Schall, sondern treue Vaterlandsliebe war, die für Kaiser und Reich ihr letztes hergiebt. Das macht mich seelisch stark, und mit der Seele kann man lange den Körper beherrschen.

Drüben an der Pad sitzt unser Hauptmann. Eben bringt ihm sein schwarzer Bambuse eine große, dicke Wasserwurzel. Er nickt ihm dankend mit dem Kopf, zerteilt den Schatz mit dem Messer und verteilt dann die Stücke unter die Reiter.

Er sieht, wie schlecht es mit den meisten steht, und da das Liegen hier fast eine größere Qual ist als Weiterreiten, befiehlt er zu satteln!

Wir erheben uns, rütteln die Kameraden auf und gehen zum Weideplatz. Aber kein Pferd ist zu entdecken; nur drei Halbtote finden wir hinter den Büschen dösen. Der Posten ist

krank und wird ohnmächtig.

Was nun? Ist einem Teil von uns wirklich ein qualvolles Ende hier in der Steppe beschieden? Wer weiß, wie weit es noch zum Wasser ist? Achzig Kilometer müssen wir doch schon lange hinter uns haben, wenn es auch langsam ging!

Das ist wirklich ein harter Schlag und mancher Reiter verliert den Mut.

Die frischesten machen sich auf, um die Pferde zu suchen. Ich schnalle das Kochgeschirr vom Sattel und nehme den Deckel mit. Kaum ein paar Schritte war ich dann aus dem Lager, da kam mir mein armes Lottchen müde entgegen. Sie hatte den bekannten Pfiff aus meinem Munde gehört, hob den Kopf etwas und glaubte nun, wie früher einen Schluck Wasser oder Kaffee aus dem Kochgeschirrdeckel zu bekommen. Diesesmal hatte sie sich getäuscht; aber ich gab ihr die Hälfte von meinem Stückchen Wasserwurzel ab.

Im ganzen wurden elf Pferde gefangen, und der Wachtmeister bekam Befehl, mit uns zehn glücklichen Pferdebesitzern weiterzureiten. Wir sollten das Wasser zu erreichen suchen und dann den Kameraden Hilfe bringen.

Unser Hauptmann und der Oberarzt blieben bei dem Rest völlig erschöpfter Leute zurück. —

— Der Anblick war traurig! —

Einige von denen, die nicht teilnahmslos und still auf der Erde lagen und uns abreiten sahen, guckten dem Zuge so sehnsuchtsvoll nach, als ob ihre ganze Lebensfreude mit uns dahinginge. Wenige andere sahen auch zuversichtlich drein.

Zu Anfang ritt unser Häuflein geschlossen, bald Trab, bald Schritt. Die Weichen der Pferde bluteten vom treibenden Sporn; die armen Tiere stolperten und stürzten uns oft, aber es ging unerbittlich weiter! Beim Führen dazwischen, verloren zwei Reiter völlig die Kraft, ihre Pferde brachen ebenfalls zusammen, so daß wir Kameraden ihnen mit unsern noch etwas bessern Pferden weiterhelfen mußten. Einer kann schließlich nicht einmal mehr im Sattel sitzen; er hat in früheren Zeiten nicht so viel mitgemacht, und nun kam zu dem endlosen Marsch mit Hunger, Durst, Hitze und Kälte noch ein blutig aufgerittenes Gesäß. Die Leiden sind voll; mit geschlossenen Augen kriecht er nur noch mechanisch weiter. Ob er wohl noch viel von den Schmerzen spürt?

So ging es vorwärts im glühenden Sonnenbrande ohne jedes unnötige Wort. Der Mund ist fest zugeklebt. Als der Wachtmeister bei einem Halt einen Reiter anredete, sah ich, daß der wohl fast eine viertel Minute gebrauchte, um seinen Mund gewaltsam zu öffnen. Die Töne klangen rauh aus der ausgetrockneten Kehle!

Endlich, endlich! O, Gott sei Dank, von einer eben erreichten Hügelwelle sehen wir, über ein grünes Tal hinweg, die so heiß ersehnten Felsen von Otjahevita!

Wir sind also doch auf dem richtigen Wege, und bald, bald sind wir dort an jener Stelle, wo der kleine See mit blinkender Fläche gewaltig lockt! —

Gerettet sind wir! — Gerettet! — Schnell, immer schneller wird der Ritt; die Kranken bleiben zurück. Wie lustig und froh ist manchem wieder zumut! Die hageren Züge überfliegt für Momente ein heiteres Lächeln, und ab und zu hör' ich sogar ein kurzes Scherzwort in den Reihen.

Andere sehen verzweifelt voraus nach dem Ziel. Werden die Kräfte noch reichen? Du kannst ja kaum noch weiter!

Etwa eine Stunde währte es noch, da waren wir endlich da, dicht neben dem Wasser.

Heiser klingen ein paar Kommandos; die Sättel sinken in schlaffen Armen zur Erde, bei den Frischeren fliegen sie herunter, die Woilachs und Zaumzeuge liegen im Nu daneben, und dann drängt alles, Mensch wie Tier, in dichter Reihe ans Wasser!

Die Pferde stürzen hinein und saufen in gierigen Zügen mit zitternden Flanken und knickenden Beinen.

Die Menschen werfen sich hin an den Rand. Hastig schlürfen sie ein paar Schlucke, aber der Atem fliegt wild; er verschnürt die Kehle, und klopfenden Herzens stehen sie auf. — Aus dem Hut und Kochgeschirrdeckel geht's besser. Da naht ein Nachzügler. Unter dem Stoppelbart sind die Wangen tief eingefallen. Die Augen glänzen aus dunkeln Höhlen wie im Fiebertraum begierig auf die blanke Fläche; der Mund ist halboffen; grauweiß streckt sich die vertrocknete Zunge zwischen blutleeren Lippen hervor. Ein Kamerad bringt ihm zu trinken, ein anderer sattelt sein Pferd ab. —

Hier übergibt sich ein Reiter; reines Wasser fließt in den Sand!

Eine Ziege vertritt zwangsweise Mutterstelle bei einem jungen Leoparden.

Die erste Erregung ist vorüber. Die Kranken liegen im Schatten und schnell siegt die furchtbare Müdigkeit; lindernder Schlaf senkt sich auf ihre matten Glieder. Zwei Reiter phantasieren im Fieber.

Die andern haben unterdessen abgekocht. Der Kaffee wird in Feldflaschen und Wasserbeutel gefüllt. Eine Patrouille reitet unter dem Wachtmeister den Weg wieder zurück, um unsern Hauptmann mit den Leuten zu holen, bei denen er heute mittag zurückblieb. Wieder andere Reiter bringen den zuletzt Zurückgebliebenen Hilfe.

Etwa um zwölf Uhr nachts waren wir alle glücklich am Wasser beisammen. Wir legten uns hin, und ich glaube, alle die nicht krank waren, oder als Posten wachen mußten, vergaßen heute den afrikanischen Kriegsschlaf. Nach diesem Schlußmarsch von etwa achtunddreißig Stunden ohne Schlaf und fast ohne Speise lag ich wenigstens viele Stunden lang wie ein Toter auf der Erde.

Am andern Mittag kamen wir in unserem alten Lager hier in der schönen Schlucht von Okomiparum an.

Vier Kranke meldeten sich. Mancher von uns wird wohl ein Andenken für Lebzeiten von dieser Patrouille behalten. Einer liegt auf den Tod; seine Temperatur mißt schon tagelang 40, 41, 41,3, 41,5 Grad usw.

Keinen Feind hatten wir gesehen, und von 30 Reitern sind mit den Grootfonteinern acht Leute krank gemeldet. Zwei Pferde sind tot und andre vollständig heruntergekommen.

Fast jeder von uns fühlt sein Herz bei leichter Bewegung, aber wir haben unser Bestes getan. An der uns übertragenen Strecke entweicht so leicht kein größerer feindlicher Trupp aus dem Sandfeld.

Kapitel XIII.

Von Weihnachten bis Ostern.

Einige unruhige Tage sind wieder vorüber. Wir treckten von Okomiparum nach Waterberg zurück; nur Leutnant Kaufmann liegt dort noch mit einer kleinen Abteilung.

Wenn er mit den letzten Sachen herübergeholt ist, steht die schöne Schlucht wohl für lange Zeit einsam. Üppiges Wachstum und Felsenstürze vertilgen bald unsere Spuren, und wenn nach Jahren ein Farmer dorthin kommt, ahnt er gar nicht, daß auf seinem mühsam gerodeten Gartenland schon Mohrrüben und Schoten wuchsen, daß hier weiße Menschen, eine deutsche Kompagnie, Monate lang eine Robinsonade durchlebten.

Heut' ist Weihnachtsheiligabend, und trotz unseres Dienstes erfüllt fast jeden dieses eigenartig erwartungsvolle Gefühl aus der Kindheit Tagen.

Große Überraschungen gibt es sicher nicht. Ein Tannenbaum ist wohl auf hundert Meilen nicht zu finden; aber wir schmücken ein wildes Feigenbäumchen mit blankgeputzten Patronen, Sternen aus Blech und Ketten aus einem Stück blauem Packpapier, das wir schon lange für diesen Tag aufbewahrten.

Mit der Signalstation oben auf dem Berg sind wir gut Freund. Unteroffizier Zibelius gab uns zu unser aller großen Freude fünf richtige, kleine, bunte Lichtchen.

Um die Beleuchtungsfrage hatten wir uns schon einige Zeit den Kopf zerbrochen, hatten sogar schon versucht, selbst Talglichte herzustellen.

Der Proviant ist gerade wieder recht knapp. Die erwartete Kolonne kommt mit schlappen Ochsen schlecht vorwärts. Aber wir haben Zucker, Butter und Mehl gespart. Als ich vor einer

halben Stunde am Backofen vorbeikam, roch das ganz festlich. Reiter Lippert, der Bäcker, hat auch irgendwoher Backpulver bekommen; geheimnisvoll teilte er es mir mit.

Im Schatten des Proviantzeltes und der umstehenden Bäume mißt das Thermometer 35 Grad Reaumur, ein schönes Weihnachtswetter.

Endlich fallen die Strahlen der Sonne schräger. Die Arbeit ist zu Ende, und unsere Feier beginnt bei Anbruch der Nacht.

Stumm liegen und hocken wir um das Bäumchen. Es hat so wenig Ähnlichkeit mit unserer deutschen Tanne, und die alte Jugendfreude will gar nicht zum Durchbruch kommen. So zaghaft klingt das „Stille Nacht, heilige Nacht"; erst bei dem zweiten Vers werden die Stimmen voller, und dann bezwingt uns die Heimaterinnerung ganz. Während die Lichtchen immer tiefer brennen, der südliche Sternenhimmel über uns seine Pracht immer voller entfaltet, singen wir alle die Weihnachtslieder und träumen von vergangener und kommender Zeit.

Noch lange, nachdem der letzte Gruß an die Heimat verklang, saßen wir still auf dem Felsen, und unsere Gedanken flogen so weit, dort übers Gebirge am strahlenden Firmament dahin. Sie suchten nordische Sterne und unter ihnen ein Weihnachtsglück in Eis und Schnee mit vielen glitzernden Tannen.

Ob sie wohl auch jetzt unser gedachten, die fernen Lieben? Könnt' man nur einmal hinübersehen! —

Ein lauter Wind streicht an den Bergen entlang, der Schakal heult, und wir gehen in unsere Zelte zur Ruhe.

Unser Lager ersteht ebenso bunt wie in Okomparum auf einem Bergabsatz am östlichen Bach. Ein großes gelbes Zelt nimmt aber zwei Korporalschaften auf, und unten am Fuß des Berges steht ein großes Proviantzelt.

In einem alten Hererohaus nahmen die Leutnants Plenzke und Kaufmann Wohnung, und an dem Hauptbach wird gegenüber der Kirche ein steinernes Wachtgebäude eingerichtet.

Ich komme jetzt seltener auf Wache, höchstens jede fünfte oder sechste Nacht. Es fällt aber doch schwer, die ganze Nacht ohne Licht wach zu bleiben.

Feuer räuchert zu sehr in der Bude, und Lichte besitzen wir nicht. — Außerdem quälen die Mosquitos. Ihr leises Singen, die schmerzhaften Stiche können einen nervös machen.

So vergehen wieder Tage und Wochen. Weite Patrouillen werden geritten, und in der Ruhezeit arbeiten wir an Wegen und Wasserstellen, fangen an, steinerne Häuser zu bauen, und treiben Garten- und Feldbau. Zu Zeiten gibt uns die Jagd eine angenehme Abwechslung im Leben und auch in der Küche.

So kam Kaisersgeburtstag heran. Durch eine kleine List gelang es unserem Hauptmann, die ersten Liebesgaben für uns heraufzubekommen; auch die so sehnlichst und monatelang erwartete Post kam, und so wurde dieser gerade für uns Soldaten so bedeutsame Tag besonders festlich. Wir fühlten hier doppelt, wie eng wir mit unserem Kaiser verbunden sind. Er sorgt für uns als unser oberster Kriegsherr. Wir geben für ihn so gern Blut und Gesundheit, fühlen uns glücklich in dem Gedanken, ihm und unserem Vaterlande hohe Dienste leisten zu dürfen.

Bei Lichter- und Feuerschein saßen wir abends unter dem freien Himmelszelt in wundervoller Nachtluft beisammen, tranken Punsch und aßen Pfannkuchen.

Das Kaiserhoch wurde ausgebracht und manches deutsche Lied in die Finsternis geschmettert.

Nach einigen frohen Stunden zog dann ein schweres Gewitter auf. Sturm und Regen nötigten uns, der schönen Feier ein Ende zu machen.

Eine Bismarkfeier verlief mit mächtigen Höhenfeuern ebenso schön.

Das sieht nun alles ganz nett und sorglos aus. Wir werden aber oft genug auch hier im sicheren Feldlager daran erinnert, daß wir im Kriege sind.

Vor einigen Tagen war es erst, da wurden wir aus sanftem Schlummer plötzlich durch das Kavalleriealarmsignal geweckt. Hell schollen die Trompetentöne durch die Nacht.

Was war los? Überall wurde es im Lager lebendig, und in kurzer Zeit stand die Kompagnie marsch- und kampfbereit auf dem Alarmplatz.

Unsere ganzen Zugtiere, siebzig Treckochsen, waren in unglaublich kurzer Zeit und mit riesiger Geschicklichkeit aus dem Kriegskraal geraubt worden. Der Posten bemerkte auf dem Patrouillengang auch nicht die geringste Störung. Kaum drei Minuten darauf hört er ein leises Brechen, er kehrt zurück

und findet nur noch ein stocklahmes Tier.

Beim Morgengrauen fanden wir die Spuren des geraubten Viehes und auf ihnen die einiger Herero.

Die Kompagnie teilte sich in drei Abteilungen, und mittags kamen wir glücklich mit allen Ochsen wieder zurück. Die Herero hatten es wohl mit der Angst bekommen, als sie merkten, daß der Raub so schnell entdeckt war. Wir fanden wenigstens keinen mehr.

Ein Feldwebel wurde neulich, als er abends von der Entenjagd am Waterbergbach zurückkam, von zwei Schwarzen angefallen.

Mit Not und Mühe gelang es ihm, den einen der ihn schon packen wollte, mit Kopfschuß zu töten. Der zweite entkam. —

Wieder werden Patrouillen geritten und gegangen. Die Gefangenen werden mit den sich freiwillig stellenden Herero in einen großen, festen Kraal untergebracht, den nachts bei sofortiger Todesstrafe niemand verlassen darf.

Am Tage arbeiten sie unter unserer Aufsicht an Wegen und so weiter.

Auch eine Bergdamarawerft hat sich unter unserem Schutze weiter unten am Bach gebildet.

Das Bild ist so etwas lebhafter geworden. Aber leider sind mit diesen Menschen schwere und schlechte Krankheiten nach Waterberg verschleppt worden. — Nachdem unser Hauptmann mit strengen Mitteln vergebens versuchte, die Kompagnie vor weiteren Erkrankungen zu schützen, griff er zum Äußersten. Nun gelingt es durch tägliche ärztliche Untersuchungen und strenge Absperrung des kleinen Hererolagers, in dem unsere Wäsche gewaschen wird, gegen die anderen schwarzen Werften, die Krankheiten zu bannen.

Ich konnte unserem Hauptmann recht nachfühlen, wie schwer ihm dieser Schritt wurde. Was sollte er aber anderes tun, seine Kompagnie gesund und kriegstüchtig zu erhalten?

Wir können überhaupt recht froh über diesen Führer sein. Daß wir bei Waterberg weniger Glück als die anderen Kompagnien unseres Bataillons hatten, lag nicht an ihm. Seitdem haben wir auch schon wieder so vieles mitgemacht, daß wir uns über Hamakari, das Gefecht der anderen, etwas trösten können.

Es ist nicht leicht, hier in der Wildnis Kompagniechef

zu sein. Gesunde und kranke Soldaten, Kriegszüge, Patrouillen, Spione, Gefangene, Pferde Feldlazerett, Garten- und Hausbau, Nahrung und Wäsche, was liegt nicht alles an diesen Worten, was für eine Fülle von Arbeit für den Führer. Jahrelang in der Wildnis muß er persönlich für alles sorgen, was daheim mit einigen Zeilen erledigt ist.

Sonntags schafft er uns wie in den ersten Zeiten fast immer eine Extrafreude. Entweder werden oben am Berg große Wasser- und Wegsprengungen vorgenommen, oder es findet ein Preisschießen statt.

Neulich unternahmen wir ein großes Abteilung-Wettklettern. Die Leute jeder Korporalschaft marschierten mit Gewehr und Feldflasche genau nach der Uhr vom Lager ab.

Die Abteilung, die geschlossen die Ostecke des Waterberg-Amphitheaters in der kürzesten Zeit erreichte, sollte eine Kiste Zigarren als Preis erhalten. Und welch ein Schatz ist das hier an dem weltentlegenen Waterberg. Vor einiger Zeit wurden für eine Kiste über hundert Mark bezahlt.

Starke Raucher habe ich in früheren Monaten kreuzunglücklich gesehen. Da gab es nicht einmal etwas für teueres Geld zu kaufen. Aber dann half schließlich die Pfeife mit gekochtem oder geriebenem Plattentabak. In sehr dürftigen Zeiten fanden einige Reiter, daß auch andere Pflanzen getrocknet ganz gut schmeckten.

In der dritten Korporalschaft, der ich zugehöre, kannte nun ein Reiter einen nahen und gefährlichen Weg an jene Stelle des Hochplateaus. Wir waren alle sofort bereit, ihn zu versuchen.

Ganz östlich, abseits der wassergetränkten Stufen des Amphitheaters, die jetzt in üppigstem Baum- und Pflanzenschmuck prangen, arbeiteten wir uns auf einem schwachen Pfade immer höher durch Dornbusch und Felsgeröll. Zuletzt wurde der Busch spärlicher, die Felsen wilder und höher, und schließlich standen wir am Rande der Wand.

Aber, verwünscht, der Aufstieg war nicht zu finden. Unteroffizier Behnert hatte den wissenden Reiter in seinem Eifer etwas verwirrt, und nun war es vorbei mit unserem erträumten Siege. Zu dumm!

Einige von uns versuchten aber doch hinauf zu kommen, und nach dem zweiten Ansatze gelang es mir, die steile Wand

fast bis nach oben zu erklimmen.

Da plötzlich zehn Meter mögen's bis oben noch sein, platzt der Vorsprung, von dem ich mich eben zum Höherschwingen abstieß.

Leise knirscht's bloß, aber es dauert geraume Zeit, bis ich weit unten den Aufschlag vernehme.

Wonnevoll! — Da saß ich nun in meiner Nische, mit gerade soviel Platz als zum Sitzen notwendig, und ließ die Beine in den Abgrund baumeln. Weder vor- noch rückwärts ging es weiter.

Über mir hörte ich die fröhlichen Sieger sprechen, und tief unter mir standen Gras suchende Hereroweiber. Zurufen wollte ich keinem, um mich nicht noch mehr zu blamieren. Sie konnten mir ja doch schlecht helfen, und für den Notfall blieb ja das Gewehr zu Alarmschüssen.

So genoß ich mit recht geteilten Gefühlen die wundervolle Fernsicht. Mit reichem Blumenduft zog der Abendwind an den Hängen entlang, und die Vögel sangen hundertstimmig ihr „Gute Nacht!"

Wie tückisch ist doch der rote Sandstein! Endlich nahm ich mir Mut, ich untersuchte die Wand genau und kam nach einem gut gesteuerten Rutsch und Fall von etwa zwei einhalb Meter glücklich auf einem Vorsprung an.

Die Feldflasche riß ab und fiel in die Tiefe, aber ich kam nach einer Stunde zerschunden glücklich im Lager an. Der Wachtmeister hatte mich gerade vermißt und fragte nach mir.

Es waren einige Unteroffiziere da. Ich rupfte erst einige Perlhühner, die ich morgens geschossen hatte, und setzte mich dann zu den anderen. Bei einem Schluck Rum und einer Pfeife Tabak erzählten wir uns gemütlich von unseren letzten Kriegsfahrten bis die Retraite erklang. Wir wünschten uns „Gute Nacht" und verschwanden in unseren Zelten.

Ich habe wie in Okomiparum die Aufsicht über das Vieh und über die Artillerie- und Infanteriemunition. Die Artillerie-Munition ist noch vom vorigen Jahre hier. Außerdem beaufsichtige ich die Gefangenen öfter bei der Arbeit.

Wundervoll ist die Jagd in meiner freien Zeit. Ihr wißt ja, wie passioniert ich hauptsächlich auf Schalenwild bin, aber auch schon für unser geringes, europäisches Raubwild inter-

essierte ich mich sehr.

Hier haben es mir nun die starken Räuber ganz angetan. Durch Zufall habe ich zwei gute Fangeisen bekommen und sie schon drei Wochen lang zusammen mit einer selbst gebauten großen Kastenfalle aufgestellt.

In diesen Fallen fing ich bis jetzt siebzehn Hererohunde und sechs Schakale.

Vorgestern war nun in einem der Eisen der letzte Schakal und trotzdem er vor dem Fangkraal festsaß, war die krepierte Köderziege verschwunden. Spuren waren auch nicht zu finden und so kam mir die Sache etwas sonderbar vor.

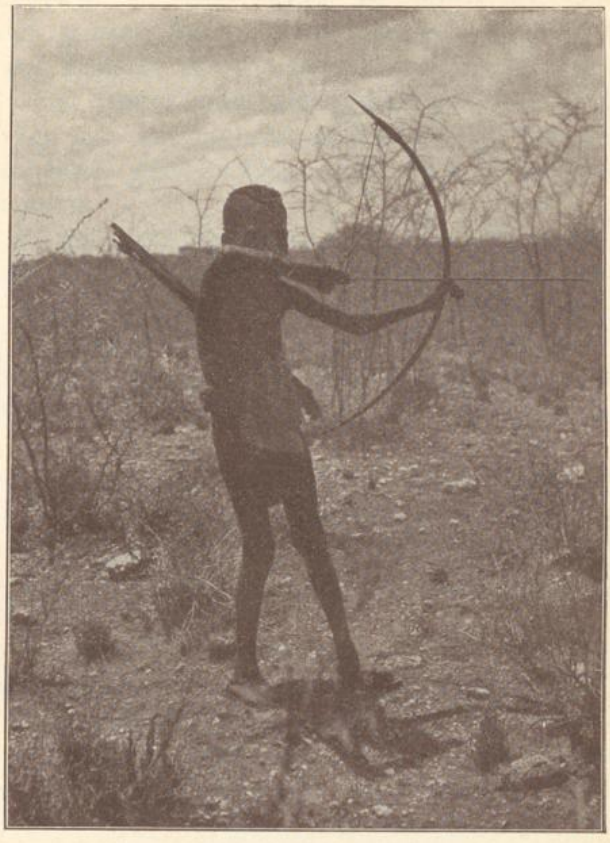
Der Schakal konnte sie nicht allein verschluckt haben, und soviel ich bis jetzt gesehen habe, geht kein Schakal in die Nähe eines gefangenen.

Gestern morgen hatte ich nun gerade keinen Dienst und revidierte die Fallen. Zwei stehen im Osten und die anderen im Westen der Station. Auf dem Wege zu den östlichen Fallen bemerkte ich bald eine Hyänenspur und hoffte schon, das Tier in der Kastenfalle zu haben. Aber es war hindurchgelaufen, ohne den Abtrittteller genügend zu berühren.

Nun ging ich zu den Eisen. Wenn etwas darin ist, hört man ein leises Klingen der Kette, aber es war heute still. Sehnsüchtig sah ich durch die Büsche nach dem kahlen Baum, nichts war zu sehen; aber da, wo Eisen mit Anker gelegen hatte, ist ein großes Loch in der Erde. Ich habe die Eisen, weil sie nur mittelstark sind, nicht festgemacht, sondern mit schweren Ketten und Eisenstücken, die unter dem Eisen in der Erde liegen, verankert.

Das Herz schlägt hoch vor Freude, und vorsichtig, so schnell wie möglich, eile und kriech ich der Schleppfährte nach durch den dichten Dornenbusch.

Hier auf der Sandstelle ist deutlich die Spur einer Hyäne abgedrückt. — Nach etwa fünfzehn Minuten höre ich endlich das ruckweise Klirren der Kette. Ich springe durch Dick und Dünn und seh' gleich darauf die Hyäne im Galopp eine Lichtung passieren. Auf dreien und mit der Last des vielen Eisen geht es schlecht vorwärts. In kurzen Sprüngen bin ich heran. Da ist sie wieder im Dickicht, und ich folge in engem Gang auf allen Vieren. — Jetzt — vier Schritt — da wirft sie sich herum, ich springe geduckt zurück und — sitze fest in der



Hererojunge auf der Perlhuhnjagd.

Die Pfeile sind ohne eiserne Spitzen aus ganz hartem Holz gefertigt und zum Teil vergiftet, um stärkeres Wild damit zu erlegen. Das angeschossene Wild wird von den Buschmännern oft tagelang verfolgt, bis es sich totkrank nieder tut. Auf Grosswild verwendet der Herero jetzt meistens die Büchse.

Dornen! — Einen halben Meter vor mir das Raubtier! Boshaft und tückisch funkeln die Seher. Wie ein niederträchtiges Pferd legt es die Lauscher an und weist mir das starke Gebiß. — Gräulich! — Der Drillig ist umspannt, und nachdem ich den ganzen Moment voll genossen, merke ich erst, daß auch das liebliche Wesen vor mir nicht weiter kann. Gott sei Dank! Der Anker hatte gefaßt und ließ erst wieder los, als die Hyäne sich mit funkelnden Blicken und hochgesträubten Rückenhaaren erst langsam, dann immer schneller von mir fortbewegte.

Jetzt fiel mir auch die infernalische Witterung des Tieres auf. Auf der nächsten Lichtung stellte sich die Hyäne wieder und gab ihr mit dem Kugellauf meines Drillings den Fangschuß. Das Fangeisen hatte nur zwei Zehen gefaßt.

Ich freute mich sehr über den Fang, konnte das Tier aber nicht allein nach Hause tragen; es wog ungefähr einen Zentner.

Ich ging deshalb so schnell wie möglich zu Reiter Miunski. der die Fallen nachsieht, wenn ich keine Zeit habe, und verabredete mit ihm, das Vieh um zehn Uhr nach dem Arbeitsdienst mit einigen Schwarzen zu holen. Dann ginge wir zum nächsten Eisen.

Miunski bedauerte fortwährend, daß er nicht bei der Hyänenjagd zugegen war. Eisen W. steht ziemlich dicht an der Station. Wir hatten meistens Hunde, aber auch schon einen Schakal darin gefangen. Als wir hinkamen, war es auch verschwunden. Wir folgten der Spur mindestens 20—25 Minuten, und nachdem wir alle Anstrengungsversuche des gefangenen Tieres, aus dem Eisen zu kommen, beobachtet hatten, erlegte ich nach einigen Mühen eine noch stärkere „Braune Hyäne“ mit der Browning-Pistole.

So viel auf einmal zu fangen, hatte ich nicht erwartet. Daß wir einmal eine der revierenden Hyänen erbeuteten würden, hatte ich mir gedacht. Ebenso hoffe ich im Stillen, auch einen Leoparden zu erbeuten, wenn wir die Trockenzeit über hier bleiben.

Viermal habe ich seine Spur, von der Station noch weit entfernt, gekreuzt. — Die Leoparden wie ihre Erzfeinde, die Paviane, halten sich meistens in den wildesten und tiefsten Schluchten des Waterberges auf. Sie dehnen ihre Raubzüge

auf alle Arten Hochwild bis weit in die Ebene hin aus. Vieh lieben sie sehr und darauf baue ich meinen Plan, sie zu fangen.

Sonnabend und Sonntag bin ich mit Miunski fast immer unterwegs. Geht es weit, und sind wir die Nacht unterwegs, trägt uns ein Schwarzer das Bett, einen Woilach, vielleicht auch ein Kochgeschirr nach. Ein Stückchen trocken Brot, etwas Salz, die volle Feldflasche und Streichhölzchen vervollständigen die Lebensmittel.

Es reist sich lustig so ohne viel Gepäck. Wo es gerade dunkelt, wo man müde wird, legt man sich zur Ruhe, wenn nicht ein bestimmter Punkt erreicht werden soll. Ein paar Mal geußt dann der donnernde Himmel freigibig sein Naß auf uns hernieder. Das ist unangenehm, und wir drücken uns eng zusammen unter den Busch. Wenn dann der Morgen mit strahlender Sonne kommt, ist alles wieder eben so schnell getrocknet. Wir ziehen weiter und nützen die frühen Stunden zur Pirsch auf Duiker und Klippbock oder auch stärkere Antilopen.

Später am Tag kommen Perl-, Sand- und Steinhühner, Tauben und die ulkigen grauschwarzen Kakadus heran, die mit ihrem Schopf so komisch nicken, wenn sie den schlechten Schützen verhöhnen.

Die Hühner jagen wir nur nach Gehör und Gesicht. Perlhühner kommen viel und in großen Völkern bis zu hundert Stück und mehr vor.

Wir pürschen im dichten Busch nach dem leisen Locken. Oft laufen sie wie die Rebhühner vor uns her, und wenn man sie glücklich frei hat, dann heißt es mit Schrot Nr. 5 schnell auf die Halsansätze halten.

Meist triggeln sie schon ängstlich und fangen den ohrenzerreißenden Alarmgesang an.

So wie das Volk auffliegt, muß man sich schnell möglichst hoch recken, um die Richtung zu verfolgen. Einfallen sieht man sie des hohen Busches wegen selten, da heißt es dann eben wieder folgen und das Volk neu verhören und sichten.

Die Perlhühner sind starke und zählebige Vögel. Ich habe sie oft mit Vollmantelkugelschüssen bis zu hundert Metern fliegen sehen.

In der heißen Mittagszeit ruhen wir einige Stunden im

Schatten der Bäume an einer Wasserstelle. Ein Huhn ist schnell fertig gemacht. Jeder brät eine Hälfte an frischer Kohlenglut und nach kaum einer halben Stunde Rast liegen wir, „fertiggespeist“ und gegen Sicht gut gedeckt, in leisem Halbschlummer.

In der Trockenzeit ist's dasselbe, nur meist ohne Wasser und Schatten.

Jetzt haben wir Nässe in Überfluß. Die Gewitter durchweichen uns mehrfach am Tage. Aber 50 Grad Reaumur trocknen jedesmal ebenso gründlich und schnell.

Diese Jagdfahrten dehnen wir bis Ounjoka, Otjosongombe oder einige Meilen südlich in die Steppe hin aus.

Manches Mal steigen wir auch über die Berge.

Immer finden wir auch bei diesen kleinen Touren frische, feindliche Fährten. Und darum heißt es doppelt die Augen aufsperren und nicht zu wenig Kugelpatronen mitnehmen. Auch die geladene Browning bleibt stets an meiner Seite.

Am schönsten sind Streifen gen Westen und Südwesten. Als wir nach der Schlacht bei Waterberg einst durch jene kahle und staubige Öde marschierten, deren Luft von Leichengeruch verpestet war, ahnten wir nicht, daß die Regenzeit so viel reiches Leben darin erwecken könnte.

Mit dem einfachen Dornbusch, der nie starken Blätterschmuck zeigt, wechseln immer wieder breite Streifen von hohen Bäumen und dunkellaubigen Sträuchern; unten ranken sich Gras und Schlinggewächse zu so dichten, hoch aufstrebendem Gewirr, daß man den Mutterboden bewundert und diese Fülle von Kraft in der afrikanischen Sonne.

Überall findet man kleine Seeen und an diesen hab ich morgens oft stundenlang still gesessen und die reiche Vogelwelt bei dem Wassernippen belauscht.

Dort fallen Wachteln am Strande ein. Hastig nehmen die vordersten Reihen das Wasser, um schnell den dahinter wartenden Platz zu machen, und dann hebt sich plötzlich der nach Hunderten zählende Schwarm und ist mit lautem Geräusch verschwunden. — Kaum fünf Minuten darauf ist er wieder zurück.

Dort die Pfefferfresser sind ulkig. Der ungeschlachte Schnabel ist ebenso groß wie der schwache Körper. Sieh', jetzt reckt er den Hals und macht den Körper noch dünner.

Wirklich, du bist häßlich!

Da der Paradiesvogel ist mit seinen schönen Schwanzfedern ganz das Gegenteil.

Auch der starengroße „Deutsche Reichsvogel" sieht mit schwarz-weiß-roter Färbung ganz nett aus.

Ganz dicht neben mir hocken zwei Kolibri auf einem Ast. Ich kann deutlich die feinen, langen Schnäbelchen erkennen.

Da surrt es, ein Schwarm Kolonievögel läßt sich mitten zwischen den Tauben auf den Büschen drüben nieder. Sie sind klein und unscheinbar.

Jetzt hüpfen und fliegen sie auf die untersten Zweige dicht über das Wasser und trinken. — Sie haben bald genug und fliegen davon.

Garnicht weit haben sie auf dem Baume ihre Kolonie. Sie nimmt den größten Teil der Krone ein und sieht mit dem guten Dach fast wie die Spitze eines ganz unregelmäßig gebauten Strohschobers von dunkler Farbe aus. Die vielen Eingänge sind an der unteren Seite. Darin scheinen verschiedene Vogelarten, alle nicht groß, zu hausen.

Weiter links sind auch Nester von Webervögeln zu sehen. Der ovale Ballon mit dem wurstartigen Ansatz als Eingang ist aus Gras gewebt und mit demselben Material an so dünne Zweige gebunden, daß Katzen und Schlangen nicht heran können.

Nachts haben wir die dunkelen Punkte manchmal für Perlhühner gehalten und, da Perlhühner auf den Schlafbäumen oft auch beim Schießen sehr still sitzen, mehrfach vergebens beschossen.

Alle die verschiedenen Vogelarten kann ich hier nicht beschreiben. Es ist ein buntes Bild, und unaufhörliches Surren, Schwatzen und Schreien klingt durcheinander.

Erschreckt fliegt manchmal ein Teil davon, und dann erscheint, vorsichtig windend, irgend ein Raubtier am Wasser. Schakale sahen wir oft. (Goldschakale). Sie haben Fuchsgröße und auch denselben Ausdruck. Die Läufe sind nur höher. Eine schwarze Schabracke auf ihrem Rücken hat ihnen den Namen „Schabrackenschakal" eingebracht.

Es ist wirklich interessant, all dies bunte Leben zu beobachten, auch die Fährten im nassen Ufersand zu studieren.

Hier erscheint alles Raubwild von der Manguste und den

kleinen Marderarten, von der Ginsterkatze an bis zum Leoparden.

Auch suchen Antilopen und zu Zeiten Strauße diese schön bewaldeten Vleys auf. —

Und wieder stehen üppigstes Leben und kalter, unerbittlicher Tod nebeneinander.

Die Regenzeit, die all jenen Pflanzenwuchs wach rief, gebar auch den Keim zur Malaria und zu der Pferdesterbe.

Gegen das Fieber nehmen wir alle jeden Mittwoch und Donnerstag Chinin. Dann soll der Stich der Anophiles, einer dunkel gestreiften Mosquito-Art nichts schaden; und trotzdem wir nachts am Wasser tüchtig gestochen werden, haben wir erst zwei Malariakranke.

Neulich starb einer der Kameraden einen schweren Tod. Er hatte gemerkt, daß er Typhus hatte, und befolgte eines Abends den Rat eines Reiters, möglichst viel Rum zu trinken; der töte die Typhusbazillen.

An anderen Morgen trat er nicht mit zum Dienst an. Der Unteroffizier ging hin und fand ihn fast erstickt und ohnmächtig. Einige Stunden später starb er im Lazarett.

Unsere Pferde krepieren alle an der furchtbaren Sterbe. Jeden Tag ersticken 4—10 Tiere an der grünlichgelben Aussonderung ihrer oberen Luftwege.

Bei den Sektionen finden wir die ganzen Lungen voll eingeatmeten gelbgrünen Schaumes.

Man sagt, die Tiere fressen den Keim zu der Krankheit morgens mit dem taufrischen Grase ein. Aber es hilft kein späteres auf die Weide treiben.

Ein Mittel dagegen gibt's nicht.

An manchen Stellen im Lande gibt es jedoch sterbefreie Plätze. Dort werden in dieser gefährlichen Zeit die sogenannten Sterbeposten für große Pferdetrupps eingerichtet.

Ich untersuche mein treues Lottchen jeden Tag, hoffte immer, sie würde mit leichter Krankheit davon kommen und dann „gesalzen" sein. (Pferde, die die Krankheit einmal überwunden haben, sind in den meisten Fällen dagegen gefeit).

Aber an einem Nachmittag kämpfte auch sie gegen den gräßlichen Tod des Erstickens. Nichts half, und ich mußte hilflos zusehen.

Als es zu schlimm wurde, bekam ich Erlaubnis, sie zu

erlösen. —

Die Browningkugel saß mitten auf der Stirn, mit langem Ausatmen streckte sich der Körper wie in wohliger Ruhe, und das treue Tier war hinüber.

Die Leichen verbrennen wir auf Scheiterhaufen. Was von den großen Fleischmassen übrig bleibt, holen Schakal und Hyäne.

Auch die verwilderten Hererohunde halten ihr Mahl auf dem Feuerplatz.

Gestern ist Leutnant Kaufmann an Typhus erkrankt ins Lazarett gegangen.

Ich habe ihn sehr schätzen gelernt.

Wochen vergehen. Mir fällt die Jagd schwer, und ich bedauere dennoch, daß ich bei einer mehrtägigen Streife zu Fuß nicht mittun darf.

Die Tage, an denen die Truppe fern bleibt, sind so lang. Außer Wachtdienst gibt es nicht viel zu tun, und die ungewöhnliche Ruhe wirkt so eigenartig, fast lähmend. —

Mittags komme ich auf Wache.

Die Nacht wird mir sauer. Dies Mal packt die Dyssenterie wieder kräftig zu.

In Kreuz und Knochen liegt es so müde und schwer. Das Fieber kreist abwechselnd heiß und kalt durch die Adern, und der Kopf fällt immer wieder gegen die Wand des Wachtlokals.

Ich freu' mich, als der Morgen kommt, und erhole mich in kurzem Schlaf.

Da kommt ein Bote vom Hauptmann. Die Kompagnie hat schwere Strapazen durchgemacht. Mangel an Wasser, Hitze und anstrengende Märsche haben die Reiter ohne Pferde stark geschwächt, und ich soll so bald wie möglich mit Ochsenwagen und Wasser entgegenkommen.

Nun ging es schnell an die Arbeit. Die Ochsen kamen von der Weide. In einer Stunde ging es mit lautem „Woap, woap“ und Swippenknall in den Busch.

Leider hatte ich einen schlechten Treiber. Trotzdem ich mittrieb, fuhren wir an einem Baum fest und versäumten etwa zehn Minuten. Die Kompagnie traf ich schon eine Stunde vom Lager entfernt, aber der Kaffee aus den Wassersäcken leistete doch noch gute Dienste. —

Und nun sind wieder zwei Tage in gleichem Dienst ver-

gangen. Mit mir geht es schlecht, und ich muß mich krank melden. —

Eben komme ich von der Untersuchung. Ich habe seit zehn Tagen — Typhus.

Langsam gehe ich in mein Zelt und ordne die notwendigen Sachen, dann melde ich mich beim Hauptmann ab und gebe Kohlmeyer die Hand. Er verspricht, mir einige kleine Dienste zu tun, und ich weiß nicht, wie es zugeht, uns beiden kommt's etwas feucht in die Augen.

Den Unteroffizieren rufe ich von weitem Adieu zu. — Nun bin ich ja auch gebannt und gemieden!

Mein kleines Bündel unter dem Arm, zieh' ich dann hinunter zur Kirche.

Da, unsere Tischlerei! — „Adieu".

Säbel baut eben wieder ein neues Kreuz. — Ein paar Schritt weiter steht Sergeant Trenkler vor seinem Kammerzelt. „Tee trinken und abwarten!" pflegte er in seinem „Sächsschen Dialekt" oft zu sagen. — Er ist auch Chinakämpfer. —

Da links steht das Hererohäuschen der Offiziere, vor dem Bach links das Proviantzelt und rechts die alte Wache.

Die Bananen davor sind ordentlich hoch geworden. —

Überall blüht üppiges Leben, die Sonne lacht so warm am blauen Himmelszelt und ich — ich trage den tückischen Typhus in mir. —

Der wievielte bin ich wohl auf diesem Wege? Wo sind die Kameraden geblieben?

Nun bin ich über den Bach. Da ist die Kirche — ein Stückchen weiter links unser Friedhof — über sechzig Kreuze!

Der Weg ist so namenlos schwer! —

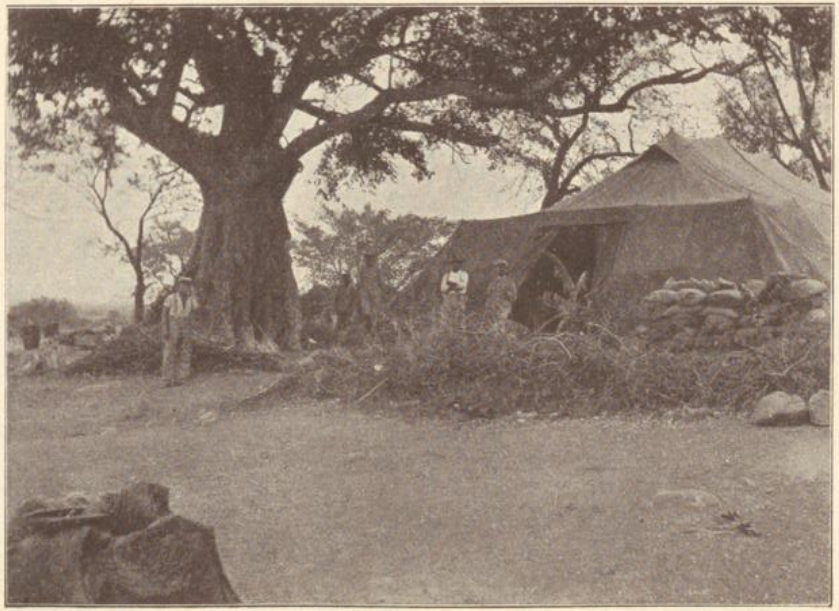
Bald liege ich in einem weißen Bett in der Nordwestecke der Kirche.

Sergeant Ruppert wird links vor mir an der anderen Wand gerade umgebettet. Er ist kaum zu erkennen, ein kraftloses Knochengestell mit Haut überzogen. — Sechs Monate krank.

Links neben mir liegt Gefreiter Heinrich, ein Verwundeter von Hamakari, auch seit August vorigen Jahres. Nach Typhus hat er jetzt Skorbut.

Ruppert soll bald in das Jenseits gehen. —

Ich hatte einmal geglaubt, ich liebte die Erde nicht. —
Sie ist doch schön! —



Grosser Feigenbaum und Proviantzelt. Waterberg.

Kapitel XIV.

Wieder frei!

Eineinhalb Monate sind seit jener Zeit wieder ins Land gegangen, ich bin frei, heute nach langer Krankenzeit aus der Kirche entlassen.

Etwas schwach fühl' ich mich noch; ich hatte schon nach dem vierten Liegetage das Gehen vollständig verlernt.

Aber das Herz ist so froh und dankbar. Eine Kugel scheut niemand von uns, der Tod durch den Typhus, weitab von der Heimat, war mir ein Gedanke, der schwere Seelenkämpfe in meinem Innern wachrief.

Ich war überzeugt, daß es sein mußte und hatte mich langsam hindurchgerungen.

Nun atme ich Bergesluft und Sonnenschein mit so vollem Genießen! Wieder ist ja der Tod vorübergegangen, und ich freu' mich der lachenden Erde und unseres kraftvollen Lebens.

Wie dankbar bin ich Stabsarzt Dr. Meyer, Oberarzt Dr. Köhler und den Unteroffizieren für die sorgsame Behandlung.

Gerade Dr. Köhler hatte es in der letzten Zeit meiner Rekonvaleszens nicht leicht. Wir waren zu übermütig, und er behauptete eines Tages lachend: „Ein Hut voll kleiner Springtierchen sei leichter zu behüten als drei Rekonvaleszenten? Auch erzählte er mir, daß die Hyänen und Schakale schon Sehnsucht nach mir hätten.

Nun hole ich nach, was ich in meiner Krankheit versäumte. Ich jage tags und setze mich nachts oben in den Felsen auf Leoparden an.

Das tut mir wohl, und ich werde zusehends brauner und frischer.

Dienst habe ich noch nicht.

Leutnant Kaufmann ist auch wieder gesund.

Sehr leid tut es mir nur, daß ich das letzte Gefecht durch den Typhus versäumt habe. Leutnant Plenzke überfiel am 17. April 1905 beim Morgengrauen eine große Hererowerft in den Osondjachebergen.

Trotzdem der Feind den Angriff zeitig bemerkte und das Feuer eröffnete, gelang es der kleinen Schar doch, ihn nach kurzem Gefecht zu schlagen. 30 Tote und Schwerverwundete blieben am Platz. 69 Gefangene und 5 Gewehre wurden erbeutet, der Rest in alle Winde zerstreut.

Das, was von dem Volksstamm der Herero noch lebt, scheint auch moralisch geschlagen zu sein. —

Nun zur Jagd! Die Hyänen scheinen sich gut an unsere Fallen gewöhnt zu haben. Miunski und ich haben nun schon eine ansehnliche Strecke von braunen Hyänen, Goldschakalen, Hunden, Ginsterkatzen und Mangusten zu verzeichnen.

Neulich brachten wir eine starke Hyäne lebend ins Lager. Sie fand allgemeines Interesse, und alle Dunkelkästen wurden in Bewegung gesetzt.

Leider eignet sich unser starkes Raubwild wenig zum Photographieren; es besitzt zu wenig Sanftmut und Eitelkeit. Bis wir das Tier vernünftig angebunden und in Pose gebracht hatten, wollte niemand warten. —

Als wir noch Pferde in der Kompagnie hatten, war durch die Hauptschlucht durch Sprengungen und schwere Erdarbeiten ein glatter Pfad bis auf das Plateau geschaffen worden.

Da die Sterbeplätze oft an höher gelegenen Stellen eingerichtet sind, glaubte unser Hauptmann, dort oben auch für unsere Pferde einen sterbefreien Platz zu finden.

Leider arbeitete die Krankheit zu schnell. Zwei „gesalzene Pferde“ blieben von unserm ganzen Bestande, von 76, übrig.

Die Schlucht liegt jetzt schon lange Zeit einsam, und ich spürte sie neulich ab.

Da bemerkte ich außer der Fährte eines kapitalen Leoparden zwei mir unbekannte Abdrücke.

An dem folgenden Tage bauten Miunski und ich fünf Meter über dem Bergpfad an steiler Felskante ein Ansitzplätzchen zurecht und setzten uns sechs Uhr abends voller Erwartung an.

Eine Stunde war wohl noch Zeit, bis das erste Wild kam. Wir konnten uns ganz dem Genuß hingeben, von hoher Felsenkanzel die weite Umgebung in der afrikanischen Herbstnacht verschwinden zu sehen.

Dort im Südwesten liegen die vielfach zerrissenen Massen der Okawakaberge, noch weiter westlich die Pforte und das Vorplateau des Waterberges, alles vom Glanz der untergehenden Sonne übergossen. Die roten Felsen glühen förmlich aus dem Grün und Grau hervor.

Langsam neigt sich der rote Sonnenball hinter das Vorplateau, und ganz allmählich geht das Rot der Berge und Wolken in immer intensiveres Lila über.

Die Farbe ist eigenartig; als ich sie zum erstenmal sah, glaubte ich an eine optische Täuschung.

Dort unter uns sitzt eine Klippdachsfamilie auf einem Felsen. Wir jagten die Tiere oft.

Ihr Fell ist kurz und weich; sie haben Ähnlichkeit mit jungen Dachsen. Das Gebiß ist aber ganz eigentümlich. Wenn die Zähne darin nur eine Kleinigkeit anders ständen, könnte man Ähnlichkeit mit dem eines Elefanten finden.

Die Dunkelheit bricht schnell herein. Nur der Glanz der Sterne leuchtet uns zum Schuß.

In der Ferne stimmt ein Schakal sein klagendes Heulen an, andere antworten ihm.

Dumpf und verworren klingt von den roten Feuerpunkten der Kaffernwerft drunten im Busch eintöniger Tanzgesang bis hier hinauf in unsere Stille.

Die Cikaden zirpen im Gras, und ein Nachtvogel schreit.

Weit hinter uns links ist ein Steppenbrand zu sehen, der erste in diesem Jahr. Die immer sonnige Trockenzeit kommt wieder ins Land. —

Die friedlichen Tiere des Tages haben lange schon Höhlen und Nester aufgesucht. Da hören wir plötzlich in der Schlucht neben uns einen dumpfen, murrenden Ton.

— Wir stoßen uns leise an und fassen die Gewehre fester. — Zum sofort tödlichen Schuß ist es recht dunkel.

Angestrengt blicken wir auf die Felsenkante, hinter der alles hervorkommen muß. Unsere Geduld wird hart auf die Probe gestellt.

Da, mir klopft das Herz bis zum Hals hinauf, schiebt sich

eine dunkle Gestalt lautlos hinter dem Felsen vor — noch eine!

Im Nu liegen die Gewehre im Anschlag und donnernd hallen zwei Schuß an den Felswänden wieder.

Ich sehe eine Gestalt zurückkommen. Wieder kracht's doppelt! — Regungslos bleiben wir sitzen. —

„Sind das Hyänen?" Für Leoparden halten wir's beide nicht!

Dort liegt ein dunkler Körper, und wir klettern mit schußfertigen Gewehren herunter.

Wie es scheint, ist das Stück leblos. Ich fühle zu, fahre aber sofort zurück.

Miunski flucht auch gleich: „Donnerwetter, das sticht ja!"

Ratlos stehen wir da! Was ist das bloß?

Ich zünde ein Streichholz an, und da starrt uns ein Wald von braunweißen Stacheln entgegen. Wir hatten ein seltenes Stück Wild, ein Stachelschwein, erbeutet.

Die Freude war groß und wir machten uns gleich an den Abstieg. Da in des Hauptmanns Zelt noch Licht war, meldeten wir die Schüsse und zeigten stolz unsere Beute.

Bei der Nachsuche am andern Tage fanden wir von dem anderen Schwein keine Schweißfährte. Das Erlegte hatte eine Kugel durch die hochstehenden Stacheln bekommen. Von mir ist ein Bolzengeschoß quer durch den Körper gegangen.

Der Name Schwein paßt nicht recht für das Tier. Sein Gebiß ist ähnlich wie das der Klippdachse. Einige Tage später waren wir abends wieder oben und schweißten am Bach ein starkes Stück Raubwild an.

Fünfzehn Schritt vor uns brach es mit einem Wutlaut zusammen.

Es war aber noch Bewegung zu sehen. Miunski schoß noch einmal, das Tier sprang auf und war in der Dunkelheit verschwunden.

Am nächsten Morgen folgten wir der Schweißfährte und sahen bald, daß eine Brante zerschossen nachschleifte.

Auf dem felsigen Boden konnten wir bald nichts mehr erkennen. Unsere Schwarzen führten uns absichtlich irre. Sie sagten: „Tiger, Tiger! Bein kaputto, banja quei!" (sehr böse) und zitterten vor Angst.

Bei der Gelegenheit schossen wir aber auf dem Plateau noch einen Bock.

Abends stellten wir das stärkste Eisen oben am Wasser vor einem dazu gebauten Ricinuskraal auf und hatten in zwei Tagen wieder eine starke weibliche Hyäne gefangen.

Oberarzt Dr. Köhler photographierte sie zweimal lebend. Dann nahmen wir das Eisen wieder an unsere alte Stelle. OI.

Am nächsten Sonnabend ging's zu Fuß auf Patrouille, und da Miunski auch mitging, sollte Markefka die Eisen nachsehen.

Die Patrouille ging bis Omamborombonga und war leider wieder ohne Erfolg. Wir hatten recht anstrengende Fußmärsche, teilweise ohne Pad quer durch Busch, und wegen Wassermangels meistens nachts. Außerdem hatten wir das Pech, daß uns ein Reifen vom Rade der Karre ging.

Durch diese verflixten Kaffern hatten wir einen recht komischen Zwischenfall.

Es war gemeldet worden, Häuptling Timoteus sitze in Omamborombonga, und einige unserer schwarzen Arbeiter drängten sich sofort dazu, uns sicher dort hinzuführen. In Omutjatjewa ließen wir deshalb unsere Karre zurück und brachen nachts um ein Uhr nach Omamborombonga auf.

Wir mochten etwa eineinhalb Stunden, erst durch dichten Dornbusch, dann in einem Rivier entlang, marschiert sein, als durch unsere lange Gänsemarschlinie das Kommando „Seitengewehr pflanzt auf!“ geflüstert wurde. Rechts vorn waren drei Feuer im Busch zu sehen, von denen das eine recht hell brannte. Schnell wurden zwei Abteilungen gebildet, und leise ging es vor.

Daß bei dem Aufheben von Vorposten kein Schuß fallen und nur das Seitengewehr gebraucht werden darf, wußte jeder, und diesmal war dieser unser Brauch ein wahrer Segen.

Als wir uns den Schaden nämlich besahen, hatten wir unser eigenes Lager in mörderischer Absicht umschlichen. Wir hatten unsern Führern etwas zu viel zugetraut und, statt auch einmal nach dem Kreuz zu sehen, nur nach Hererofeuern ausgespäht. So waren wir in großen Bogen wieder zurückgeführt worden.

Die beiden Schwarzen behaupteten, sie wären noch nicht ganz aufgewacht, und wir konnten nichts weiter machen, als ihnen „25“ versprechen.

Leise krochen wir wieder zurück, und unser Hauptmann übernahm die Führung. Der Marsch glückte; wir trafen die

Wasserlöcher von Omamborombonga noch an demselben Vormittage, aber ohne eine einzige frische Spur vom Feinde.

Nach Omutjatjewa zurückgekommen, wurde ich nach einer Ruhepause mit vier Mann auf Jagdpatrouille geschickt. Wir sahen wieder nichts, schossen aber auf dem Rückwege fünf Perlhühner. (Ich erlegte zwei davon mit dem Dienstgewehr.) Miunski hatte größeres Weidmannsheil. Er schoß eine starke Puffotter, eine der gefährlichsten Schlangen Südafrikas. Dann kam der Rückmarsch.

Auf dem Hinwege sah ich übrigens zum erstenmal in Afrika die Fährte eines Löwen.

Der König der Tiere hatte wohl einige Stunden vor uns die Pad nach Omutjatjewa benutzt. Wir Jäger gerieten ordentlich in Feuer, so berührten uns die frischen, starken Abdrücke, und wohl jeder von uns hätte gern die nächste Nacht dem Löwen gewidmet.

In Waterberg erwartete mich eine große jagdliche Freude, die aber doch etwas getrübt war. In dem noch kurz vor der Patrouille gestellten Eisen hatte sich unser erster Leopard gefangen, und wir hatten ihn nicht selbst erlegen können. Nur die Spuren im Busch zeigten uns noch, wie er gewütet hatte.

Nun ist Pfingsten vorüber. Besinnst Du Dich noch auf jene erste Feldwache in Okombahe, auf das erste Brotbacken und die Milch, die uns die Kaffernweiber an den Pfingsttagen vor einem Jahre brachten? —

Neulich war Mühlenfels, unser Kommandeur, hier. Er war mit der Haltung der Kompagnie sehr zufrieden.

Ich mußte ihm zu seiner Weiterreise nach Otawi, Grootfontein, Namutoni Wasser und Hafer halbwegs nach Otjenga bringen.

Am Morgen des zweiten Trecktages wurde mir aber die Orientierung so erschwert, daß ich den Auftrag beinah nicht gut erfüllte.

Als die Sonne aufging, lag rechts vor mir eine wundervolle Gebirgslandschaft. Hohe Palmen und Laubwälder umsäumten den Fuß der Berge. Sie spiegelten sich in einem mächtigen See, dessen Wasserfläche, still und erhaben, nur an zwei Stellen von kleinen Kräuselwellchen getrübt war.

Daß diese Landschaft nicht hierher gehörte, war klar, und deshalb versuchte ich, durch schnelles Vorreiten hinter den

Spiegelpunkt der Fata Morgana zu kommen.

Aber erst nach Stunden löste sich das schöne Bild. Das Seeufer trat an einer Seite zurück und floß in den Himmel über.

Die Gebirge, die nun als rechts erhobener Streifen in der Luft standen, schrumpften von rechts aus immer mehr zusammen, bis schließlich an ihrem verschwindenden Ende die Otjengaberge deutlich erkennbar wurden.

Nun konnte ich nach der Stellung und Entfernung von dem Waterberg und den Otjengabergen erkennen, daß ich an meinem Bestimmungsort war. Die Steppe dehnte sich fast baum- und strauchlos.

Eine Stunde nach Ankunft der Wagen (die Perlhühnerbouillon war gerade fertig), traf unser Kommandeur ein.

Ich meldete ihm die Kolonne zur Stelle und gab dann Wasser und Hafer aus.

Später rief mich der Kommandeur, fragte einiges und sagte zum Schluß, daß er mit mir zufrieden sei. Mein Hauptmann hätte mir ein recht gutes Zeugnis gegeben. Jede mich betreffende Eingabe wollte er befürwortet weiter reichen.

Nach kurzer Rast brach er dann wieder auf.

Ich blieb mit meinem Wagen während der heißen Mittagszeit liegen und trat später die Heimfahrt an.

In der Obstbaumsteppe stießen wir gegen Abend auf viele Hühner und schossen einige davon.

Der Name dieser Steppenart kann übrigens zu Irrtümern führen. Es wachsen da keine Obstbäume. Die mittelhohen Dornbäume haben aber große Ähnlichkeit mit unserm deutschen Gartenobst, und da der Stamm bis zur Krone ganz hell, wie gekalkt, aussieht, die Bäume auch in lichten Abständen stehen, erscheint der ganze Waldgarten wie eine große Obstplantage.

Luftspiegelungen beobachten wir hier in Waterberg fast jeden Tag. Sie sind nur nicht so schön, wie die, welche ich eben beschrieb.

Morgens erscheinen am südlichen Horizont ausgedehnte Gebirgszüge, die sich mit vorschreitendem Sonnenlicht von links an immer mehr von der Erde trennen. Der Streifen schrumpft dann von Westen immer mehr ein, bis auch der östlichste Rest, der scheinbar an den Okawakabergen klebte, verschwindet. —

Neulich früh hatte ich wieder eine „Braune“ Hyäne im Eisen und verfolgte sie mit Oberarzt Dr. Köhler lange Zeit.

Sie wurde lebend photographiert und dann tot von Schwarzen hereingeholt. Da das Stück so ziemlich das stärkste von allen bisher gefangenen ist, will ich versuchen, ihr struppiges Fell mit nach Hause zu nehmen.

Sehr interessante Tiere fing ich an den folgenden Tagen zwei Ginsterkatzen. Ihr Äußeres kennt Ihr wohl noch aus dem Zoologischen?

An dem einen Fangkraal bemerkte ich dann eine sehr starke Raubtierspur, über die ich mir nicht ins klare kommen konnte.

Weder Leopard noch Hyäne konnte es sein. Am nächsten Tage war der Kraal von demselben Tiere zerrissen und zwei darinliegende starke Hunde ohne jede Schleppspur weggetragen.

Nur sehr mühsam konnten wir die Spur verfolgen, fanden die Überreste der Hunde aber nach einer halben Stunde Weg. Sie wurden zurückgeschleppt und der Fangplatz wieder in Ordnung gebracht.

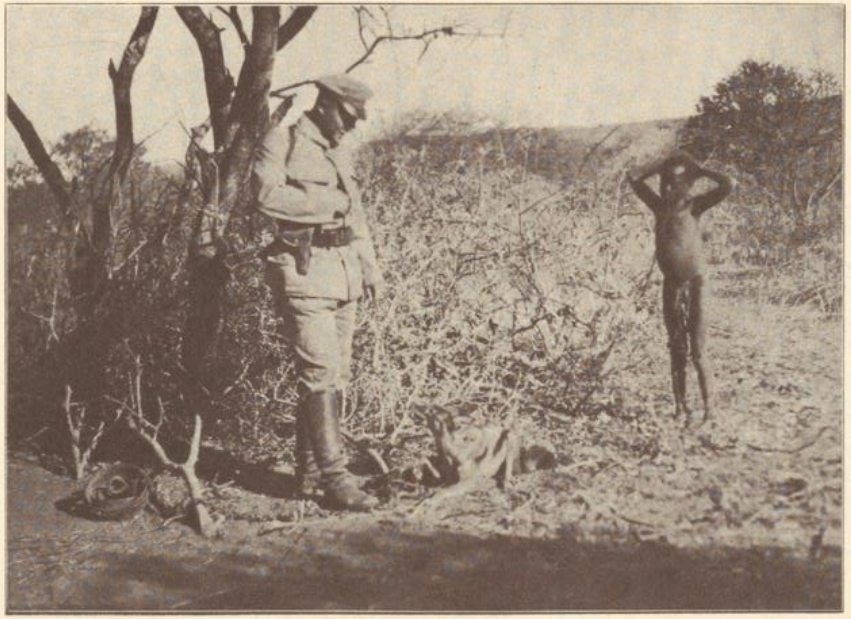
Abends hatten wir Vollmond, und da ich um mein verhältnismäßig schwaches Eisen etwas Angst hatte, machte ich mich um halb neun Uhr mit Sanitätssergeant Könnecke und Vizefeldwebel Rahmen einen Spaziergang zu den Eisen. Und wirklich, es saß etwas. Die Schleppspur ging kreuz und quer durch Dornbusch, dichte Kräle und schließlich auch durch unser Waterbergflüßchen. Das Tier mußte gewaltige Kraft haben; drei Stunden folgten wir ihm schon (allerdings mit Unterbrechungen, wenn die Spur verloren war).

Hinter dem Wasser saßen wir ganz fest. Schließlich bemerkten wir, daß die Spur in ein großes, dichtes Gebüsch führte und nicht wieder herausging.

Am Ziel!

Wir faßten die Waffen fester und drangen langsam und vorsichtig spähend hinein. Könnecke faßte mich plötzlich am Arm, und dann sah ich einen weißen Brust- und Kehlfleck und eine gelbe Decke mit braunen Punkten. Es war unerklärlich, daß das Luder noch so still und außerdem aufrecht saß. Trotzdem konzentrierten wir uns langsam rückwärts; denn mit einem Leoparden möchte ich nicht gern im Nahkampf zusammenkommen.

Während einer kurzen Beratung hatten wir in respektvoller Entfernung von dem Gebüsch gestanden, in dem sich noch immer nichts rührte. Vorsichtig drangen wir an einer



Verfasser an seinem besten Fangplatz mit Goldschakal im Eisen.

vorteilhaften Stelle wieder ein. Jetzt konnte ich fast deutlich erkennen, daß es kein Leopard, sondern eine gefleckte Hyäne war, die sich mit dem Eisen, Kette und Anker so fest um einen jungen Baumstamm gedreht hatte, daß sie sich trotz aller Anstrengungen kaum rühren konnte. In dem durch die Zweige zitternden Mondlicht bot das gereizte Raubtier ein fesselndes Bild.

Langsam ging ich bis auf drei Schritt heran, hob die Browning, ein kurzer Moment, und das Tier war erlöst. Dann ging es mit der seltenen Beute heim. Aber sie war recht schwer für uns drei; die unbequeme Tragerei wurde uns bald über, und wir alarmierten die Kaffernwerft. Um zwei Uhr nachts zog der phantastische Jagdzug ins stille, mondbeschienene Lager.

Die gefleckte ist sehr viel gefährlicher als die braune Hyäne. Sie nimmt, was sie von Lebenden und Toten bekommt. Die Decke habe ich als Andenken aufbewahrt. —

Die pferdelose, die schreckliche Zeit sollte in unserer Kompagie zu unser aller Freude in nächster Zeit ein Ende haben. Leutnant Plenzke war mit dem größten Teil der 2., der Kavallerie-Korporalschaft, nach Okahandja marschiert und befand sich nun mit ungefähr 140 Tieren (Pferde und Maultiere) auf dem Wege hierher. Nach seiner Meldung wurde er mit den unbändigen Tieren fertig.

So machte sich unser Hauptmann mit der ersten Korporalschaft (zu der ich seit dem Typhus [Mai 1905] gehöre), auf und marschierte, mit Leinen, Lederzeug und Sätteln für uns auf Ochsenwagen, dem Pferdetransport bis Otjikururume entgegen.

Die Wasserstellen waren fast überall wunderbar trocken. Nur Ombuatjipiro hatte für unsere Ochsengespanne genügend Wasser. Osire: „gami keia," in den Vleys war auch kein Tropfen mehr. Otjikururume, wo wir am 21. April ankamen, gab erst nach langem Graben so viel Wasser, daß jede Stunde drei Ochsen getränkt werden konnten. Sonst lag das nette, kleine Farmerhaus aber hübsch, und auch die nahe Hererowerft war sehenswert, stand aber nicht mehr lange.

Viel Proviant war nicht mitgenommen worden, und so bekam ich auf dem Hinwege einige Male Jagderlaubnis. Ich erlegte mit meinem Dienstgewehr in Ombuatjipiro 1 Hasen,

2 Perlhühner, 1 Dickkopf, in Osire 1 Klippbock, 1 Sandhuhn, 1 Kakadu, auf der Pad von Osire nach Otjikururume 2 Perlhühner und ein Sandhuhn und in Otjikururume 1 Perlhühn und 1 Klippbock.

Als ich mit dem Klippbock mittags von der Jagd zurückkam, waren die Tiere gerade angelangt.

Am frühen Morgen hatten sie das letzte Wasser gehabt. Hier gab es nicht einmal genug für unsere Ochsen, und nach Waterberg zu war erst nach 70 Kilometer in Ombuatjipiro das erste Wasser zu erwarten, aber lange nicht genug für diese vielen Tiere. Da blieb nur schnelles Aufbrechen. Überwinden der Durststrecke gleich bis Waterberg übrig. Etwa um halb ein Uhr machten wir uns an das Einfangen der Tiere. Es war ein buntes Bild und zeigte viele heitere Szenen.

Die Maultiere waren eben erst aus der argentinischen Pampa eingeführt und benahmen sich vollständig unkultiviert. Sie bissen, schlugen und zerrten den energisch zupackenden Reitersmann oft im Galopp quer in die Dornen.

Auch die Pferde waren zum größten Teil nicht an Sattel und Zaum gewöhnt, und trotzdem versuchte doch jeder, diese etwas feinfühligeren Wesen zu fangen. Vier Tiere mußten die meisten zur Hand nehmen, und dabei hatten wir keine Zäume, sondern nur Stricke und Ochsenriemen, die sie um den Hals bekamen.

Das fünfte Tier diente, richtig gesattelt, als Reittier.

Endlich war der ganze Zug fertig. Ich hatte ein gutes Reitpferd erwischt, das ich später auch behalten durfte. Auch meine vier zur Hand gehenden Pferde gingen einigermaßen.

Etwa um zwei Uhr ritten wir ab. Zuerst ging es recht gut, weil wir neben einer schönen, langgestreckten Lichtung auf bequemer, breiter Pad ritten. Als wir dann aber in dichten Dornbusch kamen, wurde es ein recht hartes Stück Arbeit. Gutes Zureden und ein kräftiger Schambock halfen aber auch auch diese schlechten Stellen. Vor mir wurde ein Reiter trotz kräftigsten Fluchens von seinen „lieben vier Handviehchern“ einfach hinterrücks aus dem Sattel gezerrt. Dort feuerte und biß ein Maulesel, weil ihm der Nachbar zu nahe kam. Dann entfleuchten wieder einige der übermütigsten Tiere und mußten mit vieler List und Tücke, durch geschickte Wendungen in voller Karriere und was nicht alles sonst noch angewendet wurde, wieder

gefangen werden.

Dabei ging es immer kräftig vorwärts. Etwa um fünf Uhr wurde eine halbe Stunde Rast gemacht, d. h. wir ließen die Tiere an der Hand weiden.

Etwa um elf Uhr abends erreichten wir Ombuatipiro. Es lag dort gerade ein Wagen von uns und eine von Waterberg kommende Kolonne. Während einer einstündigen Rast mußten wir aber in der Kolonne halten bleiben und die Tiere festhalten. Das Wasser in den Löchern war so wenig nachgelaufen, daß ein Tränken ausgeschlossen blieb. Mehrere große Feuer gaben uns Licht genug zum Nachsehen des Lederzeuges. Ich bekam sogar etwas zu essen. Leutnant Kaufmann gab mir Schokolade, und von Unteroffizier Kortmann bekam ich einen kleinen Becher Kaffee.

Bald hieß es: „Aufgesessen! Marsch!" Die schlappsten Tiere wurden aber am Wasser unter Bedeckung zurückgelassen.

Von nun ab ging es an freien Stellen oft in scharfer Gangart vorwärts. Gut war's, daß es nachts hier in der Trockenzeit nicht so dunkel wird wie in Deutschland, denn sonst hätte es bei dem schnellen Ritt wohl manchmal ein unentwirrbares Knäuel gegeben. Wenn ein Außenesel aus der Mitte des Zuges in vollem Trabe anstatt auf der linken plötzlich auf der rechten Seite eines Baumes vorbei wollte, so saßen, wenn der Reiter gut im Sattel saß, natürlich auf einmal alle fünf Tiere auf der Pad fest. Die folgenden konnten nicht so schnell bremsen, und dann gab es trotz des Lichtes oft das schönste Wirrwarr.

In Klein-Hamakari war wieder Aufenthalt. Die Tiere ließen wir an der Hand fressen.

Um sieben Uhr morgens kam endlich Waterberg in Sicht. Das erfrischte unsere etwas ermatteten Glieder. So schnell wie möglich ging es weiter. Doch ach, kurz vor der Station mußten wir durch das Wasser. Wir ahnten Schreckliches. Mit unsern durstenden Tieren jetzt so im ganzen ans Wasser! — Es lief aber alles verhältnismäßig gut ab, sehr viel besser als erwartet, und so konnten wir nach dem Tränken etwa um zehn Uhr vormittags lustig ins Lager reiten.

In der nächsten Woche kamen Patrouillen von Grootfontein, Otavi und Outjo bis Otjenga, um dort ihren Teil der Pferde abzuholen. Von Otjenga aus wurde dann eine mehrtägige Patrouille über Otjiwarengo und Osondjache geritten.

Nachdem sich unsere Pferde etwas erholt hatten, wurde eine kleine Jagdpatrouille nach Ombuatjipiro geritten, auf der ich meinen neuen kleinen Braunen näher kennen lernte. Er ist, scheint es, recht ausdauernd und bleibt immer gleich rundlich. Auch mit seiner Schnelligkeit kann ich zufrieden sein. Das Schießen ist ihm noch unangenehm, aber daran werde ich ihn schon gewöhnen.

Großwild erlegten wir leider nicht. Auf der Pad fanden wir aber Straußenspuren. Wo diese riesigen Vögel Sandbäder nehmen, ist die staubige Erde eben so aufgehuschelt, wie bei uns auf dem Hühnerhof. Die Dimensionen solch einer Badespur erinnern nur nicht ganz an Deutschland, auch die Abdrücke der beiden riesigen Ständer, die dann ganz genau in dem geglätteten Sande zu sehen sind.

Strauße gibt es viele im Hereroland.

Anfang Juli machte ich mit einigen Soldaten von Sonnabend abend bis Sonntag abend einen kleinen Jagdausflug zu Fuß nach Ounjoka. Ich hatte mir viel davon versprochen und glaubte sicher, daß ich genug zu einem Mittag für die Kompagnie erbeuten würde. Die Schwarzen waren aber fast umsonst mitgenommen worden, denn unsere Beute bestand aus 8 Perlhühnern, 4 Sandhühnern, 1 Hasen und einigen Kakadus; für fünf Jäger recht wenig! Mehr Weidmannsheil hatte ich wieder in einer wundervollen Mondscheinnacht Mitte Juli.

Miunski und ich saßen, wie schon so oft, seit halb sechs Uhr abends hoch oben in der schmalen Schlucht. Es war ziemlich kühl, und so hatten wir uns eine Decke übergedeckt und den Mantel lose umgehängt. Unsere Geduld wurde hart auf die Probe gestellt. Das Heulen der Schakale konnte Miunski sogar nicht mehr wachhalten. Er entschlief sanft an meiner linken Seite. Ich blieb zwar wach, vergaß aber beinah auch, warum ich hiersaß. Ich dachte an manchen Mondschein im lieben Deutschland, wie ich zum erstenmal als Gymnasiast in den Harz zu einem Onkel fahren durfte, meine ersten Hasen schoß und dann des Nachts partout zum Hamsterschießen herauswollte.

Gestern hatte ich von Walther einen Brief. Von unserem Gymnasium am kühlen Ostseestrande schrieb er mir und von den Mitschülern, die ja zum Teil wie Walther noch jetzt in der Prima sitzen, um bald, in zwei Jahren, das Abitur zu absolvieren. Ja, man muß heutzutage unbedingt diesen Abschluß

erreichen; ich hatte es nicht getan. —

Ich schwärmte zu sehr für das große Wasser.

Segeln, Rudern, Reiten und Jagd, das war mir die höchste Freude, und die Schularbeiten kamen ein wenig zu kurz.

Und eine schöne Zeit war es doch, so golden und sorgenlos! Wie froh griffen Faust und Arme in die Riemen unseres Ruderboots, bis es, pfeilschnell das Wasser durchschneidend, den Rivalen um viele Meter schlug.

Mit blitzendem Auge und frischroten Gesichtern fing dann ein Necken an, wer wohl die nächste Wettfahrt gewönne.

Abends machten die unfertigten Schularbeiten etwas Sorge. „Wie soll das werden, wenn du bei Reuter morgen wieder nichts kannst?"

Schnell noch die Nase ins Buch gesteckt! — Und o weh, die schriftliche Übersetzung! Ich hatte sie noch nicht im Unreinen, auch kein anderes Heft da, das sie mir etwas erleichtern könnte!

Prost Mahlzeit! — „Hans, Bruder, stört es dich, wenn ich die Lampe noch ein wenig brennen lasse? Der Doktor ist doch wohl zu Bett!" Der verständigere, jüngere Bruder schnarchte aber schon. —

Die Turnfahrten waren auch schön. Mit unserm Protektor waren wir manchmal über zwei Tage unterwegs.

Wie freute uns solch ein erstes Massenquartier in Stroh und Pferdedecken. Wie lustig war das gemeinsame Waschen unter der Dorfpumpe, wenn noch der kühle Morgen graute.

So frisch ging es weiter beim ersten Sonnenstrahl. Wenn auch mancher die Knochen ein wenig spürte, nichts ließ er sich merken.

Die liebliche, pommersche Schweiz nahm uns so den Staub mancher Schulwoche von der Seele, und wenn wir dann heimkamen von der langen Fahrt, und es gerade so traf, daß die Nachmittagsstunde in der „Höheren" schloß, dann sah man wohl mit besonderem Stolz zu den paarweise vorübergehenden Mädeln hinüber.

Siehst du den lustigen dunklen Kopf? Das ist mein heimlicher Schwarm! — Dort die kleine Blonde mag ich auch gerne sehen. — Im Winter auf dem Eis, vielleicht —

Da raschelt und bricht es laut neben mir. Ich verrate mich beinah durch eine Bewegung.

Aber, o weh! Miunski schnarcht ganz laut! — Ich gebe ihm einen fürchterlichen Rippenstoß, der ihn, Gott sei Dank, zur Besinnung bringt.

Es bricht und raschelt immer näher. Dann entfernt es sich wieder. — Fürchterlich ist es! Jetzt kommt es wieder näher, ganz dicht. Das Fieber faßt uns schon.

Noch immer erscheint nichts hinter der Felsenecke; dafür rast etwas dicht hinter uns zwischen steilen Felsen vorbei!

Umsonst alles! Wir sind bemerkt. Doch kaum denke ich's, da steht es vor uns, drei Schritte vor uns ein Stachelschwein, still, unbeweglich und sichert. — Husch, ein zweites ist da.

Sie sicherten eine Ewigkeit, so schien es uns, und wir fürchteten, daß sie uns wittern oder äugen und dann verschwinden würden. Aber dann wurden die sonderbaren Tiere vertraut und wir beobachteten sie so mindestens zehn Minuten lang dicht vor uns. Sie sind zu komisch. Von hinten kann man sie fast für Vögel halten.

Nun waren die Schweine weit genug entfernt. Wir hoben die Gewehre und schossen. — Das rechte lag im Feuer, hatte zwei Kugeln. Dem fliehenden zweiten ging ein Schrotschuß von mir durch die Stacheln. Es war aber unverletzt, nur die Stacheln waren zum großen Teil geblieben.

Im Lager war natürlich jetzt um zwei Uhr nachts niemand mehr wach. Nachdem ich dem Posten gemeldet, gingen wir zu Bett.

Am nächsten Morgen hatten wir wieder eine braune Hyäne im Eisen. Die Verfolgung dauerte ziemlich lange. Schließlich fanden wir sie aber halbwegs Otjosongombe, umringt von vielen Pavianen. Sie hatte in einer kleinen Erdhöhlung Deckung genommen und wies der krakeelenden Schar ihr scharfes Gebiß.

Leider kam ich auf keinen starken Pavian zu Schuß. Nachdem wir der Hyäne zwei Fangschüsse gegeben und zum Schutz gegen Aasgeier ein Taschentuch darüber angebunden hatten, marschierten wir nach Hause. Die Schwarzen, die schon lange keinen Braten mehr gehabt hatten, holten das Tier über Mittag herein.

Seit dem ersten Juli bin ich zum Essen in ein von da ab bestehendes Offizierkasino befohlen worden. Ich freue mich sehr darüber, und zuerst kam mir der Wechsel, auf den ich nie gerechnet, ganz eigen vor.

Da haben wir oft frohe Abende verlebt. Vor allem war's an dem Tage nett, an welchem außer dem ersten Sekt nach einem vollen Fastenjahr verschiedene Kriegsauszeichnungen in Waterberg eintrafen. Sogar richtige Gläser hatten wir für das edle, perlende Naß aufgetrieben. Daß früher Mostrich ihr vornehmer Inhalt war, war nicht mehr durchzuschmecken.

Sonntags gibt es jetzt manchmal Liebesgaben. Von der Stadt Naumburg erhielten wir die ersten.

Das ist immer ein Fest für die Kompagnie. Der Hauptmann setzt gegen Mittag, einige Zeit nach dem Feldgottesdienst, eine regelrechte Verlosung an, und wir sind von Anfang bis Ende gespannt, wer wohl die schönsten Häufchen erwischt.

Nachher bleiben wir gemütlich unter den Bäumen sitzen, erzählen uns etwas, singen und naschen von all den schönen Sachen.

Manchmal stecken auch Briefe in den Kisten und Päckchen, die lesen wir sehr interessiert und stellen uns nach dem Inhalt vor, wie wohl der Schreiber sein mag, und wie er wohl aussieht.

Ein Stück Papier und Bleifeder sind dann schnell zur Stelle. Wir schreiben gleich unseren Dankesbrief.

Hocherfreut waren wir, daß unsere Kaiserin sogar an uns einfache Reiter gedacht hat. Für jeden einzelnen Krieger sandte sie ein hübsches, bleibendes Andenken, Taschentücher, Tabakspfeipfen und Zigarrenetuis, mit einem A. V. und der Krone

Das alles tut hier so wohl in dem schweren Feldzug. Das Herz wird wieder leicht und froh. Wir sehen ja, in der Heimat gedenkt man noch unser.

Ich habe neulich unser Lager und seine Bewohner wieder mit aufmerksamen Augen angesehen.

Es hat sich doch manches seit Etaneno verändert. Ich meine nicht, daß wir weniger sind als damals, nein, so das Äußere der Reiter, und auch die Lebensweise ist anders geworden.

Sie haben alle wohl auch an der Seele Schmiedearbeit erfahren.

Eins erinnerte mich noch an die alten Zeiten. Ich sah eines Abends die beiden Märchenerzähler mit einem dritten Reiter in den Klippen sitzen, und wirklich bei Pfeifenqualm wurde ein neues Wundergeschichtchen erzählt.

Manchmal war den beiden in schwerer Zeit das Dichten

vergangen. Aber immer wieder kehrten sie zu ihrer lieben Gewohnheit zurück.

Einen Reiter, Peter, haben wir in der Kompagnie, der ist ein klein wenig dumm. Lesen und Schreiben sind für ihn große, unantastbare Heiligtümer. Aber der Mensch ist wirklich von gutem Gemüt, und da dauerte es seine Kameraden, die ihn schon wochenlang mit traurigem Gesicht herumlaufen sahen. Allen Fragen wich er scheu aus.

Endlich als ihm sein bester Freund wieder einmal gut zugeredet, kommt er langsam mit dem Geständnis heraus: „Die Braut hat zum erstenmal an ihm geschrieben, und er kann den Brief nicht lesen. Tränen rollen dem armen Kerl bei seinen Worten übers Gesicht.

Aber er will's dennoch nicht vorgelesen haben, weil kein anderer hören soll, was sein Mädchen in Deutschland hier zu ihm spricht.

Ja, da ist guter Rat teuer, und der Freund sinnt lange nach.

Endlich leuchtet es über sein Gesicht: „Du, sag mal, wie wäre es, wenn ich dir den Brief dennoch vorläse, mir aber die Ohren dabei zuhielte?"

Ganz glückselig über die Findigkeit seines klugen Freundes willigte der andere schnell ein, und endlich, endlich hörte er der Geliebten Worte. —

Als ich in heißer Mittagspause einst in dem Klippengebüsch auf Perlhühner pirschte, kam ich ganz dicht an einem einsamen Reitersmann.

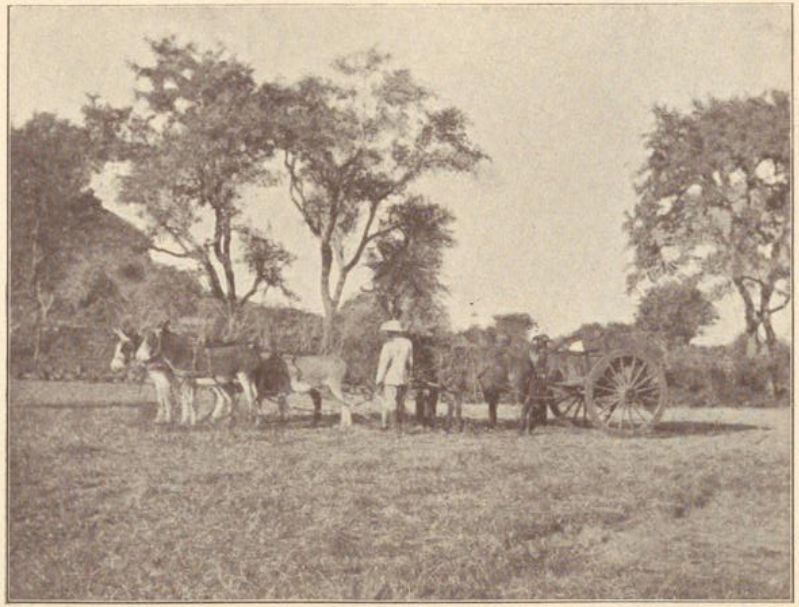
Es war Peter. Vor ihm auf einer Klippe stand eine weibliche Photographie, mit der er in rührender Weise Zwiesprache hielt. Den Brief konnte er nun auswendig. Still schlich ich zurück und erfuhr auf Befragen der Kameraden die ganze Geschichte.

Drei sind in der Kompagnie, die haben einen Bund gegründet und sparen jeder von den 83,33 Mark Löhnung pro Monat 80 Mark.

Mit dem Gelde wollen sie sich nach dem Kriege in Samoa ansiedeln.

Viele wollen hier bleiben als Farmer, Handwerker oder sonst in ihrem Beruf.

So hat jeder seinen Plan, und da es von hier aus soweit bis Europa ist und die Briefe so langsam hin- und zurück-



Eselkarren der Kompagnie, Waterberg.

gehen, fängt unser Hauptmann jetzt schon an, für die Zukunft seiner Leute zu sorgen. —

Mit unseren guten Kompagnieschwarzen haben wir uns in der ersten Zeit doch recht getäuscht. Sie sind nur mit gerechter Strenge in Ordnung zu halten. Ohne Hiebe geht es nicht.

Sogar Andreas, der kluge Häuptlingssohn, hat die anständige Behandlung nicht vertragen. Um seinen unsinnig spöttischen Hochmut etwas zu dämpfen, mußte er neulich gestraft werden.

Am anderen Tage war er windelweich, und der sonst sehr tüchtige Kerl ist nun auf einige Zeit wieder brauchbar.

Man imponiert diesen schwarzen Menschen nur durch gerechte Strenge. Wir wenigen Weißen setzen bei anderem Handeln Ansehen und Leben aufs Spiel.

Kapitel XV.

Letzte grosse Patrouille in's Sandfeld!

Es ist Morgen. —

Der Wachtmeister kommt eben aus dem Zelt des Hauptmanns. Ich bin schon fertig zum Dienst, nehme noch einen Schluck Kaffee und erwarte ihn am Westeingang unserer Behausung. Schon als er halb heran war, bemerkte ich seinen zufriedenlächelnden Blick. Etwas den Kopf zur Erde geneigt, schreitet seine kleine Gestalt elastisch bis vor die Hütte. Dann lächelt er mich einmal verstohlen an, bleibt stumm auf meine Frage und ruft heraus zum Antreten. Die Leute kommen aus den kleinen Laubhütten und dem großen gelben Zelt. Die Korporalschaftsführer melden dem Wachtmeister zur Stelle, und der teilt wie gewöhnlich den Arbeitsdienst ein. Ich habe wieder die Aufsicht bei den gefangenen Arbeitern. Der Weg soll weitergebaut und mit Kakteen zu beiden Seiten bepflanzt werden. Ich ziehe mit meiner schwarzen Horde, Männlein und Weiblein, alle ziemlich nackt, gleich den Berg hinunter, an unseren Feldern vorbei über den Bach und lasse tüchtig arbeiten. Das Werk geht schnell vorwärts, da wir nur von den dicken, stacheligen Blättern pflücken und sie in den Sand stecken. Man braucht sie eigentlich bloß auf die Erde legen. Sie wachsen fast immer an. Etwas Gießen fördert das erste Wachstum. Der Vormittag vergeht so; in der heißen Mittagszeit komme ich wieder mit Kohlmeyer in der Hütte zusammen. Für einen kühlen Schluck Wasser sorge ich immer. Es ist mein Leib- und Magengetränk; aber durch Schaden klug geworden, vermeide ich es jetzt doch so viel wie möglich, das klare Wasser ungekocht zu genießen.

Erst wird eine Stunde geschlafen und dann Essen geholt. Das königliche Diner, Dürrgemüse mit zähem Rindfleisch, war bald verzehrt. Pampel, der sonst beim Ausgehen nie zu finden ist, war, wie immer zur Essenszeit, pünktlich erschienen und würgte die letzten Stücke herunter. Dann legten wir uns auf die Lagerstatt und hielten in angenehmer Treibhaustemperatur Siesta. Ich las den letzten Brief von zu Hause, er ist vier Monate alt, noch einmal, träumte eine Weile mit offenen Augen, lüftete dann die Wand, aus alten Säcken über geflochtenem Strauchwerk, ein wenig und genoß den Fernblick über die weite, in der Mittagssonne stillruhende Dornnsteppe.

Kohlmeyer sitzt aufrecht und untersucht Gewehr und Patronengurt.

Ich ahne warum er heute früh so stillvergnügt lachte! —

„Geht es auf Patrouille?“ —

„Ja! — Wir reiten mit zwei Korporalschaften. Der Hauptmann führt; Leutnant Kaufmann und der Stabsarzt Schlüter gehen mit.“ „Und ich?“ — „Sie fürchten wohl, wieder nicht mittun zu dürfen?“ — „Beruhigen Sie sich. Sie gehen auch mit!“

„Hurra! das ist famos!“ — Gleich nehme auch ich mir die Waffen vor. Als letzte kommt die treueste Gefährtin, die Browningpistole an die Reihe. Es gibt, glaube ich, nur wenige Stunden in dieser langen Zeit hier im Felde, in denen sie weiter als einen Meter von mir entfernt lag.

Nach diesem Werk wird etwas geschlafen und dann mit gereinigter Munition zum Appell herausgetreten. Herr Hauptmann hält ihn selbst ab, und dann verliest der Wachtmeister den Befehl und die Mannschaften, die morgen mitabreiten sollen. Die erste und zweite Korporalschaft sind es. — Wir Glücklichen!“ — Die andern verziehen doch ein klein wenig die Gesichter, trotzdem sie wissen, daß es immer nach der Reihe geht und sie diesmal nicht dran waren.

Wir hatten keinen Arbeitsdienst. Die Leute empfingen unter den Korporalschaftsführern Krause und Kordmann, nur den eisernen Proviant und den Hafer; sie machten die Sättel zurecht, und als abends die Pferde von der Weide kamen, untersuchte und pflegte jeder das ihm zugeteilte Tier. Ich habe wieder meinen kleinen Braunen. Ob er seinen ersten schweren Ritt auch so gut durchhält wie den Marsch nach

Waterberg und die kleinen Ritte bisher?

Den nächsten Morgen stehen die Reiter beider Korporalschaften in Linie angetreten.

Die rechte Hand hält die Zügel, die linke das Gewehr. — Herr Hauptmann reitet die Front ab. Jetzt kann er uns schon eine kleine wetterfeste, erprobte Schar nennen, und ich glaube niemand steht hier, der nicht mit Freuden für diesen Führer auch das Schlimmste durchbiegt. — „Aufgesessen!" Die Gewehre rutschen in den Schuh; wir sitzen im Sattel —.

Zu Zweien geht es dann lustig von der Station. Die kurzen Shagpfeifen sind bald in Brand. Heitere Soldatenlieder klingen in die sonnige Natur, und frische Scherze, manchmal ein bißchen derb durch das rauhe Kriegerleben fliegen durch die Reihen. Der Morgen ist wundervoll frisch. Er verschönt diesen alten Weg am Waterberg entlang so, daß einem ordentlich das Herz aufgeht. Wie trotzig blickt die braunrote Felswand des Steilabfalls, wie frisch schmückt sie das Grün in wasserreichen Schluchten. Und dann über uns das ewig heitere Himmelszelt! — Ganz leichte weiße Wölkchen treibt ein linder Wind über sein lachendes Blau.

Oh, wie schön, jetzt auf schnellem Pferderücken in die volle, lebenswarme Natur in die weiten Steppen und Savannen Südafrikas dringen zu dürfen. Ungewiß ist unser Schicksal, frei und wild unser Leben. Vielleicht hungern, dürsten oder sterben wir. Vielleicht ist uns der Kriegsgott hold, und wir können einen Sieg über den schwarzen Feind feiern. — Wir hoffen immer das beste! — Otjosongombe und mehrere kleine Wasserstellen werden passiert. Wir reiten aber nicht in die Schluchten. Nur in Ounjoka, unserem alten Viehposten, halten wir längere Rast über Nacht. Dann geht es weiter an Okomiparum vorbei bis Otjahevita. In der östlichen Schlucht am kleinen Teich satteln wir ab. Mit den neuen Pferden geht es gut vorwärts, vor allem, da wir für Proviant usw. eine mit sechs Maultieren bespannte leichte Karre haben, die uns im Trab folgen kann.

Es ist erst Mittag, und da wir hier am schönen Wasser in grüner Weide unsere Pferde für den weiten Ritt nach S. O. zu, recht kräftigen und über Nacht hierbleiben wollen, bekommen einige von uns Jagdurlaub.

Leutnant Kaufmann und ich reiten deshalb sehr bald auf

Pferden, die weniger schonungsbedürftig sind, in südöstlicher Richtung wieder ab. Erst benutzen wir die Pad nach Otjatjingenge, dann biegen wir noch weiter südwestlich ein und reiten im Schritt quer in die Steppe. Manchmal ist es dichter Dornenbusch, den wir durchqueren; wir kommen kaum durch. Dann ist es wieder eine wellige Steppe, mit trockenem Gras und nur wenigen mittelhohen Bäumen bestanden. Der Stamm dieser Bäume ist meist krumm, und die Krone ist dachartig ausgebreitet, als ob sie versuchte, dem Boden etwas Schatten gegen die heiße Sonne zu geben. Leider sind die Blätter zu klein und wenig zahlreich. Bis zur Erde dicht verzweigter Dornbusch steht dann wieder im Dickicht, und manchmal geht es auch durch lange Strecken, die mit etwa reitergroßen Laubbäumen ohne Dornen bestanden sind.

Fährten von Großwild sind oft zu sehen. Leider fanden wir aber keine frische, der zu folgen es lohnte; Hühner hatten wir schon zweimal unbeschossen passiert, um uns kein edleres Wild zu vergrämen.

Da, wir hatten beinah wieder eine Höhe und den Rand einer Savanne erreicht, sehen wir in nach Unkis aufgebuddelten Boden eine ganz frische Hererofährte.

Wie das heilige Donnerwetter sprengt Leutnant Kaufmann sofort nach rechts in den Busch, ich folge, ziehe die Pistole, und einen kurzen Moment darauf, stehen wir vor einer kleinen Hererowerft (Nothütten). Verbast und erschrocken gucken uns die schwarzen Gestalten an; nur ein Kind fängt an zu weinen. —

— Die hatten nicht vermutet, hier soweit vom Wasser, in wegeloser Steppe einmal erwischt zu werden. Ohne Widerrede erklärten sie, mitkommen zu wollen. Leider war ein Mann mit Gewehr entwischt.

Da der Tag schon zur Neige ging, gaben wir uns mit diesem Resultat zufrieden und ritten zur Wasserstelle zurück.

Am andern Morgen ging es noch bei Dunkelheit weiter. Wir hatten einen langen Weg und wollten die Morgenkühle ausnützen.

Abwechselnd wurde Trab geritten oder geführt. Von Zeit zu Zeit gab's einen kurzen Halt. Die Sattelgurte wurden gelockert, die Gebisse aus dem Maul genommen und mit dem Kopfgestell über den Hals des Pferdes gehängt; so ließ man die Tiere grasen.

Während jeder Reiter sein Tier, sowie die Umgebung im Auge behält, legt er sich etwas in den Schatten oder unterhält sich mit einem andern.

Einmal wird ein Imbiß gehalten, meistens Zwieback oder trockenes Brot von mehr oder weniger hohem Alter. Sehr hartes, noch unverschimmeltes Brot ist besonders wertvoll! Man kann sich tagelang von einem ordentlichen Knust satt knabbern und lutschen. Das Brot wird so viel besser durch den Magen ausgenutzt, als wenn man es halb zerkleinert herunterschluckt. Gegen Durst und Trockenheit im Munde, kaue ich auf schweren Märschen andauernd Grashalmknoten. Plattentabak zu käuen, schadet dem durch Hunger angegriffenen Magen, und die Malmbewegung, vielleicht durch den würzigen Geschmack des Grashalmknotens unterstützt, genügt in den ersten Perioden des Durstens vollständig, die Speicheldrüsen zur Abgabe von etwas Flüssigkeit anzuregen. Später hilft auch kein Tabak mehr. —

— Fünf Minuten bis eine Stunde dauern diese Halts. Dann heißt es „Fertigmachen!“ — „Aufgesessen“ — Marsch!“

So reiten wir den Tag über in einem kleinen Tale entlang. Oft ist es schön bewaldet. An manchen Stellen stehen große Bäume so eigenartig und licht zusammen, daß man an den Park eines hochherrschaftlichen Gutes zu kommen glaubt. Aber nie haben wir hier in diesen Wildnissen so etwas gesehen.

Einmal fanden wir bei einer Seitenpatrouille in einem dieser Wäldchen eine große, verlassene Hererowerft. Ein Klippbock stand dicht vor einem hohen, gut erhaltenen Pontock und äugte uns ganz erstaunt an! Ob das wohl jetzt seine Behausung war?

Das Tier war ganz ulkig, es schien uns auf den Pferden auch für Wild anzusehen; seine Neugier war wenigstens schnell befriedigt, und er äste ruhig von dem überall wuchernden Gras und Kraut. Als wir anfingen laut zu sprechen, warf der Bock noch einmal den Kopf hoch, ließ uns aber dann in aller Seelenruhe auf fünfzehn Schritt vorbeireiten:

„Der Frieden der Wildnis!“

Und doch sind wir hier auf Kriegspfaden. Wie sicher fühlt sich der Büchsenlauf über dem rechten Schenkel an. Das leichte Scheuern an der Brustseite und bei scharfem Reiten unter der Schulter am Oberarm würde man ungern vermissen.

Unter den Rock, für die rechte Hand mit einem Griff fertig zum Schuß, ist die treue Pistolle geschnallt. Wie sieht ihr

Futteral jetzt aus, wie der lange, feste Riemen! Aber die Waffe ist gleichgut geblieben, trotz vieler Kugeln, die ihren Lauf verließen.

Das zweite Paar Stiefel sieht schon fast ebenso abgetragen aus wie das erste vor Waterberg. Im rechten Schaft steckt die Kriegskarte, die hier außerhalb der Flußläufe allerdings fast nur große weiße Stellen trägt und links ist allgemein der Platz für das Eßbesteck. Gabel und Löffel sind an der Stielspitze zu einem Haken gebogen, der über den Rand des Stiefelschaftes greifend, heraussieht. Als Messer zum Essen dient wie in früherer Zeit, das Taschenmesser mit einer ordentlichen Solinger Klinge, die zu allem taugt. Es ist aber gut, eine kleine Reserveklinge und einen Büchsenöffner daran zu haben.

Der gute, alte Schlapphut hält immer noch.

Die großen Risse sind gestopft, die kleineren sieht man nur gegen die Sonne. Aber die Kokarde an der rechten Seite ist neu und der Besatz ist, glaube ich, schon der vierte. Ganz vorschriftsmäßig ist er nicht. Aus Mangel an blauem Stoff haben wir nämlich gelbes Khaki von zerlumpten Röcken dazugenommen.

So geht es lustig weiter! Über Mittag, in der heißesten Zeit, ist eine längere Rast. Zu dem Brot wird Kaffee mit dem Wasser des Wassersacks gekocht, und dann öffnen wir uns zu je zweien, eine Büchse Blut- oder Leberwurst. Sie ist von sehr verschiedener Güte. Gute Leberwurst genießen wir am liebsten. Manchmal ist sie aber sehr salzig, und das ist bei Blutwurst weniger der Fall. Verdorbene Konserven erkennt man gleich von außen als solche. Boden und Deckel werden von den Gasen übernatürlich weit aufgebeult. —

Am späten Nachmittag kamen wir schließlich an einem sandigen Rivier an, das von mittelhohem Wald und dichtem Unterholz umgeben war. Wir ritten ein Stück nach Westen daran entlang und befanden uns kurze Zeit darauf an einem großen ausgetrockneten Vley, in Otjatjingenge. Als ich zum letztenmal hier war, war es voll Wasser!

Der Boden war auch jetzt noch modrig an manchen Stellen und über und über mit Fährten von Großwild bedeckt.

Leutnant Kaufmann und ich freuten uns. Höhne glänzten die Augen. Ob wir hier noch schießen durften und endlich einmal ein Stück Großwild erlegten?

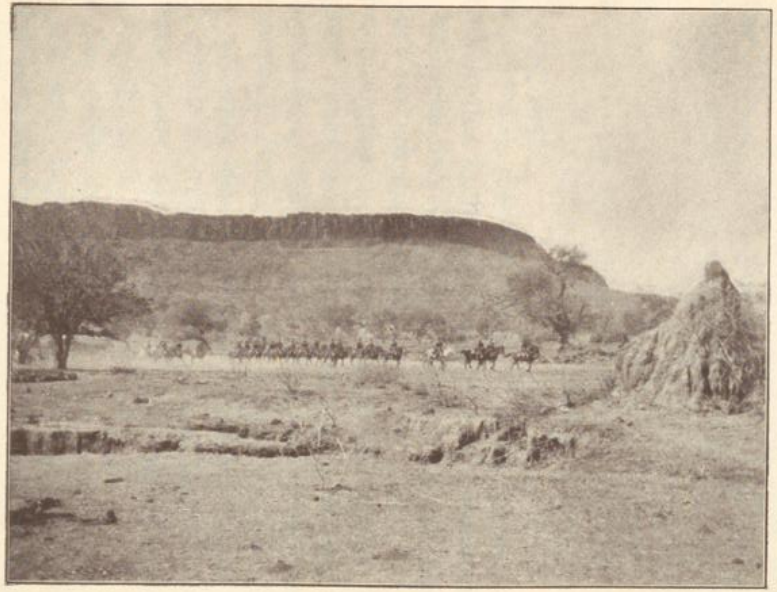
Auf einem ziemlich freien Platz unter mittelhohen Bäumen und Sträuchern wird abgesattelt. Unterdes ist schon festgestellt, daß zwar viel fließendes Grundwasser vorhanden ist, die Löcher aber erst neu geöffnet werden müssen. Diese Arbeit ist mit den kleinen Sattelspaten und den beiden großen von der Karre bald getan, und die durstenden Tiere werden getränkt. Dann suchen wir uns jeder ein geschütztes Plätzchen an einem Baum oder Busch, wo wir den Sattel, Woilach und das Gewehr hintun und später gleich das Lager machen können. Termiten, große, schwarze Stinkameisen, zu viel kleine Steine oder Dornen sind hier nicht erwünscht.

Es ist dunkel geworden! In der Nähe flackert das Kochgruppenfeuer, und da am heutigen Tage ein Duiker erlegt wurde, sitzen wir mit den frisch geschnittenen Bratspießen und einem Stück saftigen Wildbret daran. In den Kochgeschirren kocht Reis und Kaffee.

Das Bratenstück an der rein geschälten Astgabel wird bald mit der einen, bald mit der andern Seite, der heißen Kohlenglut zugewendet, bis aus der, dem Feuer entgegengesetzten Seite, der Saft und Blasen perlen. Ein kurzer Schnitt zeigt, daß die stärkste Stelle völlig durchbraten ist und man fängt an zu schmausen. Solch einen Braten nennen wir Hottentottenbeef. Wenn man das Stück wie ein Beefsteak abschneidet und gut salzt und pfeffert, schmeckt es einfach delikat, ich glaube besser wie die zu Hause in der Pfanne gebratenen, kann mich aber auch täuschen, weil ich doch jetzt nicht gerade sehr verwöhnt bin. — Ohne Salz schmeckt es aber auch. Man tut dann besser, das Stück gleich auf die innen glühenden Kohlen zu legen. Wenn man es nachher etwas abklopft, ist es gleich gewürzt.

Ich habe fertig gegessen. Die Feldflasche ist wieder mit Kaffee gefüllt und an den Patronengurt gehakt; ihr Filz ist angefeuchtet. Mit Leutnant Kaufmann verabrede ich noch einen Pürschgang bei Tagesgrauen, da die Kompagnie erst später abmarschiert und der Hauptmann nichts dagegen hat. Höhne will auch auf Jagd.

Schnell gehe ich zu meinem Busch. An der überwindigen Seite lese ich die Steinchen, Morgenstern (harte, dornige Früchtchen, halb so groß wie kleine Walnüsse) und Dornen weg, lege den Woilach der Länge nach zusammengefaltet auf die



Ein Teil der Kompagnie verlässt Waterberg zu einem Kriegszuge.
Im Hintergrunde das Plateau, an dem ich damals verstiegen festsass.
Der Pfeil zeigt den Punkt. Rechts vorne Termitenhügel.

Erde, ziehe Rock und Stiefel aus und mache mir mit Patronengurt, Stiefelschäften, Sattelblatt und Taschentuch das Kopfkissen zurecht. Dann roll ich mich regelrecht in den Woilach, soweit das bei seiner geringen Breite möglich ist, die Hälfte, die unter einem lag, rutscht nämlich dabei so weit vor, daß man mit der einen Körperhälfte auf bloßem Boden liegt. Nun wird noch der Mantel über die Beine und den Körper, der Rock über die Brust gedeckt; noch einmal jedes Ritzchen künstlich verstopft, so gut es eben geht, und dann lieg' ich still. —

Die kleinen Feuer sind alle verlöscht. Nur bei den Eingeborenen, weiter ab, glimmt's noch ein bißchen. Der Himmel schaut sternenklar wie immer auf uns hernieder. Dort steht das Kreuz, das uns schon so lange ein Wegweiser in wegeloser Wildnis war, und hier geht blutigrot der Mond auf. Wie oft hat er uns schon bei nächtlichem Kriegsmarsch und -werk sein Licht gespendet.

Wie wird es diesmal werden? Weißt du es, alter Freund?

Hier in der Tiefe, am Wasser, wird es schnell empfindlich kalt. Ich ziehe den Rock übers Gesicht, stopfe über den Schultern alles fest zu und schlafe. —

Frühmorgens weckte der Posten uns Jäger. Es war recht kalt, aber Feuer mochten wir wegen des Wildes in der Nähe nicht anmachen. Nachts war ein ganzes Rudel von Antilopen, wahrscheinlich Kudu, dicht am Lager gewesen. Neben und mitten zwischen den weidenden Pferden hatten kurze Zeit etwa 30 Stücken Großwild geäst. Dann mußten sie wohl Wind vom Posten oder von uns im Lager bekommen haben; sie waren wenigstens langsam abgezogen.

In uns wallte das Jägerblut. Bei dem ersten Büchsenlicht zogen wir aus. Vorsichtig pürschten Leutnant Kaufmann und ich durch Dickicht und lichtern Busch. Aber von ganz frischen Großwildfährten war nur eine einzige zu finden. Das Stück war anscheinend schon abends in unsere Nähe gekommen, hatte uns gewittert und war, ohne ans Wasser zu kommen, in langsamer Flucht abgetrollt. Schade, es sollte anscheinend auch diesen Morgen nichts werden. Die Kudu waren in anderer Richtung abgezogen.

Schließlich kommen wir durch ein fast undurchdringliches Dickicht von Bäumen, Dornenbüschen, trockenem Gestrüpp und Lianen, in eine alte, verlassene Werft. Ganz schmale Pfade,

vom Wilde getreten, führten durch dieses vollständig von dichtem Kraalkraut und andern Pflanzen überwucherte Dorf. Von Zeit zu Zeit konnten wir 40 bis 50 Schritt über eine Lichtung blicken, und da sahen wir einmal zwei geringe Antilopen verhoffen. Um überhaupt etwas zu haben, schoß Leutnant Kaufmann den Bock. Einige Perlhühner kamen noch hinzu, und dann begaben wir uns wieder zum Lager.

Höhne war auch schon da, hatte auch nichts von Großwild erlegt, aber wenigstens ein Hartebeest gesehen.

Warm genug war es indessen geworden. Ans Feuer brauchten wir uns nicht mehr hocken. Nachdem wir Kaffee getrunken und die Pferde getränkt hatten, ging es weiter.

In einem kleinen Nebenrivier entdeckten wir dabei schräg in den Boden gebuddelte Löcher, wie Fuchsbaue. Unten war aber ein kleiner Wasserspiegel zu sehen. Da hatten die Tiere der Wildnis, wahrscheinlich Schakale, sich selbst Wasser gegraben.

An den offenen Wasserlöchern wimmelt es von Vögeln der verschiedensten Arten. Dreierlei Tauben, vielerlei Hühner, kleine Papageien, Kakadus, Kolibris, alles Mögliche und Unmögliche versucht unter Lärmen und Zwitschern ein paar Schluck Wasser zu nehmen. Wenn wir in die Nähe kommen, flog manchmal der bunte Schwarm surrend ein klein Stück davon. Hunderte von Perlhühnern ratterten ängstlich ihren ohrenzerreißenden Alarmgesang; die kleinen Wellensittiche zwitschern und kreischen beim pfeilschnellen Entschwinden; aber bald hat sich alles wieder beruhigt.

Weiter geht es, erst durch wirklich schöne, üppige Vegetation, immergrüne Laubbüsche und Bäume. Stillversteckt blitzen kleine lauschige Wasserspiegel in ihrem kühlen Schatten, während draußen die Sonnenpracht alles erhellt und freudig schimmern läßt. Dann wird der Wuchs wieder spärlicher. Wasser ist nicht mehr zu sehen und schließlich umgibt uns die trockene Dornbuschsteppe.

Der schwache Wind bläst warm von Osten, aber uns ficht die grelle Sonne und der dichte Staub nicht mehr allzuviel an.

Links steht wieder einmal solch' eine eigenartige Staubsäule in der Steppe. Sie wächst, wird immer größer und schließlich wandert sie mit furchtbarem Sausen dicht an uns heran. Laub, Sand, Grashalme, kleine Steinchen werden wie von wil-

dem Meeresstrudel aufgesogen und turmhoch in die Luft gewirbelt. Die Pferde zittern, aber im Husch ist das große Steppengespenst wieder vorüber.

Es wandert ruhelos weiter, und wo mag es enden?

Bei uns geht die Reise langsamer; wir kommen wieder in üppigeren Laubwald und an einer Kette von kleinen Vleys an.

An den Ufern, in kühlem Schatten, sattelten wir ab. Dann tränkten wir die Tiere und schossen einige Enten dabei.

Darnach ruhten wir und kochten Mittag (Reis, Erbswurst und Duikerspießbraten). Nachher kam der Kaffee. Er sieht aus, als wenn schon Milch darin wäre! Das Wasser ist nicht gerade schlecht aber undurchsichtig weißblau. Milchwasser nennen wir diese Sorte. Um sechs Uhr abends trennten wir uns von dem Hauptmann. Die erste Korporalschaft ritt in östlicher Richtung unter Leutnant Kaufmann ab, während die andern später weiter südlich oder westlich reiten wollten. Die wundervolle Vegetation hier in der Nähe des Omuramba Om-ua-matako umfing uns wieder. Weit im Westen tauchte der feurige Sonnenball hinter den waldigen Ufern unter, und dann ward es schnell dunkle Nacht.

Langsam ritten wir dahin, weil wenig zu sehen ist. Jeder schweigt wie die weite Natur um uns her.

Aber bald wird es lichter im Osten; ganz schwach schimmert ein Wolkenstreifen in rosa, weißen Farben. Schnell wird es heller, und da schiebt sich auch schon dunkelrot die Mondscheibe empor. Ganz dicht scheint sie der Erde zu sein, wie sie da zwischen den Zweigen der Bäume immer runder und voller wird.

Jetzt geht es ab und zu schneller vorwärts, trotzdem die kaum merklichen Pfade schlecht zu halten sind. Unser Auge ist aber geübt.

Nach langem Ritt durch fesselnde schöne Mondlandschaft halten wir an einem freien Platz mit Wasserlöchern.

Der Mond ist schon lange silberhell geworden, und wir entdecken bei seinem Schein ganz frische, feindliche Spuren. Nach zwei Richtungen gehen sie auseinander.

Schnell teilt Leutnant Kaufmann die Abteilung in zwei kleine Erkundigungspatrouillen, und ich folge mit der mir übertragenen, den Spuren nach Osten. Die Pferde bleiben zurück.

Leise und vorsichtig geht es vorwärts. Bald umfängt uns

Dornbusch und dichtes hohes Gras, in dem die Spuren famos zu sehen sind. Ab und zu biegt ein kleiner Steig nach rechts und links ab. Die Fährten, denen wir folgen, werden immer schlechter sichtbar, und zuletzt sind sie bei einem Baum ganz verschwunden. Ich lasse die Leute an dieser Stelle stehen und schlage allein einen Kreis darum. Zwanzig Schritt weiter finde ich die Fährte wieder, und zwar mit einem Haken etwas links rückwärts gehend. Aber plötzlich ist sie wieder verschwunden, und alles Suchen, alle Kniffe bleiben bei dem Nachtlicht erfolglos; ich kehre zur Wasserstelle zurück.

Dort wartet Leutnant Kaufmann schon; ihm ist es ähnlich ergangen und wir reiten weiter. Viele Herero konnten hier nicht leben, sonst hätten wir sie gefunden.

Wege und Pfade sind hier nicht mehr. Ich glaube wir reiten in einem breiten Rivier, wohl einem Nebenfluß des großen Omuramba entlang. Es sieht alles wunderhübsch in dem blassen Mondlicht aus, aber es ist schon drei Uhr morgens, wir haben einen viele Tage langen Ritt hinter uns und sind recht müde.

Nach einer kurzen Rast geht es unaufhaltsam weiter. Die gräßliche Morgenkälte kommt, die Sonne geht auf, eine Nacht im Sattel wäre wieder vorüber!

Bald wird es warm und dann heiß, aber immer geht es weiter, bis wir wieder vor einem freien sandigen Platz ankommen.

Ein eigentümliches Gefühl läßt uns alle Sinne schärfer gebrauchen: „Hier muß eine Wasserstelle sein!“ Da, hier sind auch feindliche Spuren. Erst sind es wenige, dann immer mehr, bis schließlich auf dem freien Platz der ganze Boden damit bedeckt ist. — Vorsichtig spähen wir umher, genau wird alles untersucht, dabei aber festgestellt, daß fast alle Fährten schon mindestens sieben Wochen alt sind. Zu unserer großen Freude entdecken wir aber Ochsenmist. Wo jetzt noch Vieh ist, muß ein Häuptling sein; der muß uns standhalten.

Überall auf den alten Fährten sind auch einige ganz frische, vielleicht von heute morgen zu sehen, außerdem die einige Tage alte Fährte eines Pferdes. Wir suchen, folgen den ins Dickicht führenden Steigen und gelangen bald an eine verlassene Werft. Schade, schade, daß sie leer ist. Einen Monat länger hätten die Herero hierbleiben sollen, dann lägen wir

jetzt im Gefecht!

Die Müdigkeit ist ziemlich dahin! Wir haben frische Fährten vom Feinde, erwartungsvoll folgen wir ihnen.

Erst sind es nur die Spuren zweier Männer. Der eine trägt auf beiden Füßen Feldschuhe, der andere nur auf dem linken. An sandigen Stellen ist am Abdruck genau zu sehen, daß dieser nackte rechte Fuß eine große Schmarre an der Innenseite trägt.

Das Folgen ist manchmal schwer. Zweimal geht die Fährte verloren, und wir müssen einmal vom Pferde steigen, um sie wiederzufinden.

Allmählich kommen von rechts und links mehr Spuren zu den ersten. Viele sind alt, einige aber auch frisch, von gestern, und schließlich reiten wir, in der Kolonne zu Einem, auf einem schmalen Fußpfad durch die Wildnis.

An der Spitze reitet Leutnant Kaufmann, Sergeant Krause, ich und Andreas.

Vorsicht! Dort vorne ist wieder ein kleiner freier Platz, an dem das Gras heruntergetreten ist. Auch gegraben scheint dort zu sein.

Die frischen Spuren mehren sich. Wir kommen heran und sehen, daß neben einem kleinen Haufen frischer Erde ein Loch in die Erde geht, so eng, daß es Menschen nach unserer Ansicht nicht gemacht haben können! — Aber die vielen Spuren!

Was mag das sein?

Andreas probiert mit einer langen Rute und findet keinen Grund. Plötzlich leuchtet es über sein schwarzes Gesicht; er erklärt, daß hier vorgestern ein Ameisenbär von den Herero gegraben ist.

Wir reiten weiter! Überall ist Feldkost, Unkis gegraben, und wir machen Augen und Ohren weit auf.

Die Sonne brennt. Wir merken es nicht. Wir müssen ja dicht am Feinde sein! Jeden Moment können wir die schwarzen Gestalten erblicken, jeden Moment kann's uns melodisch um die Ohren pfeifen!

Das Tempo wird etwas verlangsamt. Dichter Dornbusch ist vor uns, und die frischen Fährten werden recht zahlreich für unsere kleine Patrouille. —

Leutnant Kaufmann hält einen Moment, reitet dann aber weiter und läßt die Gewehre aus dem Schuh nehmen.

Fest ruht jedem die treue Büchse auf dem rechten Schenkel,

und der Blick, das Gehör sucht das Dornendickicht zu durchdringen.

Es riecht schon etwas nach Herero! —

Der kleine Weg geht plötzlich nach allen Seiten vorwärts auseinander. Wir hören rechts und links vorne leise Stimmen im Busch und sofort wird es überall lebendig von scharzen Gestalten!

„Galopp, marsch!“ — Hurra! ruft unser Führer.

„Hurra,“ tönt es dreimal scharf von uns zurück und im Karriere geht es drauf, mitten hinein in die feindliche Werft. — Hei, wie das wimmelt, wie das schlangengleich unter den Büschen verschwinden will. Die denken in ihrer Überraschung mindestens, wir sind eine ganze Kompagnie.

Wenige leisten Widerstand. Ein kurzes Schießen und Verfolgen der Flüchtigen findet statt. Quer durch die Dornen müssen wir oft und werden tüchtig zerrissen.

Dort legt ein stämmiger Kerl auf den Führer an. Dichter Busch trennt uns von ihm! Schnell die Browing hoch! — zwei Kugeln fliegen kurz hintereinander, die Gestalt duckt sich und ist für Momente verschwunden.

Aber sofort erscheint der Herero wieder ein Stückchen weiter! — Schade, daß mein Pferd so unruhig durch die wilde Hatz und das Schreien und Schießen ist. —

Zwei Schüsse gehen wieder vorbei; aber als der Kerl wieder anlegen will, scheint meine dritte Kugel zu sitzen! Das Gewehr fällt hin! Die linke Hand faßt nach der rechten Schulter, und der Kerl ist verschwunden. Wir sind alle ziemlich weit auseinandergekommen. Während ein Teil, anscheinend bei den Pontoks zurückbleibt, versuchen wir die Flüchtenden zu fassen.

Einzeln huschen sie durch den Busch, während wir zu Pferde oft dichte Teile umreiten müssen.

Dort rennt gerade wieder ein Kerl über die Lichtung. Sofort setze ich hinterher, achte aber in der Rage nicht auf die Lücken im Busch und sitze plötzlich mit dem Pferde wie angerammt fest. Mitten zwischen zwei Dornenbüschen bin ich gejagt. Alles ist zerkratzt, und überall haben die Dornen eingefaßt. Der Gaul hält ganz still. Die leisen Versuche, vor- oder zurückzukommen, schmerzen ihn ebenso wie mich.

Wenn jetzt der Herero kehrtmacht oder ein anderer kommt! — Es ist ein infamer Moment! —

Nach einigem energischen Haspeln bin ich aber glücklich befreit. Andreas kommt gerade vorbeigaloppiert. Er hatte den von mir verfolgten Schwarzen wiedererspäht, und so geht die wilde Hatz weiter zu zweien. Endlich hatten wir den Kerl in der Enge. Furchtsam und doch wild funkelten seine Augen, aber er ergab sich uns.

Wir kehren zur Werft zurück. Die Gefangenen sitzen vor den Pontoks auf der Erde. Sie sind in Gruppen getrennt, die Männer jeder für sich isoliert, damit zu dem jetzt statfindendem Verhör keine Aussagen besprochen werden können. Einige Posten achten scharf auf jede Bewegung. Aufstehen und Sprechen ist allen bei sofortiger Todesstrafe durch Vermittelung der schwarzen Dolmetscher verboten. —

Während nach außen andere Posten vor einem Überfall sichern, führt Leutnant Kaufmann ein scharfes Verhör jedes einzelnen Kriegers durch. Andreas dolmetscht, und wenn es bei einem zu sehr hapert, hilft er gleich mit der deutlichsten aller schwarzen Sprachen nach. Der Schambock verfehlt, oft auch nur gezeigt, selten sein Ziel.

Mit einiger List und Energie haben wir bald von fast allen die gleiche Aussage. Die vor einigen Stunden gefundene Werft, war noch vor kurzer Zeit vom Häuptling Timotheus und seinen Kriegern besetzt. Jetzt ist er weiter ins Sandfeld, an eine auch den Eingeborenen wenig bekannte Wasserstelle gezogen!“ Zwei Männer wollen uns dorthin führen.

Leider sind wir zu wenige und durch die Gefangenen zu sehr behindert, um gleich den Vormarsch antreten zu können. Wir ziehen mit den Gefangenen ab, um uns dem Hauptmann wieder anzuschließen.

Was wird er wohl sagen, daß wir endlich Timotheus Spur haben? Wie oft suchten wir den Herrn nicht schon vergebens! Auch unser Erfolg wird ihn freuen. Wir hatten nach der Aussage eine Werft von etwa 60 Köpfen mit Weibern gegen uns. Leider sind nur drei Gewehre erbeutet. Aber wir haben ja eine ganze Masse Gefangene und vor allem die wertvolle Spur.

Mit dem Pistolenschießen vom Pferde ist das doch eine verflixte Sache. Es ging allerdings vorhin nicht ganz ruhig her; aber daß ich von zwei und einen halben Rahmen mehr wie zwei Treffer haben würde, hatte ich doch erwartet. Und auch diese beiden Schüsse scheinen noch nicht einmal wirklich gut

gesessen zu haben.

Der Mann mit dem Schulterschuß ist verschwunden, und die zweite treffende Kugel ist einem Herero durch das Fleisch des rechten Oberarmes gegangen.

Vorne marschiert der Kerl und unterhält sich. Das kleine Loch scheint ihn nicht viel zu genieren, er hilft sogar mit beim Pferdetränken an der wieder erreichten Timotheus Werft.

Allmählich spüren wir unseren langen Marsch und vor allem den Patrouillenbegleiter, Hunger. Beim Weiterreiten genießen wir darum etwas trocken Brot.

Der heiße Mittag geht so in ewiger Bewegung vorüber. Beim Führen der Tiere, fällt es einem schon schwer, aber der Anblick des langen Zuges Gefangener, macht einen in stolzer Freude wieder lebendig, und wir erreichen endlich, nach genau 24stündigem Marsch abends um fünf Uhr die Kompagnie.

Mit Jubel werden wir begrüßt, und der Hauptmann beschließt, nicht locker zu lassen, sondern sofort zur Verfolgung des Häuptlings aufzubrechen.

Wie schnell da Leben ins Lager kommt! Wir eben Angekommenen essen schnell ein paar Bissen, dann werden die Pferde getränkt und frisch gesattelt.

Nach kurzer Ruhepause geht es mit der Kompagnie wieder weiter nach Osten, ins Sandfeld. Die zweite Nacht im Sattel bricht für uns an.

Stumm reiten wir in der Kolonne zu Einem, bald durch Busch, bald durch freiere vom Mond ungewiß erleuchtete Landschaft. —

Hier biegen wir auf eine lichte Stelle ein. Hart und eben wie eine Scheunentenne ist der Boden. Nur ganz wenig Gras scheint darauf zu stehen, und die Pferdehufe klappern eigenartig hohl und laut beim Aufschlag. Ein großes, dunkles Tier läuft im Trabe auf zwanzig Schritt an der langen Kolonne vorbei. So halb wie im Traum hören und sehen wir es. Der lange Marsch ohne Schlaf und mit wenig Nahrung greift uns sehr an. In der Mitte der Kolonne, wo man nicht mit auf den Feind achten kann, fallen uns öfter die Augen zu.

Ab und zu wird für einige Minuten gehalten oder auch einmal geführt. Aber immer wieder tönt es: „Aufsitzen!“ „Marsch!“ —

Mitternacht geht so vorüber. Stunde um Stunde verrinnt,

Mondnacht am Waterberg.

und schließlich kündet der Morgenstern den kommenden Tag.

Die beiden gefangenen Führer führen noch immer weiter. Ab und zu hält die Spitze jetzt aber, um vorsichtig nach vorne zu sichern, denn allzuweit können wir nicht mehr entfernt sein.

Es ist schauderhaft kalt. Wie dankbar bin ich Leutnant Kaufmann für den einen rechten Wollhandschuh. Er selbst hat nur ein Paar von zu Hause bekommen, und doch gab er mir schon bei der vorigen Patrouille einen davon ab. Jetzt zieh' ich ihn einmal auf die rechte und dann auf die linke Hand zum Zügelhalten. Die andere Pfote wird in der Tasche gewärmt.

Schließlich frieren die Füße in den eisernen Bügeln doch zu sehr. Die Pferde sind auch zu matt, und der Hauptmann gibt das Zeichen zum Absitzen und Führen.

Wie angenehm das ist! Der Körper war schon ganz steif vor Frost und im Sattel sitzen.

Das Gefühl ist sehr schön. Ich empfinde es dumpf.

Plötzlich bekomme ich aber einen gewaltigen Schreck. Ich war im Gehen, ohne es zu merken, fest eingeschlafen, und als jetzt die Spitze vorne wieder etwas verhielt, war ich dem Pferde meines Vordermanns regelrecht in die Hacken gelaufen. Das arme Tier macht Versuche, nach mir zu schlagen. Es ist aber zu schlapp und kommt nicht über zwei lahme Versuche heraus. Das hat mich munter gemacht; an Einschlafen denke ich nicht mehr und stiefele tüchtig weiter. — — Aber wie es kam, ich weiß es nicht, plötzlich sitze ich dem Pferde wieder in den Hacken und wache wie neugeboren vor Schreck auf. —

Der Marsch ist wenig angenehm und erfordert viele Energie.

Schließlich wird gehalten. Es muß in ein bis anderthalb Stunden dämmern, und wir sollen nach Aussage der Gefangenen dicht vor dem Feldlager des Timotheus sein. —

— Leutnant Kaufmann und Andreas sollen als Schleichpatrouille vorgehen, um die Sache näher zu untersuchen, und es wird eben ein Freiwilliger dazu verlangt. Ich melde mich schnell und habe das Glück, meinen Leutnant begleiten zu dürfen.

Leise pürschen wir vorwärts. Vor uns scheint eine Art Oase in der hier sehr niederen Buschsteppe zu sein. Vorsichtig lauschen und sehen wir um uns.

Das Wäldchen ist in einer Art Rivier schnell erreicht. Wir

stehen am Rande eines großen, sandigen Platzes, der von hohen einzelnen Bäumen an der einen Seite und höheren Laubwald mit dichtem Unterholz an der anderen umgeben ist. Wunderhübsch ist die Szenerie im blassen Mondlicht, und doppelt anziehend wirkt der ganze Moment auf uns zwei einsame Menschen. Die unmittelbare Nähe des Feindes, die tiefstille Nacht, die alles Mögliche decken kann, prickelnd faßt uns der eigenartige Reiz. Selbst Andreas steht lautlos nach vorne spähend. Der schlaue Schwarze versteht unser Schweigen und flüstert leise: „Nich wahr, Herr Unneroffizier, dies is schön?"

Vorsichtig pürschen wir erst am Rande entlang, und dann treten wir scharf umherspähend mitten auf die Lichtung in den vollen Mondschein. Andreas zeigt gleich auf viele Fährten, Ochsen- und Pferdemist; dann kniet er mit Leutnant Kaufmann nieder, während ich mit schußbereitem Gewehr aufpasse. Sie stellen fest, daß viele alte und frische Spuren durcheinanderlaufen. Wir gehen ein Stückchen weiter, dort scheinen Wasserlöcher zu sein. — Richtig! es sind welche, aber eines scheint nur Wasser zu führen.

Schade, der Ochsenmist ist auch schon etwa vier Tage alt, aber hier ist von den Schwarzen noch gestern abend Wasser geholt worden. Die meisten Spuren führen hinüber zu dem linksliegenden dichten Wäldchen. Wir folgen und sehen, daß sie alle auf schmalen Pfaden hineingehen. Ein Mensch kann gerade auf diesem Fußsteige gehen. Rechts und links ist undurchdringliches Dickicht.

Einen Moment überlegen wir: „Sollen wir folgen?" Mit ziemlicher Gewißheit sind wir in kurzen Minuten an einer Hererowerft! —

Angestrengt lauschen wir, ob vielleicht irgendein leises Geräusch vom feindlichen Lager zu vernehmen ist, ob sich Schritte auf den Pfaden uns nähern. — Nichts ist zu hören, nicht einmal die Kiebitze schreien. — Aber wir wissen genug. Auf der anderen Seite ersteigt Andreas noch einen hohen Baum, um nach Feuern zu sehen. Der Busch verdeckt aber alles.

Dann treten wir den Rückweg an, ebenso vorsichtig wie wir gekommen; damit wir nicht noch zum Schluß vom Feinde bemerkt und „abgetrocknet" werden. „Abtrocknen" nennen wir Schutztruppler nämlich töten.

Der Mond stand schon tief, und der Morgenstern leuchtete

am östlichen Horizont, als wir wieder im Lager eintrafen.

Kein Feuer brennt. Außer den Posten und dem Führer schläft alles fest und tief, trotz der Nähe des Feindes. Übermüde legen auch wir uns noch für kurze Zeit zur Ruhe, und die ganze Schwere des dreißigstündigen Verfolgungsmarsches nach etwa drei gewöhnlichen Marschtagen legt sich wie mit bleiernem Schlaf auf unsere Körper. Fest auf den Boden wird der Körper gedrückt, so fühlt es sich an. Plötzlich ist jedes Glied so kraftlos, der ganze Körper so träge, als ob man keinen Finger mehr heben möchte. Einen Moment höre ich noch eine Stimme und fühle mein Gewehr an der rechten Seite, verschwommen ist mein letzter Gedanke an den Feind, und dann lieg' ich in tiefem Schlaf.

Leise heben mich Traumesschwingen, sie tragen mich sanft über das ganze Land hinweg, über Gebirge, Täler und Steppen, bis ich die herrliche, blitzende Fläche des Meeres still vor mir schimmern sehe. Immer heller wird die Welt um mich her, und dann formt sich fest ein liebliches Bild in der Ferne.

Die Heimat ist es mit all den Menschen, die ich vor langer Zeit einst verließ, um in dieses ferne Land zum Kriege auszuziehen. —

Wie wohlbekannt ist mir jedes Fleckchen, die lachenden Felder, die stillen, dunklen Forste.

Wie lauschig liegen die Seen; leise, murmelnd fließt der Bach noch wie in früheren Zeiten durchs frische Wiesengrün an Erlen und Weiden vorbei; und dann blicke ich von der Höhe am Waldessaum, über die sonnige, lachende Frühlingslandschaft mit dem heimatlichen Dorf.

Dort ist mein Elternhaus!

Wie wunderschön das alles ist. Selig bin ich und lebe in Viertelstunden ein Wiedersehen und ein Leben voll Liebe und reiner lachender Freude. —

Dumpf und undeutlich höre ich soeben meinen Namen. Wie ein Mißton klingt es. Wer ruft mich hier anders als mit Vornamen?

„Aufstehen!" Wir rücken vor! Wie ein Blitz durchfährt meine Adern der Gedanke an den Feind und mit energischem Ruck stehe ich aufrecht. Die strenge Wirklichkeit ändert mit einem Schlage Fühlen und Denken.

Im Osten dämmert es. Ziemlich schnell naht der Morgen.

Während ich träumte, hatten Posten und Führer einen schweren Kampf gegen die Müdigkeit gedämpft. Einige Reiter werden noch mühsam aufgerüttelt. Sie wissen erst nicht, wo wir sind und was wir vorhaben.

Kurz vor Sonnenaufgang setzen wir uns, fertig zum Gefecht zu Fuß, in Bewegung. Schauderhaft kalt ist es, aber gerade jetzt liegt der Schwarze am festesten an seinem Feuer. —

Es ist schon so hell, daß alles deutlich zu erkennen ist. Wir kommen am sandigen Platz und der Wasserstelle an, und als wir uns gerade gegen den dichten Wald hin entwickeln, geht die Sonne blutigrot auf.

Ungeduldig klopft das Herz in der Brust, als wir jetzt auf schmalen Fußpfaden durch das Dickicht eilen. Ganz frisch sind die Hererofährten auf ihrem losen Boden!

Jetzt wird es lichter; vor uns muß eine Blöße liegen. Schnell geht links und rechts alles zur Schützenlinie vor, und dann wird es sichtbar! —

Rund, graubraun, ein Pontok am andern, dazwischen Viehkraale, Sattelgestelle; aber Leben ist nicht zu sehen.

Die frischen Spuren führen aber gerade hierher! — Von allen Seiten geht es im Marsch hinein in die Werft; und wirklich, nichts ist zu finden. — Wie die oben von der Sonne gedörrten Kuhmisthaufen heute nacht sagt uns auch jetzt wieder jedes Zeichen, daß der Feind etwa vor vier Tagen von hier aufgebrochen ist.

Lange halten wir uns nicht auf. Wir bewundern nur, wie nett der Häuptling Timotheus es sich hier eingerichtet hat. Außerdem interessieren uns lebhaft ein Stand für zwei Pferde und die Rinderspuren. Bald haben wir aus den vielen Kreuz- und Querfährten die Spur der abgezogenen Trupps erkannt. Die nachgebrachten Pferde werden bestiegen, und weiter geht es ins Sandfeld, dem Feinde nach. Wir müssen den alten Sünder kriegen! — Lange genug hat er uns schon auf früheren Ritten geärgert.

Das Vieh ist in zwei kleinen Herden ostwärts getrieben. Wir teilen uns darum auch; ich reite wieder an der Spitze von Leutnant Kaufmanns Abteilung.

Rinder und Menschen haben einen schmalen Pfad ausgetreten, auf dem wir in der Kolonne zu Einem folgen. Etwa hundert Meter weiter bleibt der Hauptmann mit den andern

Leuten in gleicher Höhe. —

Die Sonne meint es heute wieder gut. Glühend heiß fallen ihre Strahlen auf uns hernieder, und kein Baum oder Strauch gibt uns Schatten.

Endlos weit dehnt sich das Sandfeld, nur von Büscheln harten, trocknen Grases und krautartigem Knieholz an manchen Stellen bestanden.

Kein Raubvogel ist am blauen Himmel zu entdecken, kein Laut zu vernehmen. Erhaben still ruht die gewaltige Natur, nur in der Ferne flimmert die heiße Luft dicht über der Erde. Die Herero, die hier zogen, und wir, scheinen die einzigen Lebewesen in dieser von aller Kultur so fernen Wildnis zu sein.

Hin und wieder steht eine höhere Gruppe von Büschen rechts und links. Vor uns scheint auch ein kleines Wäldchen zu sein.

Den Pferden wird es ebenso schwer, wie uns. Aber sie sind noch in verhältnismäßig gutem Futterzustande, da sie erst kurze Zeit im Felde dienen. Manch Reiter muß tüchtig die Sporen gebrauchen, daher reiten wir meist Schritt oder führen.

Das kleine Wäldchen rückt immer näher. Aus mittelhohen Bäumen und Büschen besteht sein Holz, und es belebt die stille Landschaft.

Etwa einen Kilometer mögen wir noch entfernt sein, da sehen wir plötzlich einen lebenden Punkt zwischen den vordersten Bäumen.

Sofort wird gehalten, und da tritt auch schon ein Schwarzer frei auf die Steppe heraus und setzt sich auf uns zu in Bewegung.

Aber wir konnten ihm ja nicht verborgen bleiben, nach den ersten Schritten hat er uns erblickt. Einen Moment verhält der Schwarze und kann es nicht fassen, daß Deutsche hier in diese entlegene Wildnis kommen; dann reißt er aus und verschwindet wie der Blitz. —

Dort muß die Werft sein! „Galopp — marsch!“ — kommandiert Leutnant Kaufmann, die Gewehre werden aus den Schuhen gerissen, und dann setzen wir los, was Pferd und Leder halten. Alle Müdigkeit, aller Hunger und Durst ist im Nu verflogen, selbst der Gaul wird mobil! Er merkt, daß es darauf geht, und mit angelegten Ohren nimmt er die kleinen Büsche und setzt ein, was er geben kann.

Hei, wie lustig das geht! In kurzen Momenten ist der Wald erreicht; — da, dort überall Hütten und Schwarze im Busch! Hier scheut ein Pferd. Ich bin der erste heran, überlege im Reiten, was tun? Dann gebe ich dem Gaul die Zinken, und in rasender Karriere setze ich mitten in die Werft. Rechts und links, überall sind Sachen umhergestreut, und die Weiber, die eben beim Aufraffen ihrer Schätze sind, stieben auseinander. — Durch! Auf die andere Seite, sag ich mir. Dort versucht Timotheus vielleicht mit seinen Pferden zu fliehen. Mein Gaul scheut aber, setzt mitten über ein brennendes Feuer, ich verliere den Bügel, das Gleichgewicht und lege mich beinah einer Herero-Lady zu Füßen. Im letzten Augenblick besinne ich mich noch, daß das hier wohl nicht angebracht ist. — Überall erscheinen jetzt Reiter. Rechts rollt einer mit dem Pferde, der Folgende kann nicht bremsen und stürzt über ihn hinweg.

Kopfüber gehen Roß und Reiter, das Gewehr knickt wie ein trockener Stab!

Widerstand wird uns garnicht geleistet. An der fieberhaften Flucht, den angstvollen Gesichtern, ist immer wieder zu sehen, daß die Herero jeden moralischen Halt uns gegenüber verloren haben.

Der Ruf: „Die Deutschen!“ und unser Kriegsgeschrei scheint ihnen das Furchtbarste zu sein, was es in der Welt gibt. Eigenartig ist, daß sich die Schwarzen so schwer gefangen geben. Nach und nach müßten sie doch dahinter gekommen sein, daß wir sie schonen.

Nach etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten ist alles beendet. Leider stellen wir fest, daß nicht ein Tropfen Wasser am Platz ist, die Herero also alles von der am Morgen verlassenen Wasserstelle holen. — Soweit entfernt hatten wir noch keine andere größere Werft gefunden. Auch Timotheus ist nicht hier gewesen. Vor einigen Tagen soll er über diesen Platz mit Kriegern und Vieh weiter ins Sandfeld gezogen sein.

Zu schade! Wir haben wirklich alles Menschenmögliche geleistet, sind übermüde und matt von dem tagelangen, ununterbrochenen Verfolgungsmarsch, dem Hunger und Durst. Nun ist es wieder vergebens.

Einige Augenblicke ist's einem, als ob man sich hinlegen möchte und schlafen, stunden- und tagelang. Alles ist einem

egal.

Aber dann siegt doch wieder der Gedanke an den Feind. Hier sind seine Spuren. Halten wir's noch zwei bis drei Tage aus, dann müssen wir daran sein; und wo Timotheus hingeht, muß auch Wasser sein. Aber wieviel? Der Häuptling hat, wie festgestellt ist, höchstens zehn Rinder und zwei Pferde. Wie sollen wir mit dem für sie nur notwendigen Wasser für dreißig Pferde reichen, und werden wir, so ausgepumpt wie wir und die Pferde schon sind, die vielleicht sehr lange Durststrecke jetzt in der Trokenzeit überwinden?

Wir hatten, glaube ich, alle Lust, es zu versuchen. Aber der Führer sieht ein, daß er uns damit vielleicht nutzlos opfert; und darum geben wir die Verfolgung traurig auf. Es würde auch mit dem Proviant furchtbar werden. Um dem Magen bis zur Rückkehr von hier nur jeden Tag ein klein wenig bieten zu können, werden wir noch mehr sparen müssen wie in den letzten Tagen. —

Es geht ja auch mit Hilfe des Pistolenriemens. — Wirklich erstaunlich ist es für den Mitteleuropäer zu sehen, mit wie wenig ein Mensch bei den härtesten Strapazen auskommt.

In der Werft sind eine Masse interessante Sachen. Neben Fellen, Pfeil und Bogen, eisernem Frauenschmuck, den verschiedensten Halsketten aus Straußeneierschalen, wohlriechendem Holz, Perlen und Muscheln, finden wir viele Omeiretöpfe, andere Holzschnitzereien und sogar etwas geprägtes Gold in kleinen Lederbeuteln mit gebrochenen Straußeneierschalen zusammen, die hier auch Geldwert haben.

Ich stöbere auch ein ganz altes Feuerzeug auf, zwei Stäbe von ungleichhartem Holz. Der eine Stab hat kleine Vertiefungen, in denen der andere quirlartig gedreht wird, bis das Holz glüht.

Bisher hatten wir in den Werften nur das neuere Feuerzeug, Messinghülse mit Zunder, Feuerstein und Eisenring gefunden. Ein solches nehme ich mir auch von hier als Andenken mit, außerdem einen Hererofrauen-Kopfschmuck. Er riecht sehr stark nach Hereroparfüm, dem roten Pulver mit Fett zusammen gerührt.

Aber wenn es mir gelingen sollte, die schön verzierte Haube mit den drei eigenartigen Lederblättern, nach Deutschland zu bringen, würde ich mich sehr über das Andenken

freuen.

Von der ersten Werft habe ich einen Jagdspeer, Bogen Pfeile auf der Eselkarre.

Lange hat dieses Durchsuchen des Pontoks nicht gedauert. Wir sitzen wieder im Sattel und reiten quer durch die sonnenheiße, weglose Steppe. Die Gefangenen laufen nebenher. Stunde um Stunde verrinnt, immer geht es vorwärts in der Richtung, in der wir unsere Spur von heute Nacht zu schneiden hoffen. Reitern und Pferden wird es sehr schwer. Manchmal stürzt ein Gaul im löchrigen Boden. —

Einige Zeit scheint es, als ob wir uns verirrt haben. Aber wir biegen noch weiter nach links ab, finden glücklich die Fährte und erreichen endlich am späten Nachmittage wieder Wasser und unsere Karre, die nicht soweit gefolgt war. — Menschen und Tiere trinken mit vollen Zügen, und dann legt sich alles, außer der Wache, auf die Erde. Hunger fühlt weder Tier noch Mensch.

Das Blut geht sausend durch die Adern, so scheint es mir, und ich habe ein Gefühl als ob ich lange Wochen in dieser Zeit durchlebt habe.

Es sind zweiundvierzig Stunden ununterbrochener Verfolgungsmarsch. Die Vorteile der kurzen Rast werden doppelt aufgehoben durch die Aufregung und das Einsetzen aller seelischen und körperlichen Kraft bei den Attacken. —

Vorher waren wir auch schon drei Tage unterwegs.

Trinken und Essen gab es in den letzten Tagen sehr wenig.

Am nächsten Morgen das Aufstehen vor Sonnenaufgang ist sehr schwer. Keinen Finger mag man rühren, und doch müssen wir unerbittlich streng unsern tagelangen Rückmarsch durchführen, wenn wir nicht wieder größte Not leiden wollen. —

Hier in der Steppe wird unser Proviant nicht ergänzt. Jede Stunde Rast bedeutet etwas mehr Hunger und somit Aufreiben unserer Kraft.

Ich glaube, mancher von uns denkt einmal wieder: „O, könntest du jetzt nur einmal vierundzwanzig Stunden in Mutters Federbetten ausschlafen!“

Einen Morgen können wir einen Reiter kaum zum Aufstehen bewegen. Er sagt nach jedem Weck-Versuch: „Mutter

jetzt kann ich's, jetzt habe ich viel Zeit!"

In Otjahevita sind wir glücklich wieder angelangt. Wir bleiben aber diesmal draußen vor der Bergspitze zwischen den beiden Schluchten.

Das klare Felsenbecken gefällt mir viel mehr als die anderen Wasserstellen hier. Auf der Höhe dicht dahinter denke ich mir ein großes schattiges Wohnhaus von Sandstein, zur Seite, etwas zurückgebaut kleinere Wirtschaftsgebäude von dem bei den Eingeborenen üblichen Material und Viehkraale. —

Otjahevita muß später einmal eine wundervolle Farm werden. Der gute Boden unter den hohen Bäumen gestattet Garten- und Ackerbau im Großen. In den Schluchten findet man ebenfalls große Strecken guten Bodens und Wasser. Selbst im Gebirge, das sich von hier etwa hundert Meter erhebt, haben wir kleine Schluchten mit reichstem grünen Wuchs gefunden. Eine dieser kleinen Schluchten führt mit Wasser gerade auf den westlichen Bergeinschnitt zu. Der schmale Eingang kann sicher vermauert und somit ein großes Wasserreservoir geschaffen werden.

Ein wenig weiter zur Ebene nach Süden hin ist der Boden nicht ganz so schwer. Felsiger Untergrund tritt an vielen Stellen zu Tage. Hier würde sich vielleicht Weinbau rentieren. Das ganze etwa fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer lange Rivier ist dann wieder bis zum Omuramba hin guter Ackerboden. Wasserstellen können an vielen Stellen darin geöffnet werden.

Die um Otjahevita liegende Steppe ist zum Teil gutes Weideland. Wild ist, nach den Fährten zu urteilen, auch wieder viel vorhanden. Die Nacht hier beobachteten wir, wie beim Scheine eines hellen Feuers eine sehr starke Katze, wir glauben ein junger Leopard, auf einem großen Baum Perlhühner jagte. Der Leopard griff sich hintereinander drei bis vier Stück, ohne sich durch unsere Gegenwart stören zu lassen. Die dummen Hühner flattern jedes Mal ängstlich durcheinander. Während des Fressens beruhigten sie sich aber, trotzdem wir sogar auf der Erde das Knacken der Knochen hörten.

Dieses Festsitzen der Perlhühner auf den Schlafbäumen hat uns schon oft gute Strecken eingebracht. Gegen den sternenhellen Nachthimmel schossen wir mit Dienst- und Jagdgewehr auf die dunkelen Silhuetten. Es ging natürlich in

der Dunkelheit oft vorbei, aber die Hühner hielten trotz des Knalls und Feuerstrahls sehr lange aus.

Am nächsten Tage ging es vor Sonnenaufgang weiter nach Waterberg zu.

Der Pistolenriemen half wieder einmal den Magen beruhigen, aber lustig waren wir alle. Es wurden sogar Marschlieder gesungen. —

Nach langem Marsch kamen wir an einem Abend in unserem alten Waterberg an. Am Rande des Busches, wo unsere Pad auf die freie, nur mit ganz hohen schattigen Bäumen bestandene Fläche führt, ließ uns der Hauptmann vorbeireiten. Niemand läßt etwas von Strapazen merken. Forsch richtet sich jeder im Sattel auf und blickt seinem Führer frei ins Auge.

Über den östlichen Bach sind wir schon hinweg geritten. Jetzt kommt ein Stück sandiger Boden.

Am Fuß des Hanges, zwischen dem Beuteviehkraal und dem Offiziershäuschen, stehen die meisten Zurückgebliebenen. Sie sehen erfreut den Zug Gefangener und heißen uns nun, wo wir angekommen und weggetreten sind, herzlich willkommen.

Auf dem steilen Weg bis ins Lager müssen wir alles erzählen. Links und rechts stehen unsere Eingeborenen vor den Pontoks. Sie haben jetzt fast alle Frauen und begrüßen uns mit diesen durch Lachen und Kopfnicken. Andreas wird stürmisch empfangen; er muß auch erzählen.

Wir hören gleich, daß von der Bahnstrecke eine Kolonne dagewesen ist. Das ist immer ein seltenes Fest, und die erste Frage ist nach „Post" — „Ja, es ist welche gekommen und sogar sehr viele!" erzählt gleich einer der Hiergebliebenen.

„Kommt nur herauf!"

Oben sind die Pferde schnell besorgt. Ein kühler Trunk, ein Stück Brot mit Konservenbutter stillt das schlimmste Hungergefühl, während wir sehnsüchtig auf den Ruf zum Postempfang warten.

Wird der Hauptmann auch jetzt dazu zu müde sein, oder kann er etwas anderes zu tun haben?

Nein, er weiß, wie wir alle darauf warten, da werden schon die Korporalschaftsführer gerufen, und freudig laufe ich mit hin.

Jeder Briefempfänger wird aufgerufen, und ich bekomme

viele Briefe und drei Pakete aus der Heimat. Der Hauptmann meint:

„Na Schröder, eine Karre voll ist's wieder für Sie allein!"

Vergnügt ziehen wir alle ab. Ich hole mir schnell die Pakete von der kleinen, jetzt hier eingerichteten Poststelle (ein sehr nettes Zelthäuschen) und dann geht es schnell in unser Zelt! Kohlmeyer hat diesmal auch zwei Briefe gehabt. Er liest sie gerade zum zweiten Mal und liegt schon auf dem Lager. Nun hilft er mir schnell die Kisten aufmachen und den Inhalt sortieren. Es sind fast alles wunderschöne Eßsachen. Eingemachte Früchte, Würstchen, Süßigkeiten usw.

In einer Kiste sind auch gute Zigarren und Kohlmeyer sagt: „Na das ist doch endlich einmal eine vernünftige Kiste!" „Die ollen Schleckereien sind doch nüscht wert!"

Wir teilen uns nämlich immer alles, und ich bin Nichtraucher.

Nun legen wir uns die ganze Post und die Futtersachen neben die Lagerstatt und strecken uns selber. Ach, wie das mollig für den müden Körper ist. Das Zeltdach gibt Schatten, und neben uns steht ein Kochgeschirr voll blinkendem, klaren Wasser aus der Felsenquelle.

In der Vorfreude blinzeln die Augen auf Briefe und Karten. Möglichst lang machen wir uns den Genuß. Wie zufrieden fühlt sich jeder nach dieser wohlgelungenen Kriegsfahrt, bei dem Gedanken, seine Pflicht voll und ganz getan zu haben. Der erlittene Hunger, Durst und Müdigkeit, alles läßt einen doppelt dankbar für diese wunderschönen Stunden sein.

Die Post aus der Heimat! Was kann da alles darin stehen! So und so lange hatten wir keine Nachricht! Jetzt hält's mich nicht länger. Ich greife schnell den ganzen Pack, lege mich auf die rechte Seite wie zum Essen und fange an, alles zu sortieren. Dies ist deine Handschrift liebe Mutter! — Hier sind noch drei Briefe von Dir und Vater! Dann kommen Karten und Briefe von den Geschwistern, von Walter, nach dem ich mein erstes Pferd benannte. Von jedem sehe ich mir nur erst die Adresse an und lege die Zusammengehörenden auf ein Häufchen. Nur bei Karten siegt manchmal die Neugierde, und ich sehe schnell einmal auf die andere Seite.

An den Stempeln kann man die Reihenfolge der verschiedenen Briefe erkennen, der älteste ist vier Monate unter-

wegs, und ich fange bei den jedenfalls weniger interessanten an zu lesen.

Ihr könnt Euch ja in Deutschland garnicht den Genuß vorstellen, den wir empfinden, wenn wir so urbehaglich all die lieben Nachrichten lesen, von vielem hören, was man so lange schon gern wissen wollte und zwischendurch von allen möglichen, guten Sachen naschen und mit Kennerzunge das silberklare Wasser in tiefen Zügen genießen.

Der folgende Tag ist ganz dienstfrei für uns; wir ruhen auf unseren Lorbeeren. Der Proviantunteroffizier muß vom Besten herausrücken, und er hat diesmal auch etwas, da die Proviantkolonne gerade da war. Nachmittags sitzen wir dann mit den Hiergebliebenen beisammen und erzählen bei einem Schluck Liebesgabenbier, Zigarren und Wein von unserem Zuge.

Abends werden die Briefe noch einmal gelesen und dann wieder geschlafen, so fest und ruhig zufrieden wie selten.

Kapitel XVI.

In stiller Zeit.

In der nächsten Zeit war ich wieder viel zur Aufsicht bei den schwarzen Gefangenen kommandiert. Die Weiber sind am willigsten und fleißigsten bei der Arbeit. Ganz soviel wie deutsche Arbeitsfrauen leisten sie nicht, aber man kann sie verhältnismäßig schnell zu besseren Arbeiten erziehen.

Den Männern ist jedes Werk sehr unsimpatisch, die Frauen mußten ja in früheren Zeiten alles für sie tun. Nur Jagd und Viehzucht verstehen sie sehr gut, und sie sind mit Liebe dabei.

Aber wie ich das hier und damals in Grootfontein beobachtete, lassen auch sie sich zu wirklich guten Arbeitern erziehen. Ohne Machtmittel geht das jedoch nicht.

Eigenartig ist, daß sich fast alle Schwarzen, vor allem aber die Bergdamara, sehr für Maschinen interessieren. Sie lernen deren Behandlung schnell und haben auch Ausdauer bei ihrer Bedienung.

Scharfe Aufsicht, vor allem bei dem Reinigen der subtileren Teile, soll notwendig sein.

Wenn wir nach dem Kriege nicht genügend Arbeiter haben sollten, können unter diesen Bedingungen Maschinen vielfach Menschenkraft ersetzen, wie in vielen anderen Ländern (Argentinien als bestes Beispiel).

Vorläufig werden wir aber wohl genügend Menschen (Herero, Ovambo, Bergdamara usw.) zur Verfügung haben, wenn die Eingeborenen etwas zur Arbeit gezwungen werden.

Eben habe ich die nicht mehr ganz neuen Zeitungen der letzten Post durchgelesen. Der Krieg in Asien muß ja sehr

interessant sein!

Weiß man denn in Deutschland, daß wir hier in Süd-West auch ein wenig für unser Vaterland tun?

In einer Zeitung war so beiläufig ein recht schweres Gefecht aus dem Süden angeführt. In einem anderen Blatt las ich, daß es doch eigentlich kein gutes Zeichen sei, daß wir diese paar lumpigen Schwarzen noch immer nicht unter bekämen, und daß viele Menschen keine Lust hätten weitere Geldmittel für unseren Feldzug und die Kolonien zu bewilligen; es wäre am Besten, diese Sandbüchse an England zu verkaufen.

Wie haben wir diese Teilnahmlosigkeit und Unzufriedenheit verdient? — Oder weiß man in Deutschland garnicht mit unserem Feldzug und den Verhältnissen Bescheid? Ihr wißt vielleicht aus Erfahrung, wie einem einzelnen Menschen zu Mute ist, wenn er sieht, wie nichts von dem, was er mit seiner ganzen und besten Kraft leistet, anerkannt wird, oder wenn seine Vorgesetzten einmal mit gutem Grunde, Unzufriedenheit zeigen!

Das lähmt die Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit wie nichts anderes.

Genau wie in diesen Fällen dem Einzelnen, so geht es uns, den Angehörigen der Schutztruppe jetzt mit der allgemeinen Teilnahmlosigkeit und Unzufriedenheit im Vaterlande. Wir setzen für dieses Leben und Gesundheit ein. Nicht die größten Strapazen und Gefahren deprimieren uns; dieses Verhalten im Vaterlande lähmt aber die Schaffensfreudigkeit.

Es wäre zu schwer, so ganz alleinstehend und ohne genügende Hilfe aus der Heimat, diesen harten Krieg durchzuführen. —

Ich habe als Krieger fast nur von Menschen verlassene oder durch Menschen verwüstete Länderstrecken gesehen, in ihrem wilden Naturzustande, ohne jede Kultur, und dennoch muß ich Euch auf die Frage ohne Besinnen antworten: Die deutsche Regierung durfte nie anders handeln wenn sie nicht unser Vaterland und die Interessen aller zivilisierten weißen Völker schädigen wollte. —

Uns wäre ein Gebiet, ein und ein halbes mal so groß wie Deutschland, verloren, die Kolonie, die unserer überproduzierenden Industrie am schnellsten ein gutes Absatz-

gebiet werden konnte. Denn große Teile der anderen Schutzgebiete setzen der konsumierenden Zivilisation, der weißen Einwanderung durch ihr schlechtes Klima ein nur langsam weichendes Hindernis entgegen, während das Klima von Südwest dem Europäer schon nach kurzer Zeit zusagt und in mancher Hinsicht, so zum Beispiel für Lungenkranke, günstiger ist als das Klima seiner Heimat. Für uns sind Hitze, Kälte und Regen ja nur so schwer zu ertragen, weil wir nie Schutz dagegen haben, und weil der Körper durch schlechte Nebenumstände, die im Frieden nicht mehr rechnen, geschwächt ist.

So ist zum Beispiel Grundwasser in genügenden Mengen fast überall durch Bohrungen, oft garnicht tief unter der Oberfläche, zu erlangen, und ein Teil der großen Wassermassen, die bei den starken Gewittern der Regenzeit unbenutzt in den Rivieren zum Meere strömen, können durch Stauwerke zu Bewässerungszwecken bis an das Ende der Trockenzeit gehalten werden.

Das ganze große, innere Steppengebiet bietet mit vielen Wasserstellen ein vorzügliches Weideland. Ohne Zutun der Farmer wächst während der Regenzeit unter dem Dornenbusch oder auf weiten freien Flächen gutes Gras in verschiedenen Sorten, das die nach Hunderttausenden zählenden Rinder- und Kleinviehherden der Eingeborenen und weißen Farmer vor dem Kriege ernährte. Die Viehzucht ist sehr einfach. Am Tage werden die draußen weidenden Herden von wenigen Eingeborenen oder garnicht bewacht, und abends kommen sie in die Kraale, von Dornbüschen gefertigte Einfriedigungen. Später wird man sicher auch hier, wie in allen wärmeren Viehzuchtländern, die Weidegebiete mit Draht oder vielleicht Kaktuseinzäunungen umgeben und die Tiere Tag und Nacht ohne Bedeckung darauf lassen. Dann braucht nur jeden zweiten Tag einmal revidiert zu werden, die Zahl der Arbeiter wird also geringer. Für den Winter, die Trockenzeit hier, sorgt niemand vor. Wenn das grüne Gras auf der einen Stelle der Farm abgeweidet ist, steht das Heu schon trocken auf all den anderen Teilen und wird nun von Mai bis Oktober, November fast ebenso gern von dem Vieh abgegrast. —

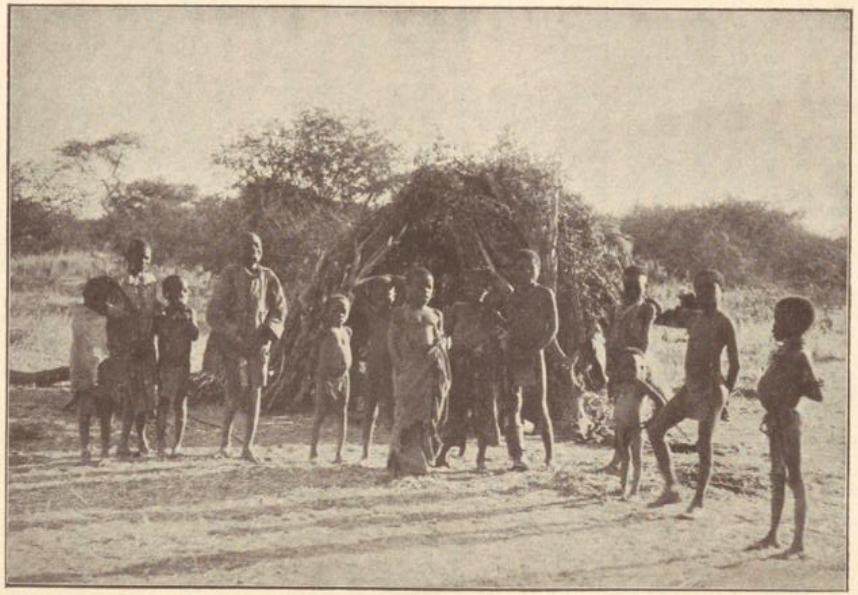
Der Boden wird so natürlich noch lange nicht voll ausgenutzt; es wird ja nur genommen, was er freiwillig gibt. An den reicheren Wasserstellen wird das mit kleineren Land-

stückchen allmählich anders werden. Das Wasser, von dem ich vorhin schon sagte, daß es durch Arbeit verfügbar wäre, wird mit der Zeit dazu angewandt werden, an diesen im Verhältnis zur Größe des Landes allerdings nur kleinen Stellen auf Rieselwiesen doppelte und dreifache Erträge an Heu zu erzielen, neu angebaute Futtermittel an geeigneten Stellen zu bewässern und so im Verein mit der Kunst europäischer Landwirtschaft den Boden in Stand zu setzen, eine um vieles größere Zahl als die bis jetzt auf den bewohnten Ländern gehaltenen Viehes zu ernähren.

Durch Anbau der kürzlich erst in Amerika gezogenen stachellosen Kakteen werden sogar wasserarme Länderstrecken mehr Vieh ernähren können, als jetzt schlechte Weidegebiete. Die Kaktee gedeiht auf dürftigstem Boden mit geringster Feuchtigkeit. Die schnell wachsenden Blätter sind dick, saftig und frisch wie getrocknet als Viehfutter zu verwerten. Die Früchte sind wie die des Feigenkaktus für Menschen genießbar und wohlschmeckend.

Bei einem Wohnhaus, einigen Pontoks für die Arbeiter und Dornenkraalen wird es dann natürlich auf einer solchen Viehzuchtfarm nicht bleiben; aber jetzt sind noch so große fruchtbare Länderstrecken unbewohnt, die Kaufs- und Pachtbedingungen sind so günstig, daß noch viele Deutsche in der jetzigen, paradiesischen Einfachheit wohlhabend werden und sorgenfrei leben können. Außer Rindern, Schafen und Ziegen werden auch Hühner, Strauße, Kamele und Pferde gezogen. Die Straußenzucht ist in diesem warmen Lande sehr vielversprechend wie wohl jede Geflügelzucht. Mit Pferden ist die Sache kritischer, weil noch kein Mittel gegen die „Sterbe“ erfunden ist, die Ihr ja aus meinen Briefen kennt. Als Absatzgebiet kommt bei Schlacht-, Zug- und Reittieren erst die eigene Kolonie in Betracht, (Regierung, Handel, Minen, Bahnunternehmen usw.), dann die Kapkolonie.

Mancher Farmer hat schon angefangen in geringem Maße Ackerbau zu treiben. Unsere europäischen Feld- und Gartenfrüchte gedeihen ebenso gut als viele subtropischen Nutzpflanzen und Bäume. Aber hierbei geht das Paradies in die Brüche. Es ist nicht einmal möglich auf europäische Art den Boden zu bestellen, weil in der Trockenzeit fast kein Regen fällt. Alles muß dann künstlich durch Rieselung bewässert



Bergdamara.

werden und dieses gestaltet jeden Ackerbau sehr viel mühevoller als in Deutschland, schließt sogar noch auf Jahrzehnte jede größere Ausdehnung aus. Nur im Norden werden in der Regenzeit ohne künstliche Bewässerung gute Ernten erzielt. Getreide wird Süd-West wohl nicht exportieren; aber fleißige Landwirte werden es bald so weit bringen, wenigstens das Land selbst mit der notwendigen Brotfrucht, Kartoffeln usw. zu versorgen. Bei den ausnehmend guten Preisen hierfür macht sich die große Mühe schnell bezahlt und bringt, wie mir verschiedentlich an Beispielen erklärt wurde, sehr viel mehr Geld, als einfache Viehzucht.

Tabakbau ist lohnend und in der Regenzeit im Norden ohne Bewässerung möglich; die Pflanze braucht aber gute Pflege und in der Trockenzeit regelmäßiges Wasser. Auf einer Farm in der Nähe von Grootfontein zeigte mir ein Farmer, früherer Feldwebel der Schutztruppe, seine Plantage und sagte mir, daß er von jeder Pflanze jährlich drei Mal, vor dem Kriege, geerntet habe, und daß ihm dieser Tabak von einer einzelnen Pflanze, etwa ein Pfund, an die Farmer und Eingeborenen verkauft, über zwei Mark brächte. Auf einem Hektar stehen ungefähr 10 000 Pflanzen. Rechnet Euch da nun einmal den kolossalen Reinertrag einer Pflanzung von etwa acht Hektar aus. Jetzt nach dem Kriege, wo der Schwarze nicht mehr so zahlreich und kapitalkräftig im Lande ist, wird die Einnahme vielleicht nicht so hoch sein. Aber Tabak ist für den Eingeborenen fast noch unentbehrlicher wie Rum, und so glaube ich, daß sein Wert bald wieder steigt vor allem, wenn es den Tabaksfarmern gelingt, nicht nur Schnittabak sondern auch Plattentabak herzustellen, das Zeug welches wir alle Sonnabend als tropensicherstes Rauchmittel bekommen und das auch die Schwarzen mehr als anderes schätzen. —

Ich habe verschiedentlich in der Steppe am Hange des Waterberges und auch an anderen Stellen wildwachsende Bäume, Büsche und Schlingpflanzen gefunden, die Kapseln mit richtigen, wie Seide glänzenden Baumwollfäden trugen, leider hörte ich, daß die Faser nicht lang genug zum Spinnen ist, sie läßt sich nur zum Stopfen von Kissen usw. merwenden. Aber das Vorkommen dieser Pflanze zeigt uns doch, daß Baumwollbau hier in Süd-West möglich ist, und ich denke, daß das Überschwemmungsgebiet des Okawango und Kunene

im Norden unserer Kolonie einst ähnlich gute Baumwolle liefern wird wie jetzt das gesegnete Niltal.

Ebenso wird dort Reis gut gedeihen, ein Erzeugnis, das für die schwarze halbkultivierte Bevölkerung Afrikas fast unentbehrlich geworden ist. Wie für Waffen, Tabak, Zündhölzchen, Spirituosen und Bekleidungsstücke, zahlen sie auch für dieses Nahrungsmittel hohe Preise.

Der Norden unserer Kolonie, das Amboland, eignet sich in vielen Teilen mehr zu ausgedehnterem Ackerbau, als Mitte und Süden; aber vorläufig setzen die Ovambo weißer Einwanderung zu viele Schwierigkeiten entgegen. Außerdem ist dieses der einzige Teil des Schutzgebietes, der „Malaria" und das böse „Schwarz-Wasser-Fieber" häufiger aufkommen läßt.

Im ganzen hatte ich damals den Eindruck, als ob Ackerbau nie eine Hauptlebensquelle für Süd-West werden könne. Nachdem ich aber das gepriesene Weizenland Argentinien gesehen habe, ist diese meine Meinung zu Gunsten des Ackerbaues sehr unsicher geworden. —

Argentinien hat ein dem Süd-West-Afrikanischen sehr ähnliches Klima. Große Hitze am Tage wechselt mit kühlen Nächten; in den südlichen Teilen gibt es zuweilen schon Schnee, in den nördlichen ist es fast tropisch. Mir fiel besonders ein Teil in der Mitte des Landes auf; die Ländereien zwischen Bahia, Blanka, Sierra La Ventana und Tornquist.

Trostlos ist die Campanua mit ihrem spärlichen Graswuchs, ohne Baum und Strauch, fast wie der Übergang von der Namib in das Steppengebiet. Die Gebirge liegen nackt, fast ohne Vegetation. An den Bergbächen wächst an vielen Stellen kaum etwas andres wie Gras, während in Afrika, zum Beispiel am Waterberg, überall wo das Wasser zutage tritt, üppigster Pflanzen und Baumwuchs das ganze Jahr prächtig gedeiht.

Und in diesen, gegen Südwest so traurig blickenden Fluren, sieht man ganz unvermittelt, große Weizen-, Mais- oder Haferfelder, die keine Düngung kennen.

Sollte unsere Kolonie da nicht wenigstens an einigen Plätzen Ähnliches leisten können? Allerdings hat Argentinien in der Trockenzeit größere Regenmengen. Seine ganze Lage zu den Meeren, zu dem Atlantischen Ozean vor allem, der an der Ostküste einen warmen und einen kalten Strom wasserverdunstend aneinander vorüber und ineinander fließen läßt; das sehr all-

mähliche Steigen des Landes nach Westen hin, der schattige Gran Chaco (Urwald) im Norden, alles begünstigt das Eindringen der Regenwinde und das Halten der Feuchtigkeit im Boden.

Deutsch-Süd-Wests Waldungen bestehen zum größten Teil aus ein bis vier Meter hohen Akazien, Dornbüschen, die mit ganz feinen, spärlichen Fiederblättchen dem Boden nur wenig Schutz vor der sengenden Sonne geben. Da kann sich natürlich keine Feuchtigkeit von dem oft wirklich reichlichen Regen im Boden halten. Die Luft kann auf solch einem, in seinen oberen Erdschichten ausgedörrten Hochplateau keine Feuchtigkeit in der Trockenheit sammeln, die dann den Pflanzen auf offenen Feldern wieder als Tau zugute kommt. — Jeder kennt den Wert schattiger Wälder; wie wird dafür bei uns in Deutschland und in vielen andern Ländern von der Regierung gesorgt. — Zuviel Wald und Schatten gibt große Nässe, Sumpf und damit Krankheit.

(Tropische Urwaldgebiete, Küste von Kamerun Deutsch-Ostafrika, Togo usw.)

Aber in Südwest brauchen wir uns vor einem Zuviel noch nicht zu fürchten, darum werden schon seit mehreren Jahren Versuche mit Koniferenanpflanzungen gemacht. Ich habe in Okahandja einen solchen Saatkamp und Pflanzgarten gesehen und muß sagen, daß alle die verschiedenen kleinen Pflänzchen recht gut unter der Pflege eines Landwehrmannes gedeihen. Zur Anpflanzung werden sich wohl nicht alle Arte eignen, und es wird noch manche Schwierigkeit eintreten, die jetzt noch nicht vorauszusehen ist. Aber es wird doch gelingen eine passende Sorte herauszufinden, die in Südwestafrika in größeren Wäldern mehr Schatten, Feuchtigkeit und was auch eine sehr brennende Frage ist, hinreichend Nutzholz geben wird. Der Dornbusch ist größtenteils krumm, zu dünn und kurz; nur an den Flußläufen und Wasserstellen wachsen wild brauchbare Holzarten, die aber lange nicht den Bedarf an Baumaterial decken. Wenn schließlich ausländische Holzarten ohne genügende Pflege nicht gedeihen wollen, gelingt es vielleicht, eine der geeigneten afrikanischen Bäume anzupflanzen und in höhere Kultur zu bringen.

Auch der Landwirt könnte mit viel weniger Mühe und Risiko inländische als europäische Früchte ziehen.

Herr Hauptmann Freiherr von Welch stellte mit Betschuanenkorn Versuche im Hereroland an. Es gedieh auf leichtestem Boden, wenn in gewisser Tiefe eine feste Schicht vorhanden war und gebrauchte nur einmal Regen nach der Aussaat und einmal nach dem Aufgehen der Keimblätter.

Die überall vorkommenden Unkis, die Hauptnahrung der Eingebornen, wilde Melonen, Rotbeeren, Wasserwurzeln, alles Früchte, die in regenarmen Landstrichen überall wild wachsen, sind sicher ohne Berieselung anbaufähig und zur Volksernährung wohl zu gebrauchen.

Die große Ausführung all dieses liegt nun in nächster Zukunft; aber ein Zweig der Landwirtschaft bringt schon jetzt Gewinn, und das ist der Gartenbau. Ich schrieb Euch ja schon, wie gut fast alle europäischen Gemüse und Früchte in unserm Garten am Waterberg gedeihen. Seitdem habe ich sehr viel reichere Pflanzungen an ganz verschiedenen Stellen gesehen. Die älteste und einträglichste von allen ist wohl Klein-Windhuk. Dreißig Minuten zu Pferde liegt es von der Hauptstadt des Landes entfernt. Es besteht aus lauter Kleinsiedelungen, die, in einem Felsental liegend, fast sämtlich mit Wein bestanden sind. Die Trauben werden gekeltert und geben einen, allerdings nicht leichten, aber wirklich guten Weißwein, der schon bis über die Grenzen unserer Kolonie hinaus gekannt und geschätzt wird. Leider ist die produzierte Menge noch viel zu gering, nur ein ganz kleiner Teil des Angeforderten kann erst geliefert werden. Wie lange wird es aber dauern, dann erstehen hier am Waterberg oder an vielen andern Gebirgswänden gleiche Anlagen wie in Klein-Windhuk? Genau so war es einst in Argentinien. Der Wein war dort teuer, die Nachfrage groß, und so entstanden in der Mitte des Landes all diese großen Weinanlagen und Keltereien, die jetzt ihren Überschuß als billigen, italienischen Wein in alle Welt, sogar nach Italien versenden. Das ist ein größtenteils minderwertiger Rotwein, und wir können, wie Klein-Windhuk es zeigt, recht guten Weißwein bauen, der sicher mehr bringt und ebenso guten Verkauf findet.

Wie bei uns in Waterberg werden auch hier Kartoffeln und alle deutschen Gemüse, außerdem Pfirsiche, Pflaumen, Bananen und vieles mehr mit großem Erfolg gebaut. Der Absatz ist gut, weil ja die alten, schon durch die Tropen von Europa gekommenen Blechkonserven sehr teuer und die frischen von

Kapstadt und Las Palmas importierten kaum zu erschwingen sind. Alles Land eignet sich aber lange nicht zum Gartenbau. Man findet jedoch an jeder Wasserstelle, wenigstens im Hererolande, mehrere Morgen, die man dazu benutzen kann, und ich glaube, daß sich auch gute Farmen mit sehr großen Gartenflächen nie vor Überproduktion zu fürchten brauchen. Das durch Bergwerk, Pflug und Handel in das Land kommende Leben wird viel von der Frucht in rohem Zustande abnehmen. Bahnen sind dazu notwendig.

Durch die jetzt in Amerika gezogene stachellose Kaktee werden neue hoffnungsvolle Aussichten eröffnet.

Die Pflanze gedeiht auf dem trockensten Sandboden. Sie ist leicht anpflanzbar und trägt nach schnellem Wachstum wohlschmeckende Früchte. Die dicken, saftigen Blätter haben großen Nährwert und geben frisch und getrocknet ein gutes Viehfutter.

Auf dem Hochland von Mexiko, das klimatisch und bildlich Ähnlichkeit mit manchen Partien Süd-Wests hat, sieht man ausgedehnte Magueienpflanzungen. Ich glaube, daß auch diese Agaven hier gedeihen werden.

Neulich hörte ich von einem Herrn, der Nordafrika und die großen Dattelpalmenplantagen kennt, daß sich das Klima der Namib zum Dattelbau eignen müßte, und daß im feuchten Swakoptale ein Versuch damit gemacht werden sollte.

So gibt es viele intelligente, unternehmungslustige Menschen, die hunderte von neuen Einfällen oder festen Plänen für den Garten- und Ackerbau haben. Und wenn sie mit Geld, Ausdauer und Energie an die Ausführung gehen, werden sie vieles erreichen; sagte mir doch ein Burenfarmer in der Nähe von Grootfontein stolz: Ich habe meine Farm „Uitkomst“ (Auskommen) genannt, nicht nur, weil ich mit meiner Familie ein gutes Auskommen habe, nein, ich komme aus, ohne ein Genußmittel kaufen zu müssen; vom Kakao und der Vanille, vom Kaffee und Tabak baue ich alles selbst bis zum Brotkorn. — Das schien mir etwas zuviel gesagt, aber im Garten habe ich, trotz der bewegten Kriegszeit, fast all das gefunden. — So hoffe ich mit gutem Recht, daß nicht nur Viehzucht und Bergbau, sondern auch Acker-, Wald- und Gartenbau, die Grundbedingungen für die Wohlfahrt eines jeden Landes, in vielen Teilen Süd-Wests geeignete Verhältnisse finden werden.

Aber auch andere Güter hat Süd-Westafrika, metallische und steinerne Schätze des Bodens, die bis jetzt jedem Lande, in dem sie entdeckt wurden, das allgemeine Interesse europäischer Völker in kurzer Zeit weckten. Wie schnell waren unsere lieben Vettern, die Engländer, plötzlich dort unten in unserer „Streusandbüchse", als sie hörten und sahen, daß an vielen Stellen reiche Kupferadern einen Gewinn von Millionen versprachen.

Der Deutsche schnüffelte draußen in fremden, nichtdeutschen Ländern herum, wo er sein Geld gut anlegen könne. Was könnte auch wohl in unsern Kolonien gutes sein? Wir gehen lieber ins Ausland, denn wir wissen ja, daß wir immer zu spät gekommen sind und die Engländer schon das beste der Erde für sich in Besitz genommen haben.

So ließ das deutsche Volk genau wieder in derselben Dummheit, die es eben als in früheren Zeiten gemacht, einsah, den Sperling fast aus der Hand fliegen.

Was uns einsichtige, deutsche Männer von kolonialem Besitz gerade rechtzeitig gesichert hatten, das lag bis jetzt, von dem größten Teil unseres Volkes kaum gekannt, in der Ecke.

Nur die Regierung und wenig private Menschen interessierten sich dafür und sorgten, daß Süd-West nicht ganz im Stich gelassen wurde.

So konnte es kommen, daß das bis jetzt einzige große Kupferminenunternehmen, die Otaviminengesellschaft, South-West-Afrikan Company wie manches andere Unternehmen nicht genügend pekuniäre Beteiligung im Vaterlande fand, und daß ein großer Teil des Betriebskapitals von Engländern gezeichnet wurde. Die ganze Sache ist ein aussichtsvolles Unternehmen. Fruchtbare Länderstrecken sind im Norden des Hererolandes für billiges Geld angekauft worden. Die darinliegenden Kupferminen, die an vielen Stellen schon offen sind, bringen so reichen Ertrag, daß die Gesellschaft eine Bahn bis in jene, von Swakopmund, dem nächsten schiffbaren Hafen, so fernen Ländern gebaut hat, eine Bahn, wie sie an Länge unser deutscher Staat noch in keiner Kolonie geschaffen hat.

Kupfer ist aber auch ein Metall, das mit den Jahren immer mehr gesucht werden wird; es ist bis jetzt noch nicht gelungen, irgendeine Legierung herzustellen, die es in der Elektrotechnik ersetzen könnte. Ihr könnt Euch denken, wie hoch es im Werte

steht, da wir doch mit jedem Jahr mehr Elektrizität in unsere Dienste stellen. Gold können wir entbehren, Kupfer nicht!

Außerdem erhalten die Ländereien durch die Bahn als Farmen einen immer mehr steigenden Wert, so daß alles in allem ein großer Reinertrag zu erwarten ist.

Der Krieg hat unser Volk aus dem Schlafe gerüttelt. Nachdem erst ein furchtbares Lamento über die unerwarteten Ereignisse hier unten mit der Beendigung des Feldzuges aufgehört hatte; strömen jetzt viel deutsches Kapital und viele deutsche unternehmungslustige Menschen in diese Kolonie, um hier, wo Arbeit, Geist und Energie noch doppelt gilt, Reichtum zu erwerben. Die einen schürfen weiter nach Kupfer und haben es schon an vielen Stellen gefunden, andere entdeckten den berühmten südafrikanischen „Blue-Ground" mit Diamanten darin und gründeten eine Gesellschaft, die Fundstellen auszubeuten. Die Wüste, die öde Namib, gibt durch die letzten Diamantenfunde reichen Gewinn. Eisen, Steinkohle, Marmor, Sandstein und sogar Gold ist zu heben. Wieder andre, denen die Erfahrungen und das Geld fehlen, dem Boden diese Schätze abzugewinnen oder Farmen anzulegen verwerten ihre Kenntnisse als Bahn- und Postbeamte, auch werden viele Kellner, oder sie gehen ihrem Handwerk nach, das hier für den Fleißigen wirklich goldenen Boden hat. Das Leben ist ja viel teurer als in Deutschland, weil fast alles erst aus der Heimat importiert werden muß, aber das Verdiente ist im Prozentsatz noch höher. Und wenn das Geld selbst in Süd-West selbst durch diese Verhältnisse nicht ganz so hoch wertet wie in Europa, so ist das doch gerade für die Menschen angenehm, die später zurückgehen wollen. Sie verdienen in einem Lande, in dem man in derselben Zeit mehr zurücklegen kann, und geben es später in Deutschland aus, wo es doppelt so viel gilt und sie also bei demselben Leben nicht halb so viel als in Afrika gebrauchen.

Auch ein weniger schöner Schluß läßt sich daraus ziehen. Wer hier gleich ein größeres Unternehmen anfangen will, muß über ein großes Anfangseinrichtungskapital verfügen. Ein Farmer kann unter zwanzig- bis dreißigtausend Mark schlecht anfangen, weil er ein volles Jahr mindestens noch einmal hier in die Lehre gehen muß und das Leben in der ersten Zeit, wie die ersten Anschaffungen teuer sind. Wenn die Farm nach ein bis zwei Jahren in Betrieb ist, lebt man schon von dem

eigenen Kleinviehbestand, dem Garten und von der Jagd. Man ist über den Berg, und nach kurzer Zeit geht der Wohlstand merkbar höher.

In Süd-West habe ich aber manchen Händler und Farmer kennengelernt und von vielen gehört, die ohne einen Pfennig Geld hinübergegangen sind und es dennoch zum Teil zu großem Reichtum gebracht haben.

Jeder bekommt das natürlich nicht fertig. Schneid, Fleiß, Ausdauer und auch Klugheit, ohne die geht es nicht. —

Der Deutsche ist im allgemeinen noch Kleinweltbürger; er graust sich vor der Weite, und jemand, der hinausgeht, tut das auch heute nach der Meinung vieler angesehener und kluger Menschen nur, weil er in Deutschland nicht gutgetan hat. Aber es gibt in allen Gesellschaftsklassen und Volksschichten doch Menschen, die den Trieb nach außen, in die große Welt zum Nutzen des Vaterlandes fühlen, die mit Mut und frischer Kraft den beengenden Ring um unser deutsches Reich zersprengen helfen.

Für junge Mädchen und Frauen war es bisher ein schweres und gewagtes Unternehmen, in unsere Kolonien zu gehen. Ohne irgendwelche Beziehungen zu dort lebenden Frauen war es kaum möglich.

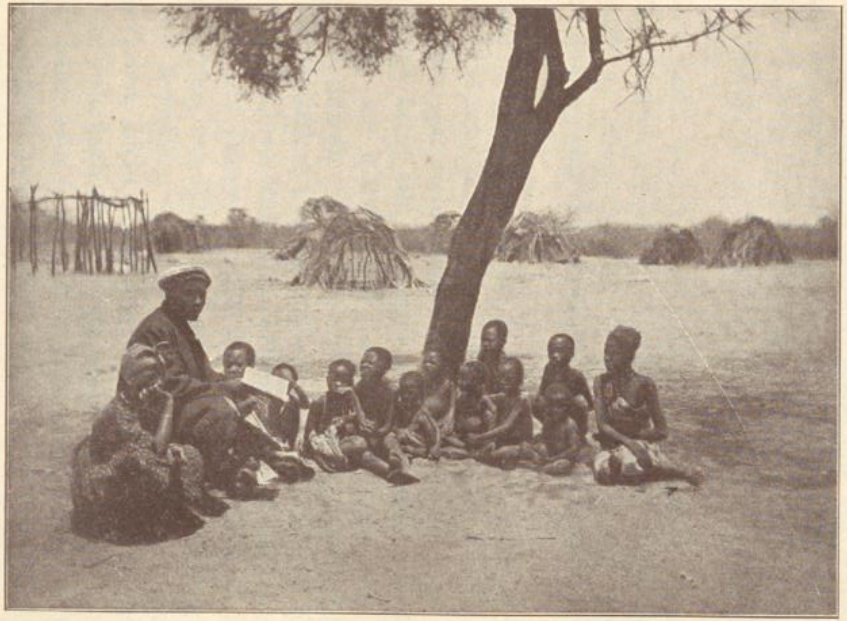
Der deutschkoloniale Frauenverein macht es jetzt vielen tüchtigen Mädchen möglich hinauszuwandern. Sie kommen drüben in geregelte Verhältnisse und sind meistens bald verheiratet.

Deutsche Frauen fehlen uns ja sehr. Sie sind's doch, die dem Mann ein arbeitsreiches Leben erleichtern können. Sie hüten in der Wildnis edles Seelenleben. Sie wahren deutsche Art, erhalten und verpflanzen deutsches Blut in afrikanischen Landen.

Die Kolonialschulen in Witzenhausen sind für jeden, der hinausgeht, sei es Mädchen oder Jüngling, sehr zu empfehlen.

Für die jungen Männer, die nicht selbst die Mittel haben, in unsere Kolonie zu gehen, gibt es einen sehr einfachen und sichern Weg. Sie melden sich zu irgendeiner Schutztruppe*), verpflichten sich je nach der Kolonie auf Kamerun und Deutsch-ostafrika zwei Jahre oder Deutsch-Südwestafrika dreieinhalb

*) Kamerun und Ostafrika nur Unteroffiziere.



Die unter unserem Schutz angesiedelte Werft.

Zachaeus (von Okombahe) unterrichtet die Kinder.

Jahre. — Bei ihrem Dienst haben sie Gelegenheit, das Land gründlich kennen zu lernen; und wenn es ihnen nicht gefällt, können sie nach erfüllter Dienstpflicht kostenlos in die Heimat zurückkehren.

Das ist aber im Frieden selten der Fall: Entweder kapitulieren sie auf dieselbe Zeit weiter, oder sie fangen, oft zu zweien mit dem ersparten Gelde irgendein Handwerk oder Geschäft an. Von den tausend Mark, die ein einfacher Reiter pro Jahr bekommt, können sie in zwei Kapitulationen, 7 Jahren (ein Jahr Urlaub mit Löhnung), ein gutes Stück Geld zurücklegen. Außerdem bekommen sie das Geld für die Rückreise ausgezahlt.

Wer unten als Reiter gedient hat, versteht aber die Vorteile des Landes auszunutzen und meistens auch sparsam zu wirtschaften. Klein fangen sie an und mit der Zeit werden manche davon reiche Menschen*), wie ich es Euch schon vorhin erzählte.

Aber es sind auch reiche Menschen, die nicht die Gabe für dieses zuerst sehr schwere Leben hatten, nach kurzer Zeit ohne Geld wieder aus dem Lande gegangen. Ich kann in diesen Zeilen lange nicht alle Vor- und Nachteile dieser Kolonie schildern. Aber ich glaube, Ihr werdet mir nach dem Gesagten rechtgeben, daß sie etwas wert ist. Würden sonst wohl Farmer, die durch besondere Unglücksfälle, Krieg, Rinderpest und wieder Krieg dreimal ihren Reichtum verloren, immer wieder von neuem anfangen? Es stimmt ja, das wundervolle, freie Leben in der weiten Steppe, das hält einen sehr in dem eigenartigen Lande. Aber nur deswegen würden doch wohl so viele Farmer, die alles verloren, nicht dableiben und mit ihnen die vielen Soldaten, die sich nach dem Kriege ansiedeln wollen!

Wie kann man überhaupt während eines kurzen Menschenalters in einem Lande, in dem nichts zu holen ist, dreimal ein großes Vermögen verlieren, wenn man vorher nichts hatte und in der Zwischenzeit nichts geschenkt bekam?

Süd-West wird uns noch viel bringen, nicht nur den Men-

---

*) Anmerk. des Verfassers: Die Verhältnisse sind jetzt schwieriger geworden. Es gehört ein ganzer Mann und Glück dazu, ohne Hilfsmittel, nur mit dem Ersparten etwas Gutes zu erreichen.

Erst allmählig werden sich die durch plötzliche, überstarke Einwanderung verschlechterten Verhältnisse wieder heben.

schen, die dorthin auswandern, sondern fast ebensoviel denen, die unserem Vaterlande weiter für sich und das Allgemeinwohl arbeiten.

Man hört doch oft in Deutschland Klagen über ein „Zuviel" der durch unsere Industrie angefertigten Sachen und Gegenstände. Wir, Deutschland, haben nicht genügend Absatzgebiete, all das, was fleißige Hände schaffen, auch wirklich für gute Preise zu verkaufen. Die Folge ist, daß der Überschüssige, trotzdem es gut gemacht ist, billiger weggehen muß als gut ist. Wiederum davon ist eine Folge, daß die Fabriken und Unternehmungen nicht genügende Einnahmen haben, und deswegen auch den Arbeitern nicht die Lohnerhöhungen geben können, die bei dem Steigen der Lebensmittelpreise und Steuern erforderlich wären. Indirekt leiden auch kleine Arbeiter, Landwirte, und wenn man das weiter ausführt, kommt man zu der Erkenntnis, daß dieses Fehlen von guten Absatzgebieten ganz Deutschland zwar noch nicht in allen Fasern schwächt, aber es doch schon daran hindert, sich so auszudehnen, wie es das tun könnte. Wie soll das nun werden, wenn wir als fleißiges Volk, das sich jedes Jahr um Tausende vermehrt, wenn dann gar viele Arbeiter nicht in der Industrie beschäftigt werden können?

Unsere Landwirtschaft würde in den ersten Jahrzehnten gerne viel Arbeitskraft abnehmen. Aber man muß auch hierbei an spätere Zeiten denken.

Die Handelsverträge? Ja, die geht ein jedes andere Land nur dann ein, wenn es selbst etwas sehr nötig haben oder verkaufen muß. Überall steigt die Industrie und so wie ein Land, zum Beispiel die Vereinigten Staaten oder Mexiko, selbst einigermaßen genügend produziert, dann werden den ausländischen Waren (auch unsern) hohe Einfuhrzölle in den Weg gelegt, um die im Lande gefertigten Gegenstände höher im Wert zu bringen. Die ausländischen, unsere Waren werden durch den Zoll so teuer, daß die einheimischen viel billiger sind und deshalb lieber genommen werden; oder der ausländische Fabrikant (wir sagen ein Deutscher), muß sie, um den hohen Zoll auszugleichen, für so viel weniger Geld liefern, daß er dabei wieder nicht auf die Kosten kommt und es lieber läßt, in solch ein Land zu exportieren.

Der Gefahr, daß unsern Industrieprodukten die Grenzen

durch Zölle oder Feindseligkeiten verschlossen werden, sind wir bei jedem nichtdeutschen Lande ausgesetzt.

Ihr seht aber an dem europäischen England, wie ein an sich kleines Reich durch seine großen Kolonien reich geworden ist und heute auch uns, seinen letzten Rivalen im Kampfe um die Weltherrschaft, in Politik und Handel, niederzudrängen versucht.

Laßt uns nun endlich daran einmal klug werden und unseren Kolonien mehr tätiges Interesse zeigen, daß sie uns Absatz- und Bezugsgebiete werden, die keine fremde Regierung deutschen Interessen schließen kann, daß sie die Stützpunkte werden, in denen deutsche Waren zuerst festen Fuß fassen, um dann von hier ihren Weg in die Nachbarländer zu nehmen.

Wir wissen, wofür wir in Süd-Westafrika kämpften, wissen, daß wir dem Vaterlande durch unser Blut nicht allein die Ehre verteidigten, sondern daß wir ihm auch ein lohnendes Wirkungsfeld für all seine volle, überschüssige Kraft, für deutschen Unternehmungsgeist erhielten, und dadurch ein gut Teil für die freie Weiterentwicklung unseres deutschen Reiches Kraft und Herrlichkeit beitrugen.

II. Teil.

Viele Menschen sagen nun: Ja, wie kommen wir denn dazu, den Schwarzen ihre Länder abzunehmen? Wir haben doch gar kein Recht dazu!

Vorausschicken will ich, daß die Herero vor ungefähr hundertzwanzig Jahren selbst erst das Land andern Negerstämmen abgenommen haben. Und nun seht Euch einmal an, wie weiße Völker in der Jetztzeit ein Land, das Schwarzen gehört, besiedeln. Als erster kommt vielleicht ein Missionar. Er tut den Leuten viel Gutes, zeigt ihnen, wie sie dies und das im täglichen Leben praktischer und besser machen können und lehrt sie neben Religiösem, auch die Erfindungen oder Produkte der Zivilisation schätzen. — Den Vorzug der neuen Religion begreift der Neger nicht so schnell. Er hängt an seiner alten und sieht keinen materiellen Nutzen am Christentum. Aber er sieht wohl, daß der Missionar, der aus einem weiten, wunderbaren Lande kommt, viele praktische, nützliche Sachen hat; das Streichholz, mit dem man so schnell ein wärmendes Feuer schafft, die blitzende Axt, der kein Baumstamm, sei er noch so dick, widersteht und außer vielen andern eigenartigen Gegenständen, endlich das Schießgewehr. Wie sonderbar ist doch das Ding und welch große Macht hat der weiße Mann dadurch! Er geht auf die Jagd und der Schwarze sieht staunend den Donner und Blitz! Weit entfernt war das Hartebest, keinen Pfeil, keine Lanze sah man fliegen und dennoch fällt es tot zur Erde. Kein Geschoß sehen sie an dem Tier, nur ein kleines Loch, das mittendurch den großen Körper geht. Da ist der Blitz und der Zauber des weißen Mannes hindurchgefahren. — Ob das wohl die Kraft der neuen Lehre ist, kann nur der Christ solches vollbringen? Mit der Zeit kommen einige Schlaue dahinter, daß dem nicht so ist.

Eine wunderbare Erfindung der hohen Kultur seines fremden Landes ist nur das Feuergewehr, und jeder mutige Schwarze kann es nach einiger Übung benutzen.

Oh! wenn wir es doch hätten! — Nur den Finger brauchen wir zu krümmen und alles Wild, wer weiß wieviel, gehörte uns.

Wehe den Nachbarn dann! Jetzt nehmen sie unser Vieh, jetzt mißhandeln sie uns, und wir dürfen nichts dazu sagen; aber sie sollten unsere Rache fühlen! Mit Blitz und Donner streckten wir ihre hündischen Krieger nieder! Die hochmütigsten, die uns jetzt so stolz begegnen, müßten als elende Sklaven unsern Acker bestellen oder das Vieh hüten; ihre schönsten Mädchen würden uns als leibeigene Dienerinnen Feldkost suchen und unsere Hütten bauen.

Eine Jagd- und Forschungsgesellschaft zieht durch das Land. Es sind reiche Menschen, die für die Steppe, den Urwald großen Luxus entfalten. — Die Eingeborenen staunen; sie sind gewohnt, für jeden kleinen Dienst, den sie leisten, oder für jedes Geschenk, das sie sich untereinander machen, wieder Geschenke anzunehmen. Auch die Weißen lohnen ihre Dienste, und zwar außer mit Reis, auch mit schönem, buntem Schmuck für die Frauen und vielen andern komischen Sachen. Die Jagdgesellschaft tauscht sich für billigen Tand Lebensmittel und auch, vielleicht durch Zufall, wichtige Landesprodukte, wie Elfenbein usw. ein.

In der Heimat wird dann von dem Lande der Schwarzen erzählt, und da zieht es nach diesen Schilderungen den Kaufmann hinaus. Er kommt ins Land, führt handelnd vielleicht erst ein wildes Padleben; entschließt sich aber dann, in dem Dorf eines großen Häuptlings, der ihm viel dafür verspricht, sich anzusiedeln und einen richtigen „Store“ (Kleiner Wertheim Laden) aufzumachen. Das Geschäft blüht! All die Sachen, die sich der Schwarze so sehnlich wünscht, kann er jetzt im Tausch erlangen. Der Händler bekommt für ein Gewehr fast den zehn- und zwanzigfachen Wert in Ochsen gezahlt. Eine Flasche billiger Rum bringt ihm die schönsten Raubtierdecken ein, und beide Teile, Weiße wie Schwarze, sind äußerst mit allem zufrieden. Nur hier in Deutschland war man damit nicht einverstanden; da hieß es, die weißen Händler dürfen die armen, unwissenden Schwarzen nicht überteuern. Das müßte ja unzufriedenes Blut geben. Nun überlegt bitte einmal, was diese

für uns so wichtigen Gegenstände, für den Schwarzen für einen Wert haben! Das doppelte und dreifache hätten sie darum gegeben, und der Weiße konnte gar nicht schaffen, was verlangt wurde; und glaubt Ihr nicht, daß der Händler, der mit unzähligen Schwierigkeiten und einem harten Leben zu kämpfen hat, diese Mühen nicht auch bezahlt haben will? Außerdem habe ich noch nie einen Geschäftsmann gesehen, der niedrigere Preise nimmt als die, die er mit gutem Gewissen, als den Verhältnissen entsprechend, bekommen kann.

Das Feuergewehr hatte für den Schwarzen einen so immensen Wert, daß wir, wenn plötzlich Lebewesen von einem andern Gestirn des Weltalls kämen und uns ein Fahrzeug anböten, mit dem wir durch jene luftleeren, unermeßlichen Welträume segeln könnten, kaum mehr über diesen Besitz jubelten. Und was meint Ihr, würden wir dafür für Unsummen liebend gerne zahlen, auch wenn die Herstellung jenem fremden Lebewesen noch so wenig kostete?

Sicher, es sind auch häßliche Erpressungen vorgekommen. Aber bitte, sagt einmal, wo findet Ihr das nicht? Etwa in Europa unter uns?

Das sind überall Ausnahmen und diese wirkten auch in Süd-West nicht als nennenswerte Triebfeder zum Aufstand gegen die Weißen.

Aber Ihr habt gesehen, wie versessen die Neger auf viele wertvolle Industrieprodukte waren. Da wurde nun nicht immer mit Vieh und Fellen bezahlt, nein, die Weißen erwarben sich allmählich große Länderstrecken und trieben hier außer Handel auch Viehzucht wie die Eingebornen. So entwickelte sich das immer weiter. Der deutsche Private faßte rechtmäßig immer mehr Boden. Die Einwanderung nahm zu, trotzdem, wie mir versichert wurde, die schwarzen Häuptlinge manchmal ihre Macht ausnutzten und sich das Land drei- bis viermal hintereinander bezahlen ließen und auch sonst den Tyrannen zeigten.

Allmählich wurden sie übermütig, so daß die Ansiedler ihr Vaterland um Schutz auf ihrem eigenen Grund und Boden anrufen mußten. —

Nach außen, gegen an Zahl sehr viel stärkere Stämme, hatten aber auch die Schwarzen noch oft zu leiden, so daß sie einen Schutzvertrag, den die deutsche Regierung ihren Häuptlingen vorlegte, nach einiger Überlegung annahmen. Mit einer

kleinen, europäischen Schutztruppe, sollen wir die verschiedenen Stämme nach außen hin unterstützen und dafür das Recht haben, die Streitigkeiten zwischen Schwarz und Weiß zu schlichten. Außerdem durften Abgaben erhoben werden, durch die alle diese Einrichtungen, die im großen von Deutschland unterhalten wurden, pekuniär auch etwas von dem Schutzgebiet unterstützt werden sollten, das ja ihren direkten Nutzen genoß.

Die Schwarzen fühlten sich dabei zuerst vollkommen als Herren und sahen unbegreiflicherweise mit einer Art geringschätzendem Hochmut auf uns herab. Wie es unter ihnen selbst Sitte ist, den Nachbar mit größter Gerissenheit anzuschmieren, echt kaffersch gesagt, und so viel Nutzen wie möglich aus ihm zu ziehen, so glaubten sie das nun mit uns auch gemacht zu haben. „Das gelbe Ding!“ — „Otjirumbo“ nannten sie uns verächtlich und vergaßen ganz, wieviel Gutes sie durch uns gehabt hatten und noch hatten.

Nun hatten aber nicht alle Völkerstämme Schutzverträge mit der deutschen Regierung abgeschlossen. Wenn nun ein Stamm der unter unserm Schutze stand, von einem nicht verbündeten angegriffen wurde, hatten wir die Pflicht, ihm erst durch Unterhandlung und dann mit Waffengewalt zu helfen. Unsere Machtmittel waren erst sehr gering. Aber später gelang es in vielen Feldzügen durch deutsche Tüchtigkeit doch oft, solche Stämme zu unterwerfen. Für den Kampf mußten wir entschädigt sein und, wie es auch hier in Europa mode ist, daß man dem besiegten Volke Forderungen stellt, so machten wir es auch hier und gelangten so zu immer mehr wirklicher Herrschaft und auch zu Kronländern.

Die Stämme, die unter unserm Schutze standen, brachen aber auch zuweilen ihre Verträge und anstatt das friedlich auszugleichen, griffen sie, und dann natürlich auch wir zu den Waffen.

Durch eine weise Politik des Gouverneurs Leutwein waren wir, trotz der geringen Machtmitteln, Gott sei Dank, in Süd-West fast immer in der Lage, Sieger zu bleiben.

Da sahen die Schwarzen, wie wir immer größere Macht im Lande bekamen und, trotzdem ihnen das allmählich unbehaglich wurde, hatten sie doch nicht die moralische Kraft, uns kein Land weiter zu verkaufen. Die Tauschwaren und schließlich auch das Geld lockten zu sehr, sie konnten nicht widerstehen,

Dieses Minus an moralischer Kraft sich aber einzugestehen, dazu waren sie viel zu eingebildet und dummstolz. Ein unbestimmtes Gefühl gegen uns bildete sich in ihren Seelen, trotzdem wir sehr viel weniger unrechtliche Handlungen gegen sie als sie gegen uns begangen hatten. Und mit diesem schlimmen Gefühl war der Rassenhaß erwacht, der immer und überall, wo wir Weißen mit Farbigen, oder überhaupt verschiedenfarbige Völker, nennen wir sie Neger, Indianer oder Chinesen, zusammenkamen, war, und bis in die spätesten Zeiten, ewig kämpfend, fortdauern wird. *)

Und dieser Rassenhaß als Hauptkraft, verbunden mit dem ganz unklaren Gefühl: „Du kannst dich dem rechtmäßigen Vorwärtsschreiten der Weißen mit deinen geringen, geistigen und moralischen Kräften nicht ebenso gerecht widersetzen, trotzdem du siehst, wie es so schön zu machen wäre, indem du ihm kein Land und keine hohen Rechte weiterverkaufst", dieses waren die Triebfedern, die fast alle Schwarzen Stämme des ganzen südafrikanischen Kontinents allmählich den Entschluß

---

*) Wo sind z. B. die Ureinwohner Nordamerikas geblieben und wo die der Westindischen Inseln? Die herrschende Bevölkerung der Vereinigten Staaten war bis zu dem Ende der Bürgerkriege zum größten Teil weiß. Rot war fast besiegt.

Jetzt stehen im Süden der Staaten wieder Schwarz und Weiß gegenüber, außerdem im Westen Gelb und Weiß.

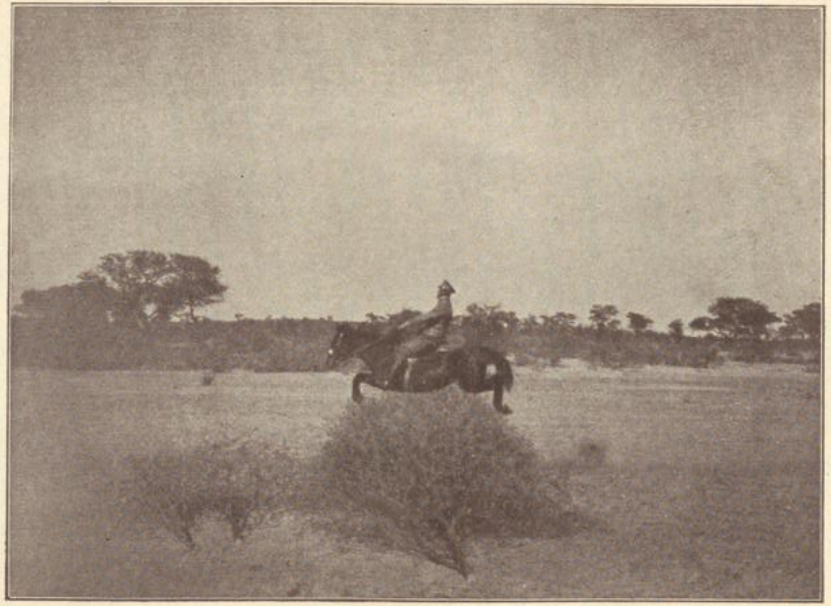
Daß Gelb eine schwere Gefahr bedeutet, hat man allgemein erkannt, und auch schon vergebens versucht, dagegen anzukämpfen. Aber im Süden ist man auch schon überzeugt, daß die immer zahlreicher werdenden freien Neger der weißen Herrschaft gefährlich werden.

Die westindische Ur-Bevölkerung ist vollständig durch Schwarz und Weiß vernichtet. Schwarz herrscht jetzt schon bei weitem vor.

In Mexiko wurden die einwandernden Weißen unterdrückt und Nachkommen der Ur-Bevölkerung, vermischt mit romanischem Blute, herrschen jetzt noch.

Die Ur-Bevölkerung der Kanarischen Inseln hat wieder den Weißen weichen müssen. Überall sieht man, daß sich zwei verschiedene Rassen nicht neben einander vertrugen, sondern daß sie sich bekämpften, bis die schwächere unterlag.

Wo das ausnahmsweise einmal nicht geschah, wo sich zwei Farben nach Kampf in Frieden mischten, entstand, wie z. B. in Argentinien, ein Geschlecht, zwar etwas höher als die Ur-Bevölkerung, aber doch lange nicht mit den Fähigkeiten der veredelnden europäischen Rasse (Spanier hier). Es ging also guter Stoff verloren, zum Nachteil des Landes; und später kamen dennoch reine Europäer, um über das Land zu herrschen.



Hindernisreiten: **Leutnant Kaufmann nimmt eine Dornenhürde.**

fassen ließen, alle Weißen zu ermorden, ihnen all die wertvollen Güter abzunehmen und Orlog bis zu ihrer völligen Vernichtung oder Vertreibung zu führen.

Alle anderen Gründe konnten nur als Anstoß wirken, nicht als treibende Kraft.

Daß dieses furchtbare Vorhaben nicht in seiner ganzen Größe zur Ausführung kam, lag erstens daran, daß unser Widerstand an manchen Stellen zu hartnäckig war, (Seht das, was ich von Namutoni, Amboland schrieb, Gefecht bei Uitkomst, Oberleutnant Volkmann und zweitens daran, daß die Schwarzen es noch nicht gewöhnt waren, zu so vielen Völkerstämmen gemeinsam zu handeln. Der Aufstand begann im deutschen, englischen und portugiesischen Gebiet kurz hintereinander statt zu gleicher Zeit, und das hat uns Weißen seine Bekämpfung sehr erleichtert; wenn sie auch in allen Teilen noch nicht völlig geglückt ist. (Morenga, Portugiesisch Amboland). Wir überschätzen diese schwarze Nation in vielen, aber in manchem unterschätzen wir sie noch mehr! So wie wir in diesem Kriege einen schwer niederzuringenden Gegner in ihr hatten, so werden durchaus nicht nur wir Deutschen, nein alle weißen Völker, die in Afrika kolonisieren, noch manchmal erkennen müssen, daß der Schwarze zwar ewig bereit ist, uns seine Länder und Rechte zu verkaufen, aber auch, daß er ebenso immer fähiger wird, uns danach wieder mit Erfolg auf die grausamste Art und Weise zu bekämpfen.

Wir können n e b e n dem Schwarzen nie in Ruhe existieren. Seine Haupteigenschaften: Erstens der Rassenhaß, verbunden mit dem Gefühl, das ich vorhin schon beschrieb, zweitens ein sehr stark ausgeprägter Hochmut, das unendlich stolze Gefühl: „Ich bin über die Weißen ja himmelhoch erhaben", oft bei ein und demselben Individuum verbunden mit elendster Bettelei uns gegenüber, die nicht einmal Häuptlinge als ihrer unwürdig verschmähen. Drittens ebenso große Dummheit in manchen Sachen als, ich muß es wohl Intelligenz nennen, an anderen Stellen, und schließlich die tief eingewurzelten, von den unseren gänzlich verschiedenen Ansichten über das tägliche Leben und vor allem über Herrschen und Beherrschtwerden; all das wird immer einem segensreichen Nebeneinander-Zusammenarbeiten von Schwarz und Weiß viel zu energisch entgegen wirken, als daß es auf die Dauer in dem nächsten Jahrhundert schon mög-

lich wäre. —

Einer von uns muß herrschen! Die Schwarzen haben jetzt eben versucht, die Herrschaft an sich zu reißen. Es ist ihnen nicht gelungen; wir siegten zu ihrem und unserem Segen; denn wie meint Ihr, daß schwarze Häuptlinge regieren? Hört und lest die Berichte von Afrikareisenden, oder denkt nur daran, wie furchtbar grausam sie gerade gegen uns Krieg führen! (Patrouille Bodenhausen und vieles andere). Sie sind ein Menschenschlag, der noch auf einer viel, viel tieferen Kulturstufe steht, dem viele von unseren höchsten und besten Eigenschaften wie Dankbarkeit, Edelmut und vielfach wohl auch die ideale Liebe fehlen.

Kultur kann sie nicht einmal in Hunderten von Jahren auch nur annähernd bis zu unserer Höhe erheben. Das habe ich bei den freien Negern der Vereinigten Staaten und der Westindischen Inseln gesehen. Durch die oft wer weiß wie nobel geschliffene Oberfläche sieht man noch genau dieselben schlechten Eigenschaften wie hier bei ihren rohen, afrikanischen Brüdern.

Der Schwarze erfaßt schnell das, was er im Kampfe gegen uns braucht; in dieser Beziehung nutzt er all unsere Einrichtungen und Erfindungen sehr bald aus. Er braucht dabei nicht selbst zu erfinden, sondern nur nehmen, was wir ihm vorbereiteten. Daß er dieses tut, haben wir gesehen, als uns die Herero mit unseren eigenen Waffen und mit einer, der unseren sehr ähnlichen Fechtweise bekämpften. Ihr große Zahl und vor allem der allgemeine Haß gegen uns Weiße wird sie so nach Jahrhunderten einmal befähigen, uns, die wir uns mit zunehmender Kultur lange nicht so vermehren, in schwere und große Völkerkriege zu verwickeln, deren Ausgang nicht vorauszusehen ist.

Wir helfen ihnen ja mit aller Macht dazu auf!

Denkt an die gelbe Gefahr! Was dort Zahl, die Überreste einer alten Kultur und Rassenhaß ausmachen, das sind hier ein noch schärferer Rassenhaß, eine noch viel größere Zahl (ganz Afrika, Westindien, Süden von Nord-Amerika usw.) und die große Macht des Islam und der äthiopischen Kirche. Auch die grausam und rücksichtslos regierenden Häuptlinge und Medizinmänner haben über ihre Völker große Gewalt. Zum großen Teil sind ja die meisten Untertanen, Leibeigene, die dem Häuptling oder ihren Herren jeden Dienst umsonst tun

müssen. Die Schwarzen, zu deren Gunsten wir die Sklaverei aufhoben, betreiben sie also blühend unter sich weiter, weil sich der einfache Neger wohl dabei fühlt, trotzdem er es lange nicht so gut hat, wie früher bei weißen Herren.

Der Islam braucht nur den heiligen Krieg zu proklamieren, und ganz Nordafrika bis zum Tsadsee, an der Ostküste sehr viel weiter südlich lodert in hellen Flammen gegen das Christentum, gegen den weißen, kolonisierenden Mann.

Das Christentum, das wir in Süd- und Mittelafrika weit verbreiten, ist von klugen Schwarzen zu einer neuen Religion umgewandelt worden. Die „Äthiopische Kirche" umfaßt schon Tausende von südafrikanischen Schwarzen und diese stehen in Verbindung mit den freien Sklaven der Vereinigten Staaten.

„Afrika den Schwarzen!" heißt hier der Hauptgedanke.

Laßt den Weißen doch tüchtig für uns arbeiten. Wissenschaft wollen wir haben, Eisenbahnen, Gewehre, und wenn dann endlich jener Zeitpunkt kommt, dann brechen wir plötzlich und unvorhergesehen wie in den letzten Aufständen gemeinsam los. Ganz Afrika soll aufstehen, alle Weißen sterben, oder sie fliehen aus dem Land, das dann dem schwarzen Mann, als von dem Gott der Schwarzen selbst geschenkt, auf immer gehören wird.

Wir wissen, wozu wir den Schwarzen aufhelfen! —

Sollen wir weiter für kommende Schreckenstage arbeiten?

Wenn sich der Schwarze auch äußerlich bildet, die Seele kommt so schnell lange nicht mit. Wenn sie uns besiegen, dann gibt es einen furchtbaren Rückschlag im ganzen Völkerleben.

Kann man es uns dann verdenken, daß wir, die wir in späteren Zeiten dadurch hart leiden müßten, jetzt, solange die Macht noch in unseren Händen ist, den Schwarzen, wenn er Anlaß dazu gibt, unterwerfen und ihn solange in festen, gerechten Banden unter uns arbeiten lassen, bis er nach Hunderten von Jahren fähig und würdig geworden ist, in Ruhe neben uns zu leben?

Ich glaube kaum! Und darum sage ich, haben wir da unten auch einen wichtigen Kampf für die Kultur und für die Interessen aller weißen Völker ausgefochten.

Kapitel XVII.

Owikokorero.

Alarm und Abmarsch.

Es kamen wieder Leute von einer kleinen Patrouille zurück. Sie hatten keinen Erfolg. —

Miunski und ich haben außer einem Stachelschwein und einem Schakal vor einigen Tagen den zweiten Leoparden gefangen.

Dort oben auf dem schmalen Fußpfad zur Waterbergschlucht hatten wir das Eisen gestellt. Der Leopard ist ein kapitaler Kerl; wir sind nur betrübt, daß wir ihn nie in freier Wildbahn, wenn wir dort nachts in einsamer Höhe saßen, getroffen haben. Es war fast mein höchster, jagdlicher Wunsch.

Vor etwa anderthalb Wochen haben wir einen neuen Offizier, Oberleutnant Nagel, in die Kompagnie bekommen, er machte schon China mit. Als ich etwas später zum Essen ins Kasino kam und von dem Leoparden erzählte, machte er den Vorschlag, die eine Keule für uns braten zu lassen. — Warum nicht? Was hatte uns hier nicht schon alles gemundet, und warum sollen wir dieses Wildbret nicht auch einmal Ulks halber probieren.

Am anderen Tage sah der Braten wirklich recht appetitlich aus. Nach und nach nahm auch jeder davon und verzehrte es schweigend. Der Oberleutnant tat sich zweimal auf und plaidierte für ein Aufwärmen zum nächsten Mittag.

Friedlich wurde es auch an diesem Tage, allerdings neben etwas anderem hingenommen. Als aber der Leopard am dritten Tage wieder erschien, stimmte einer der Herren plötzlich ein

furchtbares Gebrüll an.

Alle anderen stimmten ein und meinten: Der Leopard schmecke doch zu sehr nach dem „Zoologischen". Wie man bei dem ewigen Manöveradler (den die meisten übrigens ganz gern essen) beinah' das Fliegen lernte, so könnte man hier zum Raubtier werden.

Es war ein sehr lustiger Abend im alten Kasino. Ganz so kahl wie zu Anfang, sehen die Räume nicht mehr aus; wir haben sie mit Jagdtrophäen und Hererowaffen geschmückt.

Auf einem kleinen Jagdausflug schoß ich neulich mit dem Dienstgewehr ein Gericht Tauben und Hühner, außerdem eine Zwergtrappe. —

Eines Morgens wurden wir dann vor Hellwerden alarmiert. In wenigen Minuten stand die Kompagnie gefechtsbereit angetreten, und der Hauptmann verlas einen Befehl, nach dem Leutnant Plenzke mit der ersten Korporalschaft, der ich seit dem Typhus angehöre, in zwei Stunden nach Owikokorero abmarschieren sollte, um die dort liegende kleine Truppe abzulösen. —

Mir zog ein wehes Gefühl durch die Brust, die zwei Jahre zu denen ich mich einst verpflichtet, waren bald vorüber. Nun sollten wir so schnell vom alten Waterberg und der ganzen Kompagnie scheiden, konnte das nicht auf Nimmerwiedersehen sein?

Durch Not und Gefahren haben wir immer treu zusammengestanden. Machten wir auf Patrouillen Schweres durch, so sahen wir die Kameraden nach glücklichem Ausgang wieder! Und nun sollte das vielleicht alles vorbei sein?

Es war viel zu tun in den zwei Stunden. Zur bestimmten Zeit war aber alles, Pferde, Ochsen und Wagen zum Abmarsch bereit. Schnell wurden die persönlichen Sachen erledigt und Abschied von den treuen Kriegsgefährten genommen. —

Beim Abrücken waren wir recht schweigsam. Mancher Reiter wandte den Kopf noch lange Zeit rückwärts. — Dort oben am steilen, roten Felsenhang war die Waterbergschlucht, wo ich in herrlicher Tropennacht manch unvergeßliche Stunde genoß.

Weiter rechts an der Wand, dort hinter der scharfen Ecke! Besinnst du dich noch auf jene Kletterpartie?

Wieder etwas mehr links unten auf der ersten Bergstufe,

sind die neuen Steinbauten und Zelte unseres Lagers, zwei Etagen höher die Heliographenstation und auf der Mittelstufe die Pferdekraale zu sehen.

Wieviele nette Stunden hatte ich hier und in dem Kasino ganz auf der Westseite verlebt. Ein wenig tiefer die Kirche, das alte Typhuslazarett, erinnerte an Tage und Wochen des Todes. Ein Stückchen davor schimmern die Kreuze über den Gräbern der Kameraden. Sehr viele hat uns die schreckliche Krankheit von der Seite gerissen. Auf ein Wiedersehen daheim hofften Eltern und Geschwister umsonst.

Jetzt könnte ich auch dort in der heißen Erde liegen; viel hatte nicht gefehlt! —

An der Stelle, wo die Pad das Wasser kreuzt, werden die Tiere getränkt, wohl zum letzten Mal hier am Waterbergbach, der an manche Jagd und vieles mehr erinnert. —

Dann ging es weiter durch Dornbusch und freie Grassteppen, erst an uns bekannten, dann an unbekannten Wasserstellen vorbei. Tagelang treckten wir mit dem Ochsenwagen gen Süden auf abwechselnd sandiger oder steiniger Pad, die mit vielen Windungen durch die Wildnis führt.

In Klein-Hamakari, dem Gefechtsfeld am 11. August vorigen Jahres, schoß ich einen Bock und zwei Perlhühner, in Ombuatjipiro vier Perlhühner. Am anderen Tage erlegte ich in dichtem Busch einen Pau, (Riesentrappe) etwa eine Meile von Erindi Ongoahere.

Am dritten Marschtage, dem 29. Juli, langten wir in Okavitumbika an. Unter einem großen Baume fanden wir ein mit Dornen eingefaßtes Grab. Nach der Inschrift eines kleinen Holzbrettchens darüber, ruhte hier Assistensarzt Meyer, unser früherer Kompagniearzt. Er bekam Typhus, und als er fast gesund nach Hause fahren sollte, erkrankte er auf dem Wege zur Küste wieder und starb nach kurzem Leiden.

Zu Anfang des Feldzuges hatte er versprochen, mich öfter mit auf die Jagd zu nehmen. Jetzt liegt er hier still, schon seit dreiviertel Jahren. Wie gern hätte er wohl noch einmal mitgemacht. —

Wir hielten längere Rast, und ich setzte in einem großen Topf den Paubraten auf. Beim vorigen Halt hatte ich ihn schon angebraten, jetzt sollte er fertig werden. Während ich kurze Zeit zu den Wasserlöchern, in Kalkfelsboden gesprengt,

ging, um einige Tauben zu schießen, sollte der Bambuse den Braten begießen und ab und zu etwas lüften. Ich hatte ihm alles gezeigt und versucht, ihm den Zweck klar zu machen; als ich aber zurückkam, sah ich den Schwarzen schon von Weitem mit totunglücklichem Gesicht hinter dem Kochtopf sitzen. Ein leichtes Rauchwölkchen stieg unter dem Deckel hervor.

„Mister, die Kost stink!“ flüsterte er mir zu. Ja, wahrlich, den infernalischen Duft hatte ich auch schon bemerkt. Der gute Bambuse löffelte noch immer, aber ohne Wasser und Fett. —

Der schöne Braten war jämmerlich verbrannt.

Nach den Lösch- und Wascharbeiten schnitten Leutnant Plenzke und ich einige Stücken aus der inneren Brust. Sie schmeckten stark verbrannt, waren uns aber lieber als die ewigen, knappen Konserven. — Nach langem Marsch in Staub und Sonnenhitze, nach mancher eisigkalten Nacht, langten wir dann in Owikokorero an.

Am Ende einer großen, freien Fläche mit felsigem Kalkboden waren die Wasserlöcher, manche halbfertig und trocken, andere voller Wasser.

Etwas dahinter im Buschrand dicht an der Pad lagen die Zelte und Kraale der Etappe. Auch ein Store und ein wirklich reizend aus Bäumen und Strauchwerk gebautes Häuschen mit Veranda und eigenartig hübschen Nebengebäuden war da, die militärische Telegraphenstation und Post, der Unteroffizier hatte es verstanden, es sich gemütlich zu machen.

Die alte Besatzung unter Oberleutnant Reuss zog bald ab, und wir verlebten hier eine sehr gemütliche Zeit. Ich lag mit Sergeant Krause und Trompeterunteroffizier Edling in einem großen Gerätezelt und bekam die Fürsorge für unsere Pferde und das Vieh, als Hauptaufgabe.

Draußen in den Weidegründen an waldumwachsenen Vleys, revidierte ich es zu Pferde oder zu Fuß und verband damit nach Leutnant Plenzkes Erlaubnis mehr oder weniger ausgedehnte Jagdzüge.

Mein kleiner Brauner hat sich vollständig an mich gewöhnt. Beim Reiten durch den Busch hat er schon manchmal eher als ich das Wild erspäht. Mit gespitzten Ohren äugte er nach der Richtung, und manches Perlhuhn schoß ich von seinem Rücken.

Nur wenn ich zum Kugelschuß absaß und die Zügel über die rechte Schulter hing, war das Tier noch nervös und zupfte leise als ob es sagen wollte: „Laß doch den Schuß, es knallt so sehr!“

Den Bock setzte ich so, daß die beiden Riemen des Sattelgurtes rechts durch die Vorderläufe und die Riemen an der linken Seite durch die Hinterläufe gezogen und wieder festgeschnallt wurden. Der Bock lag dann fest hinter dem Sattel, sodaß man bequem jede Gangart reiten konnte.

Perlhühner oder anderes Flug- oder Niederwild wurde mit Schlingen vorne links am Sattel befestigt und damit dem Gewehr etwas Gegengewicht geschaffen.

So verging die Zeit. Abends zählte ich, ob alle Tiere wieder herein kamen, überwachte das Tränken, das Pflegen der Pferde und Melken der Kühe. Ab und zu wird auch ein Stück Rindvieh geschlachtet. Die Mahlzeiten nahm ich in einem hübschen, kleinen Zelt, dem Offizierkasino, mit Leutnant Plenzke, Oberarzt Dr. von Gosen einem sehr netten Rheinländer und Proviantamtsassistent Rennschuh ein.

Nach Tisch saßen wir oft noch ein Weilchen in bequemen Stühlen und tranken Kaffee. Draußen glühte die Sonne; unter dem schattigen Vordach war es angenehm warm.

Nach dem Nachmittagsdienst kleideten wir uns wie zu Tisch anständig um, und wenn das Abendbrot eingenommen war, verplauderten wir die kühlen Abendstunden vor unserem kleinen Kasino. Ein Glas Wein oder Bier, eine gute Zigarre oder Pfeife, erhöhte die Gemütlichkeit. Die Cikaden sangen ihr zirpendes Lied, und hin und wieder klagten Schakale in schmerzlichen Tönen bald näher, bald ferner.

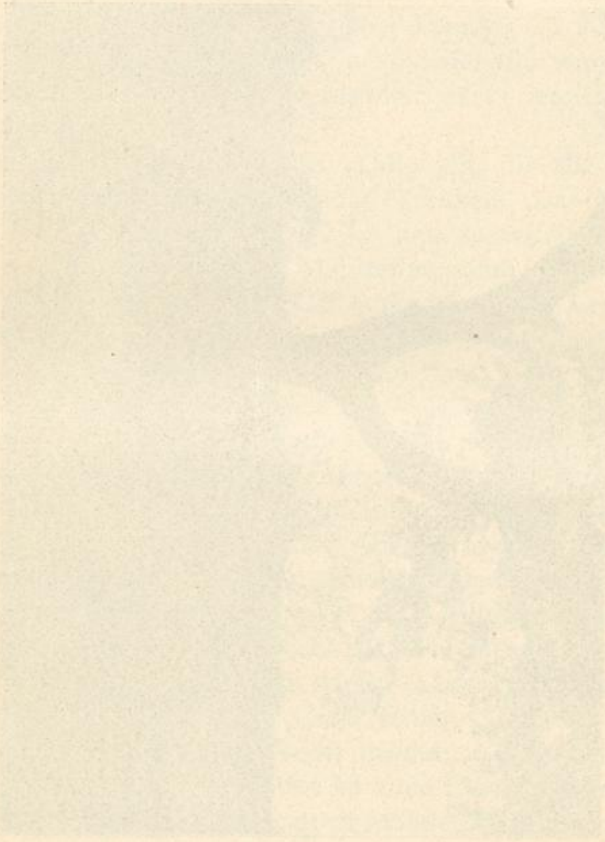
Oft heulen sie in dunkler Nacht wieder so zahlreich und jammervoll, daß es uns an die Zeiten im alten Etaneno erinnerte.

Ob wohl der Bismarckturm noch stand? Wir hatten die Ziegel damals nicht brennen können!

An einem Tage, ich sollte gerade mit einer Eselkarre und drei Mann nach Okahandja abmarschieren, traf von dort her ein Personen- und Post-Automobil ein.

Als ich die bekannten Laute der Zivilisation hörte, lief ich aus dem Zelt und mochte meinen Augen kaum trauen, als ich das Fahrzeug wirklich vor mir sah. Wir Krieger staunten es beinah ebenso an wie die Herero, die wir aus Waterberg

Assistenzarzt Meyer's Grab bei Okawitumbika,
welches von Hyänen vollständig durchwühlt war.



mitgebracht hatten.

Der felsige Weg durchs Gebirge hatte tiefe Löcher in die Gummireifen gerissen.

Einige Stunden später ritt ich auf der schon lange nicht mehr benutzten östlichen Pad über Otjosasu nach Okahandja ab und treckte, da ich möglichst schnell ankommen sollte, den größten Teil der Nacht. Otjosasu, das wir am anderen Vormittag erreichten, ist eine nette Station. Palmen sahen wir sogar wieder.

Nachdem wir getränkt und etwas geruht hatten, marschierten wir weiter und erreichten nach einem Ritt durch oft recht romantische Landschaft am Nachmittag Okahandja. Zum ersten Mal sahen wir die Bahnstrecke wieder.

Nachdem ich mich bei unserem Regimentskommandeur, Herrn Oberstleutnant von Mühlenfels gemeldet hatte, erledigte ich in den nächsten beiden Tagen einige Geschäfte und fuhr auf der westlichen, der Okamita Pad, wieder nach Owikokorero zurück.

Die erste Nacht sah ich plötzlich ein großes, dunkles Gerüst links auf dem Wege stehen. Ich brachte das ängstlich schnaubende Pferd vor und hielt gleich darauf vor einem großen Lastautomobil. Verlassen und öde mochte es hier wohl schon lange stehen. Die Überreste eines Feuers und ein großer Baum machten den Platz aber ganz wohnlich, gutes Gras war auch da, und so blieben wir hier zur Nacht. —

Die nächste Nacht verbrachten wir auf einer zerstörten Farm Otjimanongombe. Das Wohngebäude hatte noch zwei fast erhaltene Räume.

Fenster und Türen, Handgerät und so weiter waren natürlich nicht mehr darin. Uns war die Gelegenheit recht günstig. Die Tiere trieben wir in das Hinterzimmer ohne Ausgang und schnitten ihnen Gras. Wir legten uns mit einem Hunde in den Vorderraum und sperrten den einzigen Ausgang mit der Karre. Da ringsherum ein Stück freie Fläche war, war die Sicherung sehr erleichtert.

Die Jagd brachte uns Abwechselung im Marschleben und Essen. Es treckte sich sehr gemütlich.

Am dritten Marschtage trafen wir in Okatjangeama ein. Unter einem großen Ahnenbaume saß da ein altes verhutzeltes Hereroweib, sie versuchte Feuer anzumachen, bekam

es aber nicht fertig. Als wir nach kurzer Rast weitertreckten, überließen wir ihr unsere brennende Feuerstelle mit viel Holz. Auch etwas zu essen gaben wir ihr. Mitkommen wollte sie nicht.

Ich ritt immer ein gutes Stück vor der Karre. Nachts schrak mein Pferd plötzlich zusammen und blieb schnaufend stehen.

Ich sah etwas Dunkles auf der Pad liegen und stieß beim Absitzen mit dem Fuß an etwas Weiches.

Es war ein noch warmer Hereroleichnam ohne jegliche Wunde. Als die Karre herankam, trugen Weiser und ich den Toten aus dem Wege, dann fuhren wir weiter und kamen am nächsten Vormittag wieder in Owikokorero an.

Die kommenden Tage verliefen ähnlich wie die Zeit vor dieser Fahrt. Nur fing ich an, mich wieder mehr auf das Fallenstellen zu legen, und fing auch einiges Raubzeug. Leider war das Eisen, daß ich mir bei dem eiligen Abmarsch aus Waterberg hierher gerettet hatte, zu schwach, um stärkeres Raubwild, Hyänen und Leoparden zu fangen.

Bei dem Vley draußen hatte ich öfter einen sehr starken und einen schwächeren Leoparden gefährtet. Ich hatte mir sofort einen Stand ausgesucht und wollte die nächsten, hellen Nächte zum Ansitz benutzen. Ziemlich sicher durfte ich dann ein Zusammentreffen mit diesem edlen, wahrhaften Raubwild erwarten. Ganz ungefährlich ist es nicht, aber etwas Interessanteres gibt es jagdlich wohl kaum! — Hoffentlich glückte alles gut.

Ehe ich zur Ausführung meines Planes kam, wurde jedoch eine Patrouille geritten, an der ich mich beteiligte.

Mit zehn Gewehren waren wir drei Tage unterwegs und fanden in Otupanda, einer Wasserstelle an der Pad nach Waterberg, frische Spuren vom Feinde. Sie hatten zu ganz wenigen Menschen Wasser geschöpft, aber die Spuren zum Lager in östlicher Richtung wenig sichtbar getreten, so daß wir schwere Mühe hatten, den Schwarzen in Stunden an ihr Versteck zu folgen. Oft richteten wir uns nur nach kleinen Wassertröpfchen, die den Sand auf der Auffallstelle gekräuselt hatten und etwa zehn bis zwanzig Schritt auseinanderlagen. Weit im Busch wurden die Fährten wieder zahlreicher, aber sie liefen so kreuz und quer, daß die Richtung des feindlichen Lagers nicht daraus festzustellen war. An einem trockenen Vley

machten wir Halt und ließen die Pferde zurück. Sergeant Krause und ich pürschten auf schmalen Steigen mit frischen Spuren weiter durch den Busch, bis wir plötzlich vor uns im Dickicht Stimmen hörten. Wir waren ganz dicht heran, legten uns glatt auf die Erde, und nachdem wir so eine Weile gehorcht hatten, schlichen wir leise zurück und holten die Leute vor. Schnell wurde das Lager umzingelt, und nach kurzer Zeit waren die Herero unsere Gefangenen. Wir freuten uns des Erfolges; beinah wäre ich aber in die ewigen Jagdgründe gewandert. Mein Leben verdanke ich wohl im ersten Moment dem Umstand, daß ich bei dieser kleinen Patrouille den Drilling statt des Dienstgewehrs führte, und zum Zweiten einem unserer Reiter. —

Der Kirri war schon zum tötlichen Hieb erhoben. Mein erster Schuß war durch einen unglücklichen Umstand fehl gegangen, und der baumlange Schwarze hielt mit der linken Hand die Mündung meines Gewehrs zur Seite.

Es war ein nervenpackender Moment, und blitzschnell schoß es mir im vollen Gefühl meiner verlorenen Lage durch den Kopf: „Nun mußt du doch noch sterben!“

Instinktiv sprang ich dabei mit aller Kraft zurück, hielt mein Gewehr mit der Rechten und parierte den Hieb mit dem linken Arm. Er streifte das Handgelenk, ich fühlte nur einen kurzen Schmerz, faßte das Gewehr mit beiden Händen und drückte ab. Blutüberspritzt duckte der Herero tief, schob dicht an der Erde entlang und stand im nächsten Moment aufrecht dicht vor mir. Der linke Arm baumelte an einigen Fleischfetzen.

In der Erregung vergaß ich, noch einmal zum dritten Schuß zu spannen. Aber ehe meine Kugel die Magengegend durchschlug, hatte der sichere Schuß eines Kameraden tötlich getroffen. Mit geplatztem Schädel sank die Gestalt ins Gras.

Nahkampf ist doch unangenehmer als Kugelpfeifen.

Das hatte alles nur kurze Zeit gedauert. Meiner Empfindung nach war dem Seelenleben wie auch in anderen schweren Stunden manches genommen und gegeben worden. Tief aufatmend holte ich mir vor dem Weitermarsch den blutigen Kirri unter der Leiche hervor und steckte ihn in den Gewehrschuh. Dann ging es weiter nach Süd-Osten quer durch den Busch und Steppe in der Richtung auf einen Gebirgszug.

Bei der Spitze reitend, sah ich mittags etwas Bewegung zwischen den Büschen. Ich galloppierte sofort darauf zu und entdeckte ein uraltes Hereroweib, das sich unter ihrer Lederkleidung so an die Erde gedrückt hatte, daß auf zwanzig Schritte kaum etwas zu erkennen war. Als ich näher kam, sprang sie auf.

Die Alte lebte hier schon Monate lang ohne Wasser allein in der Steppe. Melonen und Wasserwurzeln hatten die notwendigste Flüssigkeit ersetzt, als Speise dienten wie immer die Unki's.

Kapitel XVIII.

Zurück an die Bahn und zur Küste.

In der nächsten Nacht erstiegen wir die höchste Kuppe des Gebirges, konnten aber leider keine Lagerfeuer entdecken.

Nachdem ich am anderen Tage, dem soundsovielten August, noch etwas Wild für unser Kasino erlegt hatte, langten wir abends wieder in Owikokorero an, wo ich den telegraphischen Befehl zu meiner Rückkehr nach Deutschland vorfand.

Die Nachricht hatte mich bei der Rückkehr ganz unerwartet getroffen. Ich wußte nicht, sollte ich traurig sein oder mich freuen. Wenn's nicht ein direkter Befehl vom Hauptquartier gewesen wäre, ich glaube, ich hätte versucht, die Sache noch einmal rückgängig zu machen. Und warum hab ich's nicht trotzdem getan? Vielleicht wär es geglückt. — In einem halben Monat sollte wieder ein großer Kriegszug in das Komas-Hochland unternommen werden.

Es war zum Heulen.

Aber alle anderen gratulierten mir, auch Leutnant Plenzke meinte, ich sollte mich doch freuen, nun einmal die Heimat zu sehen. Später könnte ich ja gesund wieder zurückkehren.

Nach dem Abschied von meinen Kriegskameraden fuhr ich mit einem deutschen Frachtfahrer schweren Herzens gen Okahandja.

Die beiden Wagen waren leer. Unsere Begleitung bestand aus dem schwarzen Treiberpersonal.

Mein altes liebes Dienstgewehr hatte ich abgegeben und trug nun den Drilling, der ja auch schon seine Feuertaufe bestanden hatte.

Der Braune hatte sich ordentlich nach mir umgesehen, als

ich ihm morgens den Hals zum letzten Mal klopfte. Aber als ich dann weiter ging, hatte er sich ruhig den auf die Weide ziehenden angeschlossen. Er wußte wohl doch nicht, was mein Gehen bedeutete.

Zum letzten Male zog ich auf dem Ochsenwagen durch unsere Steppe.

Ich glaube, Herr B. merkte, daß mir das Scheiden schwer fiel. Wir treckten sehr gemütlich und blieben in Otjimanongombe drei Tage liegen. Es gab dort salzhaltigen Boden und viel Großwild.

Am ersten Tage hatte ich wenig Weidmannsheil, schoß nur einige Perlhühner. Am nächsten Morgen brach ich aber sehr früh auf und pürschte quer Busch immer weiter gen Westen.

Morgens sah ich mehrfach geringe Antilopen, ließ sie aber unbeschossen, um mir nicht stärkeres Wild zu vergrämen. Alte und frische Fährten von Großwild gab es genügend.

So vergingen die Stunden, und ich pürschte in heißer Mittagszeit auf einem kaum merklichen Fußpfad entlang. Da sehe ich plötzlich, vierzig Schritte vor mir, unter einem Schattenbaume, zwei starke, gekrümmte Gehörne. Sonst ist alles durch hohes Gras verdeckt.

Aber die Gehörne bewegen sich; auch Gehöre sind darunter erkennbar.

Das dumme Herz! Ich bekomme mit dem Jagdfieber ein nervöses Zittern, denke, ich stelle den Abzug auf Kugeln, und schalte auf den Schrotlauf um.

Klatschend schlägt das mit Visier geschossene Bolzengeschoß über dem Wild in den Stamm.

Ich merke nicht, was ich gemacht habe, und wie nun die beiden mächtigen Wildkörper in schwerfälligen Fluchten abgehen, da stell' ich doppelt wieder auf das Bolzengeschoß und knacke drei, vier Mal vergebens auf die abgeschossene Patrone. Erst bei dem Wiederladen entdeckte ich meine Dummheit.

Schade, es waren ein paar kapitale Hartebeeste; aber jetzt nach diesem Schuß ihrer Fährte zu folgen, war aussichtslos. Sonst jagt man Großwild oft durch stunden- auch tagelanges Verfolgen der frischen Fährte.

Mein Herz macht mir manchmal Sorge. Ich fühlte schon öfter bei schweren Anstrengungen, daß etwas in mir nicht

in Ordnung ist; aber nun bin ich oft durch den geringsten Anlaß so zitterig und aufgeregt, das dumme Ding schlägt dann so schnell und heftig in meiner Brust, daß es mir den Atem nimmt.

Sonderbarerweise habe ich seit dem Typhus aber nicht mehr so schwer unter der Dyssenterie zu leiden.

Nach einer kurzen Rast unter demselben Schattenbaum war ich auf dem Fußpfad immer weiter gewandert und befand mich nun gerade auf einer langgestreckten Blöße von etwa Kilometerlänge. Sie war mit hohem trockenem Gras bedeckt. Wild war nicht zu sehen.

Da seh' ich herunter auf meinen Weg und erblicke — die eben getretene Fährte eines Mannes — Herero! — Mit langen Schritten ist er, wahrscheinlich auf meinen Schuß, gen Westen geeilt.

Schnell liege ich platt auf der Erde und krieche im Grase rechtsum nach Norden biegend, dem Buschrande zu.

Dabei kreuze ich wieder zwei frische Spuren.

Im Busch ist der ganze Boden nach Unki aufgegraben. Frische und alte Fährten von Männern, Weibern und Kindern laufen überall durcheinander.

Dort rechts schimmert ein Pontok durch die Zweige, und es riecht nach Herero. — Das ist ja äußerst gemütlich!

Einen Moment bleibe ich stehen und lausche. — Nichts ist zu hören. Vorsichtig spähend drücke ich mich dann weiter. Die Browning habe ich gesichert im Futteral, den Drilling fertig in beiden Händen.

Da stehe ich an einem dichten Busch, und dahinter streckt sich eine kurz vorher verlassene Hererowerft.

Wieder drücke ich mich nach rechts und schlage dann mit großem Bogen nach Norden den Heimweg zu unserem Lager ein.

Und wirklich, ich hatte Glück. Schon nach einer Stunde war ich völlig aus dem Nahrungszirkel der Werft, und gegen Abend gelang es mir sogar, in einem Rivier mit riesigem Graswuchs ein nach Hunderten zählendes Rudel Springböcke auf achtzig Meter anzupürschen.

Leider war es unterdessen so dunkel geworden, daß meine Kugel nur weidewund saß. Am anderen Morgen fand ein Treiber die Knochen des Wildes vollständig von Schakalen

abgefressen. Der ganze Kopf mit Gehörn war verschleppt.

Als ich am nächsten Morgen noch wundervoll auf der dicken Filzunterlage B's. mit ihm zusammen schlief, weckte uns plötzlich ein Schwarzer: „Mister mak schnell! Hartebeest is an die Wasserloch!"

B. lief sofort barfuß davon. Ich zog mir wegen der Dornen und Morgensterne schnell die Stiefel an und hatte dann wirklich das Weidmannsheil, ein Hartebeest zu erlegen.

Es ist mein erstes Stück Großwild, trotzdem es an manchen Stellen des Landes so viel gibt und ich so passioniert jage.

Ich habe Pech damit gehabt. Wenn wir in jenen guten Gegenden waren, verbot sich meistens die Jagd.

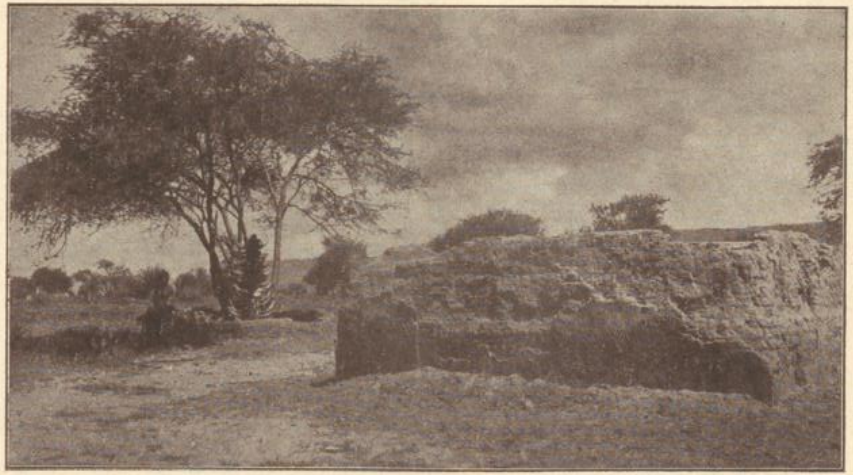
Leutnant Kaufmann, der doch auch sehr passioniert ist, soll übrigens nach Namutoni zur Maschinengewehrabteilung des Grafen Saurma-Jeltsch kommen. Der Glückliche! Von dem Turme der Station kann man zur Regenzeit mit einem Blick Zehntausende von Stücken Wild auf dem weiten Salzbodenflächen der Etoscha umfassen. Kuduantilopen, Zebra, Quagga, Springböcke, Säbelantilopen, Bastardsgemsböcke, Wildbeeste, Elenantilopen, Hartebeeste, Strauße, vereinzelt sogar Elefanten und Giraffen ziehen sich dann aus der ganzen Umgebung hier an dem Salz zusammen. Da ist auch jedes Raubtier vom Löwen abwärts vertreten. Besonders häufig gibt es mein Lieblingsraubwild, Leoparden.

Dieses große Gebiet an der Etoscha soll Jagdreservat werden. Nur ganz wenig Wild darf zu bestimmter Zeit dort geschossen werden. Aber in die Grenzbezirke möcht' ich wohl gern einmal ziehen, ein paar Monate draußen in freier Wildnis liegen und außer dem Unterhalt wenig, aber nur Kapitalwild erlegen.

Der Treck bis Okahandja war sehr gemütlich. Ich jagte noch manches Stück Wild, und wir nährten uns fast die ganzen sechs Tage morgens, mittags und abends von Perlhuhn mit Reis. Dieses Gericht, über Nacht in glühenden Kohlen bereitet, schmeckt einfach famos.

In Okahandja mußte ich einige Zeit auf meine Papiere warten. Die Zeit wurde mir aber sehr dadurch verschönt, daß ich im Offizierkasino mitessen durfte. Auch eine Stube wurde mir in der Offiziersbaracke eingeräumt.

Das war ganz eigentümlich. Ich hatte feste Wände, ein



Grab des Häuptlings Kambasembi in Waterberg.

Die Ochsenschädel links stammen von Tieren, die am Todestage geopfert wurden. Bei den Begräbnissen der Grössten des Hererovolkes wurden oft viele Hunderte von Tieren geschlachtet.

regendichtes Dach und sogar Glasfenster um mich; ich lag ganz ausgezogen in einem wirklichen Bett wie bei dem Typhus.

Ein wenig drückend kam es mir trotz der Kälte vor; die große freie Luft, die nächtlichen Stimmen der Wildnis und der Sternenhimmel, die fehlten. Aber dafür lag auch kein geladenes Gewehr mehr neben mir, nur die Pistole, und Wind und Wetter, Regen und Kälte konnten jetzt draußen toben, so viel sie wollten. Ich lag hier sicher.

Zweimal war ich drüben in Windhuk. Unser Sperlingsbillet gilt noch immer für das Dach der vollgepackten Wagen.

Bei der ersten Hinfahrt passierte uns eine unangenehme Geschichte. Links von den Gebirgen her wälzte sich ein gewaltiger Grasbrand gegen den Bahnkörper. Das Gras war hoch und trocken, und so gab es mehr Hitze, als die Lokomotivführer vorne gedacht hatten.

Mit Eilzugsgeschwindigkeit fuhr der Zug durch das gefährdete Gebiet. Bis auf zwanzig Meter kamen die Flammen zum Schluß heran, und der Wind trug eine sengende Glut über den Zug.

Eng drückten wir Nase und Körper gegen das Frachtgut. Unerträglich zum Rasendwerden war diese Hitze; sie schnürte die Brust zu, nahm jeden Atem, beinah' wär uns ein Reiter vor Herzbeklemmung vom Zuge gesprungen. „Gott sei Dank". Da wurd's wieder kühl, und als wir rückwärts blickten, schlugen die Flammen schon über die Bahnstrecke, versuchten mit gierigen Zungen das Gras auf der anderen Seite zu fassen.

All die kleinen Stationen sind noch mit Militär besetzt. Südlich der Bahn, das Komashochland soll ja noch große feindliche Massen verstecken.

Der erste Blick auf Windhuk, unsere Hauptstadt, ist sehr anmutig.

Das kleine Städtchen liegt mit seinen zum Teil stattlichen oder hübschen Gebäuden, mit seinem prangenden Gartengrün so friedlich schön am Rande der dunkelen Berge. Mit einer deutschen Stadt kann man es nicht vergleichen. Ich freute mich sehr, die Hauptstadt einmal gesehen zu haben, die heißen schwefeligen Quellen, mit deren frischem Wasser man ohne Feuer Kaffee kochen kann, den schönen Truppengarten mit vielen tropischen und subtropischen Bäumen und Sträuchern, die alte und die neue Feste und schließlich Klein-Windhuk, die

Garten- und Weinbaukolonie.

Als ich dorthin reiten wollte, kam gerade eine große Karawane aus dem Süden des Schutzgebietes an. Das Leben und Treiben hier in der Hauptstadt ist voll der buntesten Bilder, und in den kühlen Stunden herrscht ein großer Verkehr.

Ich fand hier manchen Bekannten wieder und durchlebte mit ihnen die alten vergangenen Zeiten.

„Prosit Süd-West!"

Ja, und dann hieß es scheiden. —

Auch von Okahandja nahm ich bald Abschied. Die Abende im Kasino, in denen wir immer und immer wieder den heiseren Phonopraphen spielen ließen, die Tage, an denen wir mit der Bahn morgens im Dunkeln gen Waldau fuhren, um bei dem Ende einer hohen Steigung abzuspringen, viele Stunden zu jagen und abends an einer anderen Steigung wieder aufzuspringen, sie waren schön. Nun trug mich der Zug weit über Waldau hinaus.

In Karibib wurde für die Nacht gehalten. Was ist das kleine Nest groß und stattlich geworden!

Ja, da drüben, von jener Pad kam ich damals als erster der Kompagnie hereingeritten.

Ist's nun so gewesen, wie ich mir damals alles vorgestellt hatte? Nun man hofft ja im Leben immer etwas im Überschuß, und ich darf, wenn ich auch manche gerade für einen Krieger harte Enttäuschung erfuhr, nicht undankbar sein.

Zum letzten Mal schlief ich in meinem Woilach, das Himmelszelt über mir, auf blanker Erde. Am nächsten Abend fuhren wir schon durch die letzten Strecken der Namib, die Luft wurde neblig, naßkalt, und spät nachts hielt der Zug in Swakopmund.

Müde und zerschlagen von dem tagelangen Stillligen auf unseren Kisten schleppten wir uns durch tiefen Sand bis zu dem Fremdenzelt, suchten auf der Erde ein freies Plätzchen und legten uns nieder.

Während langsam der Schlaf kam, klang das Sausen der See wie eine Himmelsmelodie. —

Die Stadt ist seit damals fast um das Doppelte gewachsen. Die alte Mole an der wir ausgeschifft wurden, ist durch die Brandung zerstört. Eine lange Holzbrücke, von den Eisenbahnern erbaut, hat sie ersetzt.

Am Nachmittag finde ich einen Reiter der Kompagnie. Er wird wegen des Herzens auch nach Hause gehen. —

Und nun ist es so weit.

Laut heult der „Hans Woermann" sein Abfahrtszeichen über die See und langsam arbeitet die Maschine an.

Mir ist so seltsam schwer zu Mut!

Da schwindet das Land, und ich fühle, ich hänge so mit allen Fasern an seinen Bergen und Steppen.

Kapitel XIX.

Heimwärts.

Die See war still und ruhig, nur Wale und andere kleinere Fische trübten den glatten Spiegel.

Abends sah ich einen Reiter hinten am Heck stehen. Als ich herankam, wandte er sich langsam ab und humpelte an seinen Stelzen unter Deck. In seinen Augen glänzte es feucht. Sein Bein war dort in der Ferne geblieben.

Eintönig still flossen die ersten Tage dahin, genau so öde, ruhig wie es der Ozean zeigte, und einzelne Lustige ließen ihre Späße sehr bald.

Am zweiten Abend stand ich an der Reeling und sah in das Wasser. Dicht am Schiff leuchtete es in schmalen Streifen.

Da berührte mich jemand, der Steward der uns bedient, und zeigte nach dem Großmast.

Eine seltsame, irrende Flamme saß auf der Spitze.

„Sankt Elmsfeuer!“ — „Das bedeutet Unglück!“ Leise sprach er es, und wir sahen stumm auf das seltene Schauspiel. — Dann schlich der Steward hinunter.

Der Ozean bleibt im Süd-Ost-Passat ruhig und glatt wie ein Spiegel, aber die Sonne wird warm, ganze Schwärme von fliegenden Fischen erheben sich vor dem dunkelen Schiffsrumpf aus ihrer salzigen Flut, und wir passieren am siebenten Tagen ein schönes Felseneiland mit vielen Palmen. Es ist Annobon, das, wie mir ein Schiffsoffizier erzählte, auf eigenartige Weise zu einer Bevölkerung kam. Ein Sklavenschiff erlitt in der Nähe Schiffbruch. Da rettete sich die weiße Besatzung mit den schönsten und besten Frauen der schwarzen Sklaven an jene Küste und lebten nun viele Jahre lang ohne

etwas von der Außenwelt zu hören.

Später wurden diese Inseln, auch St. Thome, das wir am anderen Tage schon auf der nördlichen Halbkugel sahen, gesegnete Plantagenländer.

Seit der Aufhebung des Sklavenhandels durch weiße Herren ist der Wohlstand wegen Arbeitermangels merklich zurückgegangen.

Die See wird bewegter. Wir müssen uns nach der Karte schon in Höhe der Nigermündung befinden.

Endlich kommt das afrikanische Festland wieder in Sicht, und einige Stunden darauf schaukelt der „Hans" mit ruhigem Gleichmaß fest verankert auf der Reede von Lagos.

Vier Tage lang lagen wir vor dieser großen Handelsstadt der englischen Sklavenküste. Während ich erfolglos versuchte einen der vielen Haie zu angeln, brachten die Barredampfer immer mehr kostbare Ladung von jener flachen Küste. Palmöl, Palmkerne, roher Gummi, Ebenholz, Elfenbein und manches andere versank da in die hohlen Laderäume unseres Dampfers.

Hauptsächlich Palmkerne wurden in großen Massen verladen. An den eigentümlich halb kräftigen halb süßen Geruch, und die große Wärme, die sie dem ganzen Schiffe geben, muß man sich erst langsam gewöhnen. Später hatte ich beides ganz gerne.

Mir wurde von einem Matrosen neulich erzählt, daß Haie weiße Menschen lieber nehmen als Schwarze. Gestern hatte ich nun ein Schauspiel, das diese Eigenart halb bestätigte.

Ich stand am Heck und beobachtete meine Haiangel. Etwas weiter zurück standen fünf Haie in der Strömung. Die dreieckigen Rückenflossen bewegten sich langsam zu den von unserem Schiff heranschwimmenden Abfällen. Ab und zu kommen sie ganz dicht an meinen Haken mit dem delikaten Salzfleisch, dann konnte ich die Leiber deutlich erkennen.

Manchmal sprangen sie auch gewandt nach Möwen dicht über dem Wasser.

Man glaubt garnicht wie blitzschnell sich diese schwerfälligen Tiere dann plötzlich zum Zugreifen auf den Rücken werfen.

Da kam ein Barredampfer in voller Fahrt vom Lande. Dicht neben den Haien droht er ein Ruderboot umzufahren, und ohne viel Besinnen springen die ganzen Schwarzen ins Wasser.

Einen Moment standen wir alle wie erstarrt und warteten auf das Fürchterlichste.

Aber die Haie bewegten sich kaum und mit affenartiger Geschwindigkeit waren die Leute wieder im Boot.

Am vierten Tage fuhren wir weiter und blieben nun fast auf der ganzen Fahrt bis Monrovia so dicht unter der Küste, daß wir die ganzen Länderstriche wie ein großartiges Panorama an uns vorüberziehen sahen. Die großen Urwälder, Negerdörfer, Pflanzungen, sogar die Menschen konnten wir mit bloßem Auge erkennen. Es war so hochinteressant, daß ich wochenlang am Tage kaum von dem Achterdeck ging.

Zuerst kam Französisch Dahôme, dann unsere deutsche Kolonie Togo.

Klein Popo war schon passiert, und bald lagen wir auf der Reede von Lome.

Ein so wunderhübsches, exotisches Bild habe ich selten gesehen. Mit vielen blendendweißen Häusern lag da die Hauptstadt dicht am Strande des Ozeans in dem frohen Grün unzähliger Palmen. Keinen anderen Baum schien es zu geben, keine anderen Farben, und das hob den eigenartigen Kontrast zwischen Weiß und Palmengrün, die Veranden umgebenen Tropenhäuser blitzten so lustig aus dem Schmuck der Wedel und Fächer, die weiße doppeltürmige Kirche hob sich so schmuck aus den schlanken Palmen, unendlich reizvoll erschien uns das Bild.

Ganz im Nordwesten der Stadt lag ein tiefdunkler Hein und links dahinter auf einer Höhe das imposante weiße Gouvernementsgebäude.

Über dem ganzen aber strahlte die heiße afrikanische Sonne, und als wir zu später Stunde weiterfuhren, da bildete sich jenes zart blaugrüne Abenddämmern über der Landschaft, das außer den Tropen nur wenigen Ländern der Erde eigen ist.

Die englische Goldküste schmückte ein nicht enden wollender Palmenwald. Selten nur standen riesige andere Bäume darin.

Auf den Blößen lagen dicht am weißen Meeresufer kleine und große Fischerdörfer. Wir sahen wie die schwarzen Gestalten neugierig zu Hunderten am Wasser zusammenliefen, wenn unser Schiff vorüberfuhr.

Quitta liefen wir an. Dann passierten wir St. Paul-Leucht-

turm, und nahmen in Ada Post.

Die Goldküste ändert dann ihren Ausdruck. Ein großes sanft ansteigenden Hochplateau mit steppenähnlichem Bewuchs scheint ihr Hinterland zu sein. Die ganze Szenerie, vereinzelte Bäume und kahle Gebirge in weiter Fläche, erinnerte an manches Bild in Süd-West.

Wir hielten in Accra und bewunderten die Goldschmiedekunst der Schwarzen. Etwas plumper als bei unseren europäischen Arbeiten sind die Lötungen und auch die andere Ausführung. Aber man kauft hier jeden Gegenstand fast zu dem Preise des Goldwertes.

Außer den verschiedensten Filigranarbeiten, Schlangenringen, in Gold gefaßten Löwenkrallen usw. wurden uns auch Accraringe zum Kauf geboten. Es sind breite, schwere Goldreife mit den erhaben ausgeführten Zeichen der Sternbilder zwischen zwei schmalen Rändern.

Jeder Westafrikaner kennt diesen Schmuck, und da er auch vielfach von ihnen getragen wird, gilt er als Erkennungszeichen in anderen Ländern.

Die Küste wird dann wieder voller bewaldet und Secondi, auch ein Gold- und Kohlenplatz, liegt schon in dichtem Urwaldgrün, durch das der rote Fels der steilen Küste schimmert.

Ein Pockenschiff lag neben uns auf der Reede. Häßlich, faul bewegte sich die Seuchenflagge am Mast.

Ob auf dem unglücklichen Schiff vorher auch ein St. Elmsfeuer brannte? Der Steward, der mir unser Feuer zeigte und erklärte, ist auffallend still geworden. Er scheint an die schlechte Bedeutung zu glauben.

Die englische Goldküste bleibt jetzt hügelig und grün. Viele Plantagen zeigen den Wert des Landes.

Eigenartig nehmen sich hier in afrikanischer Sonne und Umgebung alte zerfallene Burgen und Festen aus, die öfter auf steilen Felsen dicht an der Küste stehen.

Es sind zum Teil alte Sklavenfesten. Von hier aus wurde das schwarze Elfenbein in alle Welt verfrachtet. Wie viel Jammer und Elend mögen die Mauern und noch mehr die Schiffe, die von hier abgingen, gesehen haben!

Auf einer Halbinsel im „Kap der drei Spitzen“ steht wieder eine alte Ruine. Aber das Bauwerk diente anderen Zwecken. Unser Großer Kurfürst ließ es errichten, um Preußens erste

Kolonien hier im Hinterlande zu schützen. Jetzt ist das schöne Gebiet englischer Besitz.

Damals hatte ein großer, weitblickender Mann schon erkannt, daß ein aufstrebendes Reich Kolonien, eigene Absatzgebiete notwendig gebraucht. Heute nach Hunderten von Jahren, haben es viele Menschen im deutschen Volk noch nicht eingesehen.

Axim liegt sehr hübsch. Wir hatten es bald erreicht. An vielen von diesen Orten liegen deutsche Faktoreien, Kaufhäuser, in denen Rohstoffe aus dem Innern gesammelt werden, um von hier aus per Schiff nach Europa zu gehen.

Am Tage nach Axim begann die See bewegter zu werden. Kleine Negerkanoes, die wir weit ab von der Elfenbeinküste sahen, tanzten wie Nußschalen auf der weit ausholenden Dünung.

Unser Hans fing schließlich auch an, recht kräftig zu schlingern, und als wir am vierten Tage nach Axim der Pfefferküste immer näher kamen und dann mitten in der Wildnis an der Küste hielten, um unsere schwarzen Arbeiter, die Crooboys auszuschiffen, war das trotz des Geschickes der schwarzen Ruderer ziemlich gefährlich für die kleinen Kanoes.

Nifon und Bafon hießen die Negerdörfer Liberias, die hier im Walde lagen. Die Schwarzen waren auf der Hinfahrt fast alle nackend an Bord geklettert. Jetzt verließen sie das Schiff mit Anzügen und vollen Koffern und Kisten; alles ehrlich „gekaufte“ Sachen! Das verdiente Geld brachten sie aber auch nach Hause; das wurde höchstens einmal für Waffen, Tabak und Schnaps verausgabt.

In den nächsten Tagen liefen wir Monrovia, den von der Herfahrt so bekannten Ort und dann Conakry an. Diese letzte Stadt liegt in Französisch Guinea und fiel mir wieder durch wundervolle Vegetation, hohe schattige Bäume und schöne Blumen auf.

Dort in einem großen Basar wollte ich etwas kaufen und quälte mich, da ich den französischen Namen für das Ding nicht wußte, vergebens ab, dem Kaufmann meine Wünsche klar zu machen.

Endlich glückte es aber doch, und als ich vergnügt abziehen will, da hör ich den Herrn hinter mir schimpfen: „Weeß Knäppchen, das war 'n schwäre Geburt!“

Erfreut schüttelten wir uns als deutsche Brüder die Hände, und bedauerten lebhaft, nicht eher geflucht zu haben. Eine Einladung zum Essen mußte ich leider ablehnen, da der Hans auf der Rhede schon ungeduldig das Ankündigungszeichen heulte. Der Kapitän wartete aber nicht.

Am nächsten Tage hatten wir eine traurige Feier an Bord. Der Steward, der mir das Sankt Elmsfeuer zeigte, war gestorben und wurde zur ewigen Ruhe geführt.

Das Schiff stand still, kein Laut war zu hören, und unter der deutschen Flagge glitt sein Leichnam hinunter. Das tiefe dunkele Seemannsgrab spritzte und gurgelte kurz auf, dann wurde der letzte Vers gesungen, und die Fahrt ging weiter.

Wir waren ja alle ein wenig abgestumpft gegen den Tod; der stille Mensch tat uns aber leid und auch seine Eltern. Wie mochten sich die schon auf des Sohnes Rückkehr gefreut haben.

Ein imposantes Tropengewitter war langsam von drei Seiten herangekommen. In pechschwarzer Nacht ward uns ein großartiges Schauspiel, das durch intensives Meerleuchten doppelt verschönt wurde. Solch eine Nacht ist nicht zu beschreiben; man muß sie mit eigenen Augen gesehen haben, um die gewaltige Schönheit verstehen zu können. —

Langsam, ganz langsam war während der langen Reise bei uns ein eigenartiges Gefühl zum Durchbruch gekommen. Unter den vielen neuen Eindrücken war der Abschiedsschmerz um unser Wild-West immer stiller und ruhiger geworden. Die alte Fröhlichkeit kam wieder, und in der jungen Brust zitterte oft ein so frohes Sehnen. Die wundervolle Reise in der warmen, lachenden Gottesnatur mußte den Wechsel wohl bilden. —

Lange Tage waren wir wieder ohne jedes Zeichen vom Lande gewesen. Es war Sonnntag, wir hatten eben den Gottesdienst beendet und standen auf dem sonnigen Deck. Ein wenig kalt war der Nordwind schon. Da tauchte vor uns ein weißes Wölkchen am Horizont auf, und darunter wurden dunkele Bergmassen sichtbar. Das war der Pic von Tenriffa und Las Palmas.

In ausgelassener Fröhlichkeit fuhren wir nachmittags in den Hafen. Ja, es sah alles noch ebenso aus, nur ein wenig größer war mir der Hafen in Erinnerung.

Ein deutsches Schulschiff, der Stosch, lag dicht neben uns verankert. Vizefeldwebel Krause, auch ein ehemaliger Einjähriger, und ich sahen sehnsüchtig hinüber und bedauerten,

nicht von Bord gehen zu dürfen. Es mußte doch herrlich sein, mit den Seekadetten, die sicher gut Bescheid wußten, zusammen an Land zu gehen.

Es dauerte garnicht lange, da kamen die ersten Seeoffiziere herüber, und einer nach dem anderen fuhr von unseren Offizieren mit ihnen ans Land. Auch zwei Sekadetten kamen, und wir saßen lange Zeit mit ihnen in angeregter Unterhaltung bei kühlem Wein unter dem Sonnensegel. Hier in dem geschützten Hafen war es warm.

Und heute, am Sonntag Abend, sollte um 9 Uhr ein großes Streichkonzert auf der Placa gegeben werden. Das dauere bis spät in die warme Nacht, und die spanischen Frauen seien sehr schön. Wie lockte das alles. Fragen, ob wir fahren dürften, ging nicht mehr; der Transportführer war schon an Land. Eh' wir's gedacht, war aber die Uniform in ein Räuberzivil vertauscht, auf unser Zeichen schoß ein Motorboot heran, und trotz warnender Rufe des Wachthabenden fuhren wir klopfenden Herzens mit unseren liebenswürdigen Führern der Mole zu.

„Vive L'Allemanna! Vive l'Espanna'! Vive la Madonna!" In eleganten Saltos sprang die braunwangige Jugend hinter unserem Gefährt her und nahmen die Nickelmünzen unter lautem, glühendem Lob der Deutschen.

Die Stadt ist eigenartig, etwas eng und bergig. Die Kathedrale ist sehenswert.

Bald brach die Dunkelheit herein, die Straßen füllten sich, und alles eilte um 9 Uhr zur Placa, wo das Konzert begann.

Leise, ganz leise flossen die ersten Melodien in die lauschige Sommernacht. So einschmeichelnd zart und fein, fast wie Märchenmusik klang es uns rauhen Kriegern.

Die Palmen rauschen so leise, und vor uns, um uns, da sahen wir wirkliche weiße Frauen, junge lebensprühende Mädchen mit langen Haaren und feurigen dunkelen Augen. Wie seltsam das war!

Und die Musik schwoll wie das stürmende Singen der Windsbraut auf tosenden Wassern. Hinreißend klangen die spanischen Weisen, und wie in leidenschaftlichem Liebessturm nahmen sie Herz und Geist vollständig gefangen.

Die zarten, weißen Gestalten in dem berauschenden Odem der warmen Sommernacht, die zitternden Palmen darüber, und

das alles übergossen von dem matten Licht elektrischer Lampen, durchflutet von dem schmeichelnden Singen der Violinen, dem stürmischen Werben spanischer Lieder, das wirbelte unser Innerstes auf, und glühende Begeisterung strömte durch unsere schneller schlagenden Adern.

Was hatten wir dort in der Wildnis alles entbehrt! Oh, wir waren stolz darauf! Aber nun, garnicht mehr lange, dann sahen wir Deutschland, unsere Heimat, wieder! Auf harte Kriegszeiten sollten wir frei das Schönste genießen dürfen.

Die Trennung wurde uns schwer. Aber um Mitternacht sollte der Dampfer fahren, und wir mußten noch vor den Offizieren an Bord sein.

Der Wachthabende hatte natürlich nicht anders handeln können. Er hatte unser Wegfahren gemeldet, und nun saßen wir tagelang in banger Ungewißheit, ob wir eingesperrt würden oder nicht. Es konnte ja kaum anders kommen.

In Teneriffa und dem schönen Madeira durften wir als die einzigen nicht an Land. Ein Urteil kam immer noch nicht.

Aber das konnte den Jubel nicht unterdrücken, der jeden Tag unter uns allen wuchs, und eine tolle Ausgelassenheit herrschte in unserer zweiten Klasse.

So schrecklich kalt der Wind vom Norden pfiff, so sehr wir in unseren Mänteln schon südlich Madeira froren, innen, am Herzen da war es so warm, und jeder Tag, der uns der Heimat näher brachte, steigerte unsere frohe Erregung. Mein Herzfehler schien sogar auszuheilen. Daran war die gute Seeluft aber wohl mehr schuld als die Freude.

Dort rechts liegt Frankreich. Der „preußische Grenadier“ sendet den ersten Gruß von europäischen Landen. Am anderen Tage kommt England in Sicht und bald fahren wir zwischen der schönen Isle of Wight und dem Festlande in den Hafen von Southampton. Starr und massig ragen die Eisenleiber englischer Kriegsschiffe aus dem kalten Wasser.

Wir fahren weiter und in der Nacht im Kanal bleib ich mit Krause auf der Kommandobrücke. Wir konnten nicht schlafen.

Mit scharfem Strom macht der Hans mächtige Fahrt. Die blinkenden Lichter an der Küste, die dunkelen Schatten begegnender oder mitfahrender Schiffe gleiten stumm vorüber. Es stürmt etwas, und unser Rauch geht flach über der See in die

Dunkelheit.

Ab und zu sahen wir die Lichter von englischen und französischen Städten und Bädern. Bei Callais werden die Farben der Woermannlinie mit bengalischem Licht zum Lande gegeben. Von der Station kommt ein Lichtzeichen, und ein Telegramm das unsere Ankunft verkündet geht nach Hamburg ab. Vor uns taucht wieder ein grünes Licht auf. Ein großer Ozeandampfer gleitet mit erleuchteten Festräumen dicht an uns vorüber.

So ging es die Nacht, und am anderen Tage grüßten wir schon rauhe deutsche Gewässer und endlich einen Tag später auch deutsches Land.

Helgoland, die rote Felseninsel zog in der Ferne vorüber. Nun konnte es nicht mehr lange dauern! — Stolz flattert der lange Heimatswimpel vom Mast. Die deutschen schon von Hamburg kommenden Dampfer geben uns alle den ersten Gruß.

„Hurrah! Deutschland, deutsches Festland in Sicht!“ Laut rief es ein Reiter und nun standen wir alle und sahen das flache Land. Die Feuerschiffe zogen vorbei und dann waren wir in der Elbe.

Wie ruhig und still der Dampfer ging, und so langsam! Die Elbe nahm gar kein Ende!

Hier waren wir heruntergefahren als es schon Nacht war. Nein, hier das habe ich doch schon gesehen, diesen Ort.

Im Schiff herrscht große Unruhe. Die Reiter und Passagiere laufen treppauf, treppab. „Ist dieser Koffer schon gut verschlossen?“ — Was, Blankenese ist schon zu sehen? Nun steht wieder alles und sieht und guckt fast Löcher in die spätherbstlichen Anlagen da links.

„Richtig, das ist Blankenese, ganz eben so sieht es aus wie damals im Schummer!“ — Nun geht es ja garnicht anders. Nun müssen wir ja ankommen.

Oh, wie selig sind wir, und dennoch, man hört kaum ein lautes Wort. All der lustige Schnick-Schnack, den wir auf der Reise trieben, ist heute verstummt.

Langsam fahren wir in den Hafen. Die Flaggen der Schiffe senken sich zu ehrerbietigem Gruß. Die Dampfpfeifen dröhnen laut durch die große Stadt, und immer langsamer arbeitet die Schraube, bis sie plötzlich vor einem Menschen gefüllten Quai

zitternd mit voller Kraft rückwärts dreht.

Das Schiff steht und wird langsam an seinen Platz gezogen. Wir stehen stumm und dicht aneinandergedrängt. Jeder sucht unter den Menschen da drüben die Seinen zu finden. — Da, da haben sich die ersten gefunden. Ein lautes Jauchzen an Bord, ein Winken und Nicken von drüben zeigt die große Freude.

Jetzt kommen wir dicht, ganz dicht heran. Frohe Rufe, Weinen und Lachen klingt durcheinander. Alles wird so froh um mich her —, und ich finde niemanden!

Soll's die da sein? Das ist ja mein Zwillingsschwesterchen! — Nein, wohl doch nicht! Sieh' doch das blonde Haar, die suchenden blauen Augen!

Sie sieht mehrmals suchend über mich hinweg. — Da, nun erkennt sie mich! — Nein, sie scheint's nicht zu sein. Tränen in den Augen sucht das arme Mädel weiter, und mir ist's ebenso traurig.

Da plötzlich, das Schiff berührte fast das Land, sahen wir uns in die Augen. — Natürlich, nun hatten wir uns! Der Jubel war groß, und wir sahen uns immer und immer wieder mit frohem Kopfnicken an, konnten es garnicht erwarten, bis die endlos lange Zeit der Schiffsvisitation zu Ende war und wir uns endlich richtig begrüßen konnten. Was waren wir froh über dieses Wiedersehen.

Damals in Berlin war es uns beiden so klar, daß wir uns leicht nie mehr sehen würden. Und nun standen wir doch auf demselben Boden, dicht nebeneinander und sahen uns in die Augen. Wie glücklich war diese Stunde!

Eine bekannte Dame hatte meine Schwester hierher gebracht. Ich hatte ihr in dem Jubel so spät guten Tag gesagt, und dennoch wurden wir beide von der Familie auf eine so reizend nette Weise aufgenommen. Ganz Hamburg war überhaupt in seinen offiziellen Begrüßungsreden und auch sonst so liebenswürdig zu unserem Empfang, daß wir all das Schwere des Feldzuges bald in großer Freude vergaßen.

So war ich zwei Tage Gast der Familie, mein Schwesterchen schon sehr viel länger, bis ich von Bord entlassen wurde und nach Hause fuhr, ohne die Schwester; sie mußte noch in eine andere Stadt reisen, eh' sie nach Hause kam.

In Berlin war ich nur einen Nachmittag. Aber wo wir

Afrikaner unsere schmutzige Uniform zeigten, auf der Straße oder in Lokalen, überall wurden wir von den verschiedensten Menschen angeredet. Jeder hatte ein liebes Wort für uns übrig. — Wie oft ist mir den Abend wohl zugeprostet worden! In meinem Maikäfer-Regiment sagte ich natürlich guten Tag. Leider waren zu so später Stunde nicht viele Bekannte da.

Und dann fuhr ich die Nacht durch der Heimat zu. Erst schlief ich. Aber als nach dem Umsteigen die alte gemütliche Bimmelbahn, mit der ich so oft diese Strecke gefahren war, immer weiter und weiter lief, die Namen der alten Stationen verschlafen vom Zugführer in das Morgengrauen gerufen wurden, da hielt ich es auf meinem Sitze nicht aus. Ich mußte alles der Reihe nach wiedersehen.

So stand ich am linken Fenster. Der Zug hielt wieder. War hier jemand auf dem Bahnhof? Lustige Kinderzeiten hatten wir mit den hier wohnenden Menschen verlebt.

Dann kam das Städtchen, mit zwei neuen Bahnhöfen und einem schönen Neubau auf der ersten, alten Station, kaum wieder zu erkennen.

Trotzdem erschien mir alles so klein. Ich hatte es größer in Erinnerung.

Und nun kam der letzte große Wald und dann im Morgenlicht die Seen, Wiesen und der Bach.

Dort links liegt das Dorf!

Mir ist so seltsam zu Mut. Das Herz schlägt so stürmisch! Jetzt hält der Zug. —

Klopfenden Herzens steige ich aus, und kaum eine halbe Minute später liege ich an meiner Mutter Brust.

Es waren schöne Stunden, diese ersten mit meinen Eltern und Geschwistern zusammen, und ich werde sie nie vergessen.

Es war so eigenartig still und doch froh in mir. Die langen, inhaltsschweren Jahre kamen mir fast wie ein schwerer Traum vor. — Dann sah ich wieder all die lieben Gesichter. Es war doch zu schön, als Krieger gefeiert und nun wieder im Elternhause zu sein.

Unsere guten Leute im Dorf hatten mir unter der Führung des Oberinspektors und der Mamsell ohne Wissen meiner Eltern einen festlichen Empfang bereitet.

Am Eingang des Ortes wurde ich mit einer Rede und Marschmusik begrüßt. Die alten Soldaten standen unter präsen-

tiertem Gewehr, ein kleines Mädchen schmückte mich mit einem Eichenkranz, und schließlich wurde ich unter vielen frohen Grüßen die festlich geschmückte Dorfstraße hinauf bis zu meinem Elternhause geleitet.

Abends wurde mir ein Zapfenstreich gebracht; und als ich mich für den ehrenvollen Empfang bedankte, den alten, lieben Leuten einzeln die Hand drückte, da sah ich manche Träne in ihren Augen blinken, und mir kam's zum Bewußtsein, wie ich durch meine frohe Jugendzeit hier mit allen verwachsen war.

Und nun bin ich wieder im alten ruhigen Alltagsleben und denke oft an jene Zeiten zurück.

Oft werde ich gefragt, ob es wohl gut wäre hinauszugehen, und ich antworte dann nur ungern mit ja oder nein. Es ist ein großer Entschluß, der Mensch muß gewisse Anlagen zu jenem Leben haben.

Ich selbst werde, trotz manchen Verlustes, den ich dadurch in meinem hiesigen Leben hatte, nie bereuen, daß ich hinausging, und meinen Eltern für die Erlaubnis dazu stets dankbar sein. Ich habe denkwürdige Zeiten miterlebt und viel von der schönen Erde gesehen.

Die Stunden, in denen der Tod so nahe war, in denen der Körper niedergeworfen wurde von unendlich schweren Leiden, sind mir ebenso unvergeßlich wie jene lichten Freudentage nach überstandenen Strapazen.

Aber das Zurückkehren in diese engen Verhältnisse hier fällt uns Afrikanern allen nicht leicht. Überall stößt man an Grenzen, Ecken und Kanten, die vielleicht notwendig sind, uns aber unnatürlich erscheinen. Da sind Menschen, die uns jungen Wilden erst einmal den Ernst des Lebens zeigen wollen, die in und außer dem Amt wegen nichtiger Kleinigkeiten chikanieren, nur um uns an geregelte europäisch-deutsche Verhältnisse zu gewöhnen.

Ja wirklich, daß uns, dem einzelnen noch manches fehlt, das haben wir in schwerer Zeit bitter erkennen müssen. Wir sind garnicht vollkommen und erst recht nicht mehr hier.

Aber da hilft dann die wirkliche Not und Gefahr, in der man gestanden hat. Man lernt verstehen und auch aus solchem Handeln Kraft und Nutzen ziehen.

In dem gesellschaftlichen Leben, bei frohen Festen geht

es uns ähnlich.

Eine glühende Lust durchzittert den Körper beim Klange der Geigen, sich in den Feststrudel zu stürzen, mitzutun und voll zu genießen, was man so lange Zeiten entbehrte.

Aber dieses lustige Treiben ist uns fremd geworden. Der Interessen- und Ideenkreis ist verschieden von dem der Mitmenschen, und traurig merkt man, daß manches in uns nicht mehr hierher gehört.

Doppelt brennt dann die Sehnsucht nach unserem sonnigen Dornenland, nach dem freien Meer und der großen weiten Welt.

Hier wie im Arbeitsleben sind dann aber Menschen, die uns verstehen und hilfreich entgegenkommen. Sie übersehen unsere Mängel und helfen unsere rauhen Seiten schleifen, bis wir wieder wenigstens äußerlich wieder in das ganze Getriebe unseres Vaterlandes passen. Viele gemeinsamen Leiden und Freuden, gleiche Ziele bringen uns dann auch innerlich wieder ins Gleichgewicht. Aber die Liebe zu unserem „Wild-West", für das wir stritten und darbten, die bleibt ebenso bestehen, wie unsere Vaterlandsliebe, in der ich jetzt manchen Deutschen sorgenvoll Deutschlands Geschick erwägen hörte.

Wir Afrikaner teilen diese Sorgen nicht. Wir haben Deutschlands Jugend kämpfen, dulden sehen. Sie strebte unserer Väter Art in allem Schweren nach.

Ewiger Kampf, Stoffwechsel ist Leben. Laßt die Parteien in unserem Heimatlande einander schleifen und hobeln. Sobald ein machtvoller Feind gegen uns Deutsche aufsteht, wird all dieses Plänkeln im Innern zu einem machtvollen Willen zusammenschließen, der nur einen Zweck, die Verteidigung unseres deutschen Reiches und die Vernichtung seiner Feinde kennt.

Das ganze Volk, die deutschen Frauen, Mädchen werden helfen, sorgen, und sei's mit aller unserer letzten Kraft, daß selbst ein übermächtiges Heer von Feinden nicht den Sieg davonträgt.

T 53 764 819

o Verkürzte Leihfrist, da Lesesaalbestand
x Verkürzte Leihfrist, nur für den Lesesaal
o Keine Kopien
o Nicht ausleihbar, Lesesaalbestand
o Nicht ausleihbar, bitte bestellen Sie den Aufsatz (anhand der beigefügten Indices)
o Bitte Angaben überprüfen
o Nur Auftragskopie möglich: Seitenumf: S., °

Stadt-und Univ.-Bibliothek Frankfurt am Main
Abt. Afrika, Asien, Judaica/Fr. Kasper
Bockenheimer Landstr. 134 - 138
D-60325 Frankfurt am Main
Tel. 069-212-39247

23.05.01/K